

# Ich jagte Eichmann

Simon  
Wiesenthal

Tatsachenbericht

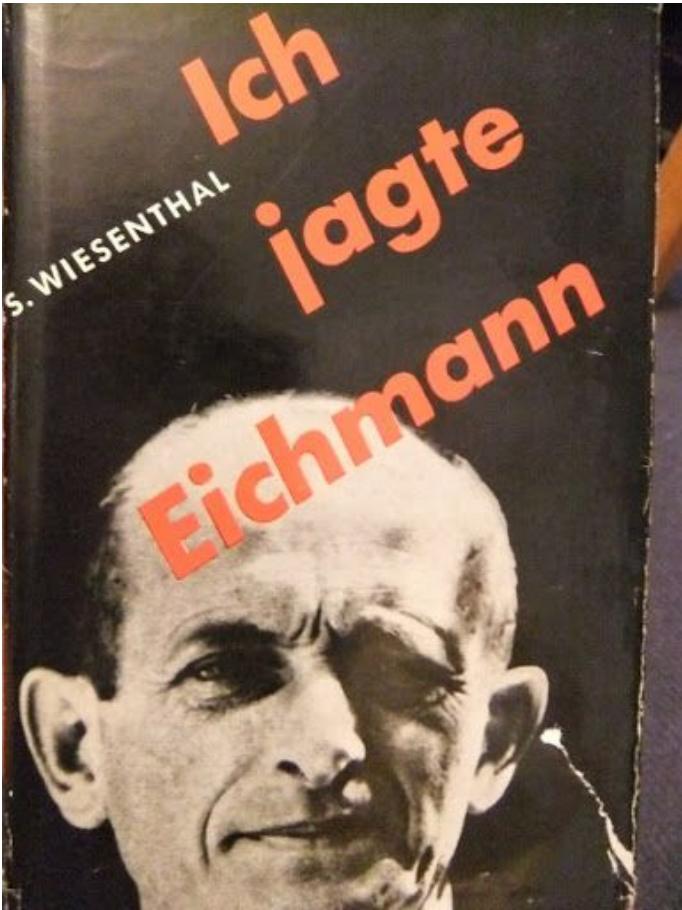


**SM**  
Bücher



Simon Wiesenthal  
bei einer Pressekonferenz  
im Dokumentationszentrum  
»Yad Washem« in Jerusalem

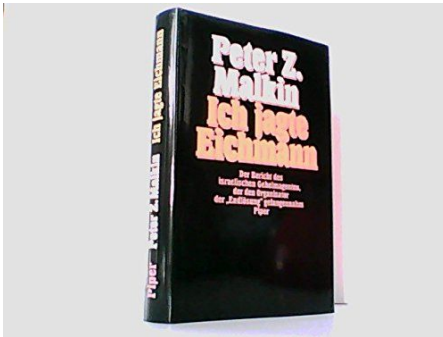
Der Name Adolf Eichmann ist vielen Menschen erst nach 1945 bekannt geworden. Während des »Dritten Reiches« kannten ihn nur wenige, obgleich er zu den finstersten Figuren um Hitler und Himmler gehörte. Eichmann hat Millionen Morde auf dem Gewissen, denn er hat nach der Ermordung Heydrichs die sogenannte »Endlösung der Judenfrage« verantwortlich durchgeführt. Als die Amerikaner 1945 die Insassen des Konzentrationslagers Mauthausen befreiten, befand sich unter den Überlebenden auch Simon Wiesenthal, der Autor dieses Tatsachenberichtes. Vom Tage seiner Befreiung an kannte er nur eine Aufgabe: Eichmann seiner gerechten Strafe zuzuführen. Welche Schwierigkeiten Wiesenthal überwinden und welche abenteuerlich anmutenden Wege er gehen mußte, zeigt der vorliegende Band, der die Grundlagen für das Verständnis des Eichmann-Prozesses liefert.



© Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1961  
Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh  
Buch-Nr. 2746 • Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Meiner Tochter Pauline zum besseren Verständnis, warum ihr Vater sich in ihren Kinderjahren ihr so wenig widmen konnte.



Nicht alle Österreicher und Deutschen, die mir bei der Suche nach Eichmann geholfen haben, darf ich heute bei ihren richtigen Namen nennen.

Dies hängt vor allem damit zusammen, dass sich jene Hoffnungen nicht erfüllt haben, die wir alle beim Zusammenbruch des Dritten Reiches hegten.

## I. Kapitel

Es ist Montag, der 23. Mai 1960. Ich schalte gerade das Radio ein, um die Abendnachrichten zu hören. Es laufen die üblichen Meldungen ab. Auf einmal fahre ich wie elektrisiert in die Höhe. Eine Meldung aus Jerusalem: Der israelische Premierminister David Ben Gurion erklärte heute um elf Uhr vor dem Parlament, dass der Mörder von Millionen Juden, Adolf Eichmann, gefasst wurde und sich nunmehr in Israel in Haft befindet. Noch kann ich es kaum glauben. Ich wiederhole die Nachricht meiner Frau und möchte sie noch einmal hören. Das geht aber nicht.

Seit Monaten hoffte ich auf diese Nachricht. Mein letzter Kontakt war genau am 15. Februar 1960 mit Michael und Meir, als ich ihnen die wichtigen Fotografien übergab. Über drei Monate hörte ich dann nichts, so dass mein Optimismus allmählich von pessimistischen Gefühlen abgelöst wurde.

Also doch! Es ist gelungen! Ich laufe durch die Wohnung; kann mich nicht beruhigen. Plötzlich bricht eine Lawine von Telefonanrufen los. Bekannte fragen mich, ob ich die Nachricht gehört habe, was ich dazu sage? Redakteure, die seit Jahren wussten, dass mich der Fall Eichmann beschäftigt, melden sich an. Für die Anrufenden bin ich der einzige Mensch in Österreich, der den Schlüssel zum Geheimnis hat. Alle wollen Auskunft, Auslandskorrespondenten, die in Wien tätig sind, reichen sich meine Telefonnummer weiter, – Blitzgespräche unterbrechen die üblichen Fernanrufe. Ich weiss immer noch nicht, was ich sagen darf und was ich sagen soll.

Ich sage: «Es stimmt, ich habe Material über Eichmann gesammelt, die Anklage stützt sich wahrscheinlich zum Teil auf mein Dossier.» Ich muss immer wieder versichern, dass ich nicht in Argentinien war.

Der einzige Ausweg, der mir einfällt: Ich lege den Telefonhörer auf den Tisch, verursache ein dauerndes Besetztzeichen und bleibe in meinem Zimmer. Ich sitze unbewegt und kann im Andrang so vieler Gedanken überhaupt an nichts denken.

Pie letzten fünfzehn Jahre stehen mir auf einmal vor Augen. Sind es wirklich fünfzehn Jahre? denke ich. Das ist doch eine gewaltige Zeit, das ist fast ein Viertel des Lebens. Fünfzehn Jahre! Ich denke an den 23. Mai 1945 zurück. Genau an diesem Tage – oder war es vielleicht ein oder zwei Tage vorher? – hatte ich den ersten SS-Mann verhaftet.

Alles, was sich seither abgespielt hat, läuft vor meinen Augen ab. Dutzende Gesichter tauchen auf. Es sind Amerikaner, Österreicher, Deutsche, Polen,

Flüchtlinge aus allen Ländern, Juden aus Österreich, Deutschland, Italien und Argentinien. Eine Szene löst die andere ab. Misserfolge auf Misserfolge, Enttäuschungen auf Enttäuschungen, Hoffnungen, Illusionen türmen sich in meiner Erinnerung und wollen nochmals erlebt werden.

Ich gebe mein nervöses Umherwandern auf, setze mich und starre vor mich hin. Wie war es nun wirklich? Wie kam es zu all dem? Ich befinde mich wie in Trance. Als ich aus diesem Zustand erwache, ist es fünf Uhr früh. Eine ungeheure Müdigkeit lastet auf mir. Ist es nur die Müdigkeit dieser einen schlaflosen Nacht? Ist es die Müdigkeit nach meinem langjährigen Wirken? Oder wird diese Müdigkeit durch die auf einmal aufgelöste Spannung verursacht?

Meine Frau kommt zu mir ins Zimmer und ermahnt mich, schlafen zu gehen. Ordnungshalber legt sie wieder den Telefonhörer auf die Gabel, und das verkürzt meinen Schlaf. Um sieben Uhr früh kommen wieder die ersten Anrufe. Ich sage meiner Frau, dass ich für niemanden zu sprechen sei, und versuche einzuschlafen. Doch das Jahr 1945 steht vor mir.

Nur der Arzt hatte eine Uhr. Wir waren über neunhundert im Todesblock VI des KZ Mauthausen, die Toten mitgezählt, die seit gestern nicht mehr aus dem Block herausgetragen wurden. Wir warteten auf die Amerikaner. Auf einmal sagte der Arzt:

«Es ist bald zehn Uhr, die sollten ja schon hier sein.»

Wir wussten, dass er die Amerikaner meinte. Auf den Betten neben mir lagen Menschen mit verglasten Augen, ich wusste nicht, ob sie schon tot waren oder mit geistesabwesendem Blick von der Freiheit träumten. Alle paar Minuten betraten Häftlinge die Baracke und teilten die letzten Nachrichten mit: «Man sieht eine Staubwolke in der Ferne, es sind sicher die Amerikaner!» Dann liefen sie wieder davon. Wer in unserer Baracke einigermassen kriechen konnte, war schon seit acht Uhr früh draussen. Für mich war es eine zu grosse Anstrengung, ich blieb einige Minuten draussen, sah aufgeregte Häftlinge auf dem Platz zwischen den Baracken, sah diskutierende Gruppen, ich sah auch frohe Gesichter, aber es wurde mir kalt, und ich ging in die Baracke zurück und legte mich auf die Pritsche. Mein Bettgenosse Katona, ein ungarischer Richter, war vorgestern gestorben, gestern wurde er noch von den Leichenträgern aus der Baracke geholt und auf dem Leichenhaufen, einige Meter vor der Baracke, aufgestapelt. Das Krematorium hatte seit einigen Tagen nicht mehr gearbeitet, und Leichen lagen überall, denn, die Leichenkammer war voll.

Noch vor vier Tagen befanden wir uns in grosser Gefahr. Es hiess, man wolle uns alle in einen Stollen des benachbarten KZ Gusen treiben, uns dort einmauern und den Stollen sprengen. Das war die letzte Idee des Lagerkommandanten Ziarei, bevor er flüchtete.

Auf einmal hörten wir lautes Schreien; es entstand ein unbeschreiblicher Lärm. Auch bei uns in der Baracke, in der es ansonsten sehr still war und die Ruhe nur durch das Stöhnen der Sterbenden von Zeit zu Zeit unterbrochen wurde, begannen die Leute zu schreien und zu rufen:

«Sie kommen! Sie kommen!»

«Es ist zehn Uhr», sagte der Arzt, «endlich!» und verliess die Baracke. Wir wollten alle zugleich hinaus. Meine Pritsche war auf der dritten Etage, und ich sprang federleicht hinunter. Auf dem Gang zwischen den Betten lagen bis zur Tür hin Menschen, die mit letzter Kraft auf allen vieren krochen und aus der Baracke wollten. Sie flüsterten: «Die Amerikaner, die Amerikaner.» Endlich gelangte ich ins Freie. Eine jubelnde Menge bewegte sich auf der Lagerstrasse. Ich mischte mich ins Gewimmel, das mich mit Fortritt. Bald blieben Kameraden auf der Strecke liegen; brachen vor Erschöpfung zusammen, bevor sie zu den amerikanischen Panzern gelangen konnten. Es dauerte eine Weile, bis ich in die Nähe der Panzer kam, endlich sah ich die verstaubten Gesichter der Soldaten und die amerikanischen Flaggen auf den Panzern. Ein Gewirr von Stimmen in vielen Sprachen, von denen ich nicht alle verstand, umtoste mich. Spanier zogen heran mit ihrer Flagge, die sie schon lange vorbereitet hatten; Polen, Tschechen, Griechen, Italiener trugen auf ihren Häftlingsanzügen plötzlich ihre Nationalabzeichen. Die Amerikaner verteilten Zigaretten, ich setzte mich und blickte vor mich hin. Ich wollte nun sofort auch ein Abzeichen haben, ein jüdisches, ein blau-weisses. Aber unter den vielen Flaggen sah ich keine jüdische. Ich ging zum Lager zurück, doch ich war erschöpft und konnte nicht mehr. So blieb ich auf einer Stufe sitzen, neben mir sassen oder lagen Kameraden von unserem Block, die ebenfalls nicht mehr gehen konnten. Ich wollte in die Baracke. Einen vorbeigehenden Häftling bat ich, mir zu helfen und mich zu stützen. Er tat es. Ich sah ihn an, er war auch Jude. – «Warum haben wir keine Flagge?» fragte ich.

«Ich habe Hunger», antwortete er.

Auch ich hatte Hunger, wer von uns nicht? Unsere Kost bestand aus einer dünnen Suppe, aus zwei Tassen ungezuckerten «Kaffees», den wir Neger-schweiss nannten, und fünfzig Gramm lehmigen Brotes. Mich aber quälte mehr das Verlangen nach einer Flagge als nach Essen. Als ich in die Nähe der Baracke kam, sah ich zwei Kameraden aus unserem Block, die dem Aussehen nach «Muselmanen» waren. (Muselman war die verächtliche Bezeichnung für einen ausgemergelten Häftling, der als Vergasungskandidat galt.) Sie machten eine jüdische Flagge aus zwei Hemden, aus einem ehemals blauen und aus einem ehemals weissen. Ich blieb vor dieser Flagge stehen... und verlor plötzlich das Bewusstsein. Man brachte mich mit einer Tragbahre in die Baracke.

Als ich wieder zu mir kam, hatte ich Zeit zum Nachdenken. Plötzlich übermannte mich heftiges Schluchzen. Seit Jahren waren meine Augen trocken gewesen. Ich lag zwischen Toten, ich ging mehrmals mit meinen Kameraden

den letzten Weg, von dem sie nicht mehr zurückkamen und der mir aus irgendeinem Zufall erspart blieb. Ich hatte nie geweint, selbst wenn ich von Toten – auch toten Kindern – umgeben war. Eine grosse Einsamkeit übermannte mich. Es kam mir allmählich zum Bewusstsein, dass ich allein war. Meine Gedanken wanderten zu meinen Nächsten, ich wusste sie tot, oder ich glaubte sie tot. Die jahrelange Spannung, das Ziel des Überlebens war erreicht. Ich war seit einigen Stunden frei! Ich war siebenunddreissig Jahre alt, Architekt, ohne Familie, ohne Verwandte, ohne irgendetwas, an das ich mich klammern konnte. Hatte das Überleben überhaupt einen Wert? Ich war einer von Hunderttausenden aus meiner Stadt, der dem Tod von der Schaufel fiel. Jetzt lag ich da und weinte. Ich wollte mir klar darüber werden, warum ich weinte, aber ich konnte meinen Weinkrampf nicht beherrschen. Der Arzt kam zu mir und streichelte mich. Es war ein KZ-Kamerad aus Plaszow, Dr. Rubinstein, ein junger Mensch, dessen Güte uns alle in diesem Todesblock getröstet hatte. Er war der einzige Bleistiftbesitzer unseres Blocks, er gab mir das kostbare Schreibgerät, als ich in dieser Hölle Anfang April 1945 begann, Zeichnungen über das KZ Mauthausen anzufertigen. Sie lagen unter dem Stroh der Pritsche. Kein SS-Mann betrat je den Todesblock. Er kam bloss frühmorgens zur Schwelle, nahm vom Arzt gleichgültig die Meldung, wie viele über Nacht verstorben waren, entgegen und ging zum nächsten Block.

Auf der Nachbarpritsche lagen kranke Franzosen, die Pläne schmiedeten, wann sie heimkommen würden. Es kamen andere Franzosen zu ihnen, sie steckten die Köpfe zusammen und berieten. Ich hatte kein Zuhause mehr. Wohin sollte ich gehen? Zurück nach Polen. Zu wem? Jeder Stein, jeder Baum, jedes Haus wird mich an all das Erlebte erinnern. Polen war für mich ein Friedhof, und ich hatte bei Gott von Friedhöfen genug. Amerikaner kamen am Nachmittag in die Baracke, fotografierten uns und fragten, wie wir denn hier hätten leben können. Es kamen Sanitäter mit DDT-Spritzen, und bald waren wir alle in eine weisse Wolke gehüllt. Dann kamen Essenträger und brachten grosse Kübel mit dicken Suppen, die unsere Mägen nicht vertrugen.

Es vergingen zwei Tage und zwei Nächte, ich schlief unruhig und sagte mir immer wieder: Ich bin ein freier Mensch, ich kann gehen, wohin ich will, und bin trotzdem noch im KZ? Andere Kameraden gingen zur Schreibstube, holten sich Passierscheine, verliessen das Lager, gingen in das Städtchen Mauthausen und kamen erst am Abend wieder in die Baracke zurück. Das festungsartige Konzentrationslager Mauthausen liegt inmitten einer wunderschönen Landschaft. Wie schmerzlich war mir dieser Blick von der Anhöhe Mauthausens hinunter auf die umliegenden Hügel und Täler, bis weit in die Alpen hinein – ein Bild, das ich einige Monate in einem Stacheldrahtrahmen genoss.



Am 7. Mai nachmittags ging ich schliesslich in die gegenüberliegende Schreibstube. Ich hatte einen Stock, auf den ich mich stützte, und wollte auch einen Passierschein. In der Schreibstube schien niemand zu sein, und als ich im Korridor umherirrte, stiess ich unversehens mit jemandem zusammen. Ich wurde angebrüllt, zu Boden geschlagen, mit Fusstritten, bearbeitet, dann am Arm hinausgezerrt und auf den Vorplatz geworfen. Als ich mich erheben wollte, bekam ich noch einen Stoss. Erst jetzt erkannte ich, dass der Revierschreiber Kasimir Rusinek, ein gutgenährter Pole, vor mir stand und schrie:

«Du verfluchter Muselman, du hast in der Schreibstube nichts zu suchen!»

Ich blieb noch eine Weile liegen. Kameraden von Block VI sahen mich und brachten mich auf die Pritsche. Während meiner langjährigen KZ-Haft wurde ich oftmals geschlagen.

Schon sechs Tage nach der Besetzung Lembergs, am 6. Juli 1941, wurde ich fürchterlich von ukrainischen Angehörigen einer deutschen Wehrmachtsgruppe geschlagen. Die Gruppe nannte sich «Solovij» (Nachtigall) und brachte mich ins Brigidki-Gefängnis. Dort rettete mich ein ukrainischer Polizist, Bodnar, der einst Maurer bei mir war. Später waren es die Schläge im Ostbahn-Ausbesserungswerk, dann im KZ-Lager Janowska, im KZ Plaszow-Krakau, im KZ Grossrosen. In Mauthausen wurde ich von niemandem geschlagen. Ich wurde gleich zum Todesblock geschickt. Man gab mir eben keine Chance. Aber das alles hatte sich doch zur Zeit meiner KZ-Gefangenschaft abgespielt.

Als ich nun so dalag und Schmerzen in der Seite verspürte, kam mir zu Bewusstsein: Ich bin doch ein freier Mensch! Ich wurde zwei Tage nach der sogenannten Befreiung geschlagen. Es ist doch der 7. Mai 194s.

Sollte es so weitergehen in meinem Leben? Sollte ich von nun an immer von den physisch Stärkeren geschlagen werden und für immer ein Muselman bleiben, dem man keine Chance des Überlebens gibt? Ich revoltierte innerlich. Ich wollte von der Pritsche aufstehen, aber die Kameraden hielten mich zurück.

«Was willst du machen, wohin willst du?» fragten sie mich.

«Ich will zum amerikanischen Kommandanten, ich wurde geschlagen! Das geht doch nicht! Wurden wir nicht erst vor zwei Tagen befreit?»

«Warte bis morgen, der Kommandant ist im inneren Lager und das ist von hier unten für dich ein weiter Weg.»

Ich liess mich beruhigen, aber das Vorhaben, den Vorfall beim amerikanischen Lagerkommandanten, Oberst Levy, zu melden, wollte ich unbedingt durchführen. Am 8. Juli bat ich zwei Kameraden, Dr. Laks und Dr. Rubinstein (jetzt beide in den USA), mich zum Kommandanten zu begleiten. Ich war nicht sicher, ob meine Kräfte für diesen Weg ausreichen würden. Ich versprach ih-

nen, vom inneren Lager allein zurückzukommen. Sie gingen mit mir und lieferten mich in der Lagerkommandantur ab. Dort durfte ich mich setzen, und das tat mir wohl. Der junge, sympathische Adjutant des Kommandanten, ein deutschsprechender Leutnant, empfing mich, hörte sich meine Beschwerde an und geleitete mich in einen anderen Teil der Kommandantur. So kam ich in das Büro des «War Crimes». Auf meine Frage sagte er, hier sei das Büro, das sich mit Kriegsverbrechen befasse.

Ich durfte mich wieder setzen und sah mir das Büro an. Vier oder fünf Amerikaner waren anwesend, und einige Häftlinge unterhielten sich mit ihnen; zwei davon sassen an Schreibtischen und arbeiteten. Nach einer Weile brachten Soldaten einen SS-Mann herein. Ein Amerikaner stand vom Schreibtisch auf, fragte den SS-Mann etwas und ging mit ihm wieder hinaus. Ich fragte einen Häftling, wohin man ihn führe, da hiess es: in den Bunker. Über eine Stunde sass ich dort, es kamen Häftlinge und machten ihre Meldungen, – drei- oder viermal wurde die Verhaftung von SS-Männern gemeldet. Meine Stimmung hob sich. Ich war ganz Auge und Ohr. Und als der Amerikaner mich endlich fragte, was ich ihm zu sagen hätte, wusste ich im Augenblick nicht mehr, warum ich gekommen war. Ich konnte meine Gedanken nicht sammeln. Dann erzählte ich kurz, wie ich misshandelt worden war, nannte den Namen des Revierschreibers Rusinek und fragte, ob es Lagerfunktionären noch immer gestattet sei, Häftlinge zu schlagen. Der Amerikaner machte sich Notizen und sagte:

«Seien Sie beruhigt, es wird Sie niemand mehr schlagen, – wir werden uns diesen Mann vornehmen; Sie werden noch von uns hören.»

Ich bedankte mich und fragte, ob ich hier noch eine Weile bleiben dürfe. Der Amerikaner sah mich an, musterte mich und sagte:

«Ruhen Sie sich aus, Sie stören uns nicht.»

Ich sass vielleicht noch eine halbe oder eine Stunde, ich sah, wie verhaftete SS-Männer hereingebracht wurden, und genoss so meine Freiheit. Ich sah endlich den Arm der Gerechtigkeit walten, und das gab mir neuen Mut und neue Hoffnung. Ich weiss nicht, wie ich in die Baracke zurückkam, ich weiss nur, keiner musste mir helfen.

Einige Stunden waren vergangen, ich sass vor der Baracke, sonnte mich und dachte nach. Diese Szenen, die ich im «War Crimes» erlebte, gaben mir Stoff zum Nachdenken. Ich beneidete die Häftlinge, die dort tätig waren. Es hatte sich auf dem Revier und auf anderen Blocks schon herumgesprochen, dass ich eine Meldung gegen den Revierschreiber Rusinek gemacht hatte. Andere «Muselmanen» kamen auf mich zu und bewunderten meinen Mut, dass ich einen Funktionär angezeigt hatte. Sie lebten noch in den Vorstellungen, die schon seit Tagen nicht mehr galten, ich aber hatte mich rasch umgestellt. Ich dachte nicht mehr an Rusinek, nur noch an die Arbeit des «War Crimes». Häftlinge kamen und erzählten, wie viele SS-Männer verhaftet wurden, dass im benachbarten Gusen Jagd auf verhasste Kapos und andere Kollaborateure ge-

macht werde. Ich lächelte und dachte: Endlich ist die Zeit da, wo wir unseren Peinigern alles heimzahlen können! Nach meiner Rückkehr vom «War Crimes» traf ich zwei amerikanische Sanitäter mit einer Waage. Ich wurde gewogen und hatte ein Gewicht von etwas über 46 Kilogramm bei einer Grösse von 1,80 Meter. Auch daran dachte ich, als ich den Wunsch aufkommen fühlte, mich an meinen Peinigern zu rächen.

Ein Kamerad kam auf mich zu, mit dem ich schon einige Male gesprochen hatte und den viele im Lager als aufrechten Charakter verehrten. Es war der Pole Cyrankiewicz. Lächelnd sagte er:

«Kamerad, ich habe mit dir zu sprechen. Du hast eine Meldung gegen Rusinek gemacht. Er hat etwas Unrechtes getan, das wir alle missbilligen. Ich weiss nicht, was in ihn gefahren ist, er hat hier vielen Leuten geholfen und er war in der Untergrundbewegung des Lagers,— ich bitte dich, die Meldung zurückzuziehen.»

«Er hat mich geschlagen, ohne Grund. Ich bin doch ein freier Mensch!»

«Du hast recht, das war eine Entgleisung, die ich nicht verstehe. Aber du kannst doch einen Kameraden nicht dorthin bringen, wo die SS sitzt! Ich werde dafür sorgen, dass er sich bei dir entschuldigt, und bitte, bereinige die Sache mit ihm.»

«Ich sage nicht nein, aber ich sage auch nicht ja. Das kam über mich so plötzlich, mitten in die Befreiung.»

«Gut, ich komme noch am Abend vorbei.»

Eine Stunde später kamen noch andere Kameraden, die alle um Nachsicht für Rusinek baten, darunter der ehemalige polnische Minister Putek, der sehr beliebt war. Als Cyrankiewicz am Abend zum zweitenmal kam, sagte ich ihm, ich würde die Meldung zurückziehen. Cyrankiewicz sagte, Rusinek werde sich bei mir öffentlich vor allen Kameraden entschuldigen. Am nächsten Tag war ich wieder beim «War Crimes». Diesmal ging ich schon allein, ohne fremde Hilfe. Ich freute mich, dass ich etwas warten musste, so konnte ich mir wieder den Betrieb ansehen. Als ich dann an die Reihe kam, erklärte ich:

«Ich möchte die Meldung von gestern zurückziehen, ich will einem Kameraden nicht schaden.»

Ich wurde noch einmal nach dem Namen gefragt, der Amerikaner machte eine Notiz und entliess mich. Er fragte noch, ob sich Rusinek bei mir entschuldigt habe; ich sagte, er werde sich entschuldigen, sobald ich von hier zurückkäme, und zwar öffentlich vor allen Kameraden.

«Das möchte ich mir ansehen», sagte der Amerikaner und liess mich etwas warten. Dann nahm er seine Mütze, und wir gingen ins Lager. Wir kamen vor die Baracke und gingen zur Schreibstube. Im Nu versammelten sich um uns viele Häftlinge aus unserem und aus anderen Blocks, so dass der Vorplatz der

Schreibstube ganz voll war. Dann sah ich Rusinek mit Cyrankiewicz kommen. Ich machte den Amerikaner darauf aufmerksam. Er bat die Häftlinge auseinanderzutreten und einen Halbkreis zu bilden. Rusinek kam auf mich zu und bat mich, ihm seine Entgleisung zu verzeihen; er bereue sein Vorgehen. Schliesslich berief er sich darauf, wie viele Kameraden er gerettet habe. Ich sagte: «Gut, ich nehme deine Entschuldigung an», die Hand aber reichte ich ihm nicht. Wir gingen auseinander. Kameraden vom Block machten mir Vorwürfe, weil ich Rusinek die Hand nicht gereicht hatte. Ich sagte, mich störe das Wort «gerettet», und wenn ich einen psychischen Defekt vom KZ davontrüge, dann sei es die Abneigung gegen Retter. Diese Abneigung geht auf einen Vorfall im Jahre 1941 beim Ghetto Lemberg zurück.

Ich war damals auf dem Heimweg von der Arbeit bei der Ostbahn. Da sah ich vor dem Ghattotor eine Kolonne, die von einigen jüdischen Polizisten bewacht war. Als ich näher kam, bat einer aus der Reihe den jüdischen Polizisten (den er offenbar kannte), ihn zu befreien. Kurz entschlossen liess der Polizist seinen Freund aus der Kolonne heraustreten, kam dann auf mich zu und wollte mich in die Kolonne hineintreiben. Ich wusste nicht, dass hinter mir gerade einige SS-Männer kamen, um diese Kolonne in Empfang zu nehmen. Ein SS-Mann brüllte den Ghettopolizisten an:

«Der Mann dort muss zurück in die Reihe, lassen Sie diesen» – damit meinte er mich – «ins Ghetto passieren.»

Am Abend erfuhr ich, dass diese Kolonne, vor der mich der unbekannte SS-Mann bewahrt hatte, von der SS zur Vernichtung bestimmt war. Am nächsten Tage wurden alle erschossen. Ich habe noch unzählige Male in den Konzentrationslagern beobachtet, wie Funktionäre auf ähnliche Weise Menschen «retteten», indem sie ihre Bekannten verschonten und andere an ihrer Stelle in den Tod schickten. Die Kameraden, die meine Erzählung als Entschuldigung hörten, stimmten mir zu. Es war ja bekannt, dass die Schreibstube des Reviers auf Anordnung des Lagerarztes die Listen der unheilbar Kranken für Transporte zusammenstellte. Aus diesen Listen hat man oft Kameraden «gerettet». Polen aus der Anders-Gruppe besuchten mich später, um mir Vorwürfe wegen meiner Nachgiebigkeit zu machen. Sie erzählten mir, dass innerpolitische Gegner nicht «gerettet» wurden. Ich war aber mit meinen Gedanken nicht mehr dabei. (Cyrankiewicz ist übrigens heute Ministerpräsident und Rusinek stellvertretender Kulturminister.)

Die Arbeit des «War Crimes» beschäftigte mich gedanklich weiter. Gruppen von einheimischen Nationalsozialisten wurden ins Lager gebracht, um unter Bewachung die Toten zu bestatten. In der Nähe unserer Blocks wurde ein grosses Feld für die Bestattung der Leichen – es waren inzwischen über dreitausend – bestimmt. Ich sass jeden Tag am Rande dieses Feldes und sah zu, wie SS-Männer und Nazi-Würdenträger voll Ekel die Toten anfassten und sie zu Grabe trugen.

Ich sass auch dort während der Mittagspause und schaute mir die Leute an – dieselben, in deren Händen noch vor einigen Tagen unser Schick^ sal lag. Auch sie blickten mich an, mich, den sie früher eines Blickes nie gewürdigt hätten. Beim amerikanischen Posten, der sie bewachte, versuchten sie sich anzubiedern, um eine Zigarette zu bekommen. Sie, die Elite der Nation, deren Niederlage kaum zehn Tage alt war, benahmen sich wie würdelose Bettler. In ihren Augen spiegelte sich noch die Angst, die Angst, man werde sie für die begangenen Verbrechen bestrafen. Und als Strafe kannten sie ja selbstverständlich – aus ihrer eigenen Erfahrung – nur den Tod. Ich habe mehrere Male im Verlaufe meines KZ-Daseins während aller dieser Jahre dem Tode gegenübergestanden. Zweimal war ich zum Erschiessen verurteilt und wurde nur durch einen Zufall gerettet. Ich kam nach Mauthausen in den Todesblock und habe es überlebt. Aber unzählige meiner Kameraden gingen stumm in den Tod und hatten in ihren Augen den gleichen Ausdruck der Angst, den ich jetzt in den Augen der SS-Leute sah.

In die Baracke zurückgekehrt, beschäftigte mich das alles fortwährend. Manche meiner Kameraden packten ihre Habseligkeiten und machten sich – soweit sie es physisch konnten – zu Fuss auf den Weg nach Hause. Es wurden nationale Komitees gegründet, die mit den Verbindungsoffizieren der Amerikaner Kontakt aufnahmen. Die jüdische Gruppe war unschlüssig. Wer von uns noch irgendwo einen Verwandten vermutete, meldete sich zum Rücktransport, vor allem die ungarischen Juden, die ja überhaupt noch nicht lange im KZ waren. Für mich gab es kein Zurück mehr, ich hatte niemanden. Was ich suchte, war ein Lebensinhalt. Mehrmals ging ich noch zur Kommandantur, um wenigstens durchs Fenster die Arbeit des «War Crimes» zu beobachten. Ich positionierte mich dort manchmal stundenlang und lauschte begierig allen Neuigkeiten, die man dort erfahren konnte.

Eines Tages, als keine Passierscheine mehr notwendig waren, verliess ich das Lager und begab mich in den Ort Mauthausen. Ich ging genau den Weg, den ich am 7. Februar 1945 mit meinen Kameraden gegangen war, als wir aus Buchenwald kamen. Jetzt allerdings in umgekehrter Richtung. An vielen Stellen, deren ich mich entsann, blieb ich stehen. Hier wurden einige Kameraden, die nicht mehr gehen konnten, erschossen, dort ruhte ich mich aus und stand noch rechtzeitig auf, bevor mich eine Kugel niederstrecken konnte... Ich ging weiter und sah mir die ersten Häuser an. Kinder spielten in den Vorgärten, eine Frau trocknete Wäsche, ich war für alle ein Fremder. Mein Blick blieb an den Kindern haften, ich musste an jüdische Kinder denken, die ich im Ghetto Lemberg gesehen hatte. Ich musste an jüdische Kinder denken, die mit KZ-Nummern oder KZ-Tätowierungen ihr elendes Dasein im Schatten der Gaskammern und Krematorien fristeten. Ich sah Bauern auf den Feldern arbeiten; aber am meisten reizte mich die Ruhe in der Umgebung eines solchen Vernich-

tungslagers, das wir «Mordhausen» nannten. Ich kam in das Städtchen und sah dort andere Häftlinge, die genau wie ich umherirrten. Ich ging an der Kirche vorbei und blickte hinein. Sie war leer. Ich sah die Figur des Gekreuzigten und begann nachzudenken. Da fielen mir auf einmal seine überlieferten Worte ein: «O Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.» Ich setzte mich auf eine Bank und begann, die Passanten zu mustern. Ich dachte, wie viele von ihnen waren Nazis, wie viele von ihnen haben das Parteiprogramm und die Judenausrottung bejaht? Wussten sie nicht, was sie taten? Und wie war es mit der SS? Waren es nur ungebildete Lümmel? Was war mit den Schriftstellern, die das nationalsozialistische Gedankengut verbreiteten? Wussten sie auch nicht, was sie taten? Wer wusste dann überhaupt etwas? Kann man das «vergib ihnen» auch jetzt anwenden? Nein, sagte ich mir: O Herr, vergib ihnen nicht, denn sie wussten, was sie taten, und wie gut wussten sie es!

Ich machte mich auf den Weg ins Lager zurück und war von diesem Spaziergang etwas erschöpft. Ich sah, dass sich nichts geändert hatte,— gleichgültig blickten die Menschen uns an, als wären wir eben nur dazu da, damit sich an uns die Wut der Bestien abregiere. Ich hatte Durst, ging in ein Bauernhaus und bat um Wasser. Die Bäuerin gab mir ein Glas Most und fragte mich, ob ich aus dem KZ Mauthausen sei und ob es dort schlimm gewesen wäre. Ich sagte ihr:

«Seien Sie froh, dass Sie es nicht von innen kennengelernt haben.» «Wieso ich?» sagte sie. «Ich bin doch keine Jüdin.»

Ich ging und überlegte. Im Unterbewusstsein dieser Leute sind eben die Juden dazu da, um in der KZ-Maschinerie umzukommen. So also war die Umwelt, in der ich von nun an leben sollte. Keine fünfhundert Meter vom Krematorium und von der Gaskammer entfernt, denken die Menschen so!

Wieder fiel mir «War Crimes» ein. Ja, die Verbrechen der Nazis müssen aufgedeckt werden. Erst wenn das ganze Ausmass der Greuel bekannt und die nackte Wahrheit an den Tag gebracht ist, werden die Menschen zum Nachdenken gezwungen sein.

Ich gewann zusehends an Kräften. Ich glaube, dass ich täglich ein bis zwei Kilogramm zugenommen habe. Endlich entschloss ich mich, zum «War Crimes» zu gehen und mich dort zur Verfügung zu stellen. Im Block waren noch einige Freunde, denen ich mein Vorhaben mitteilte. Sie missbilligten es nicht, sondern sagten nur:

«Wärest du wenigstens Jurist. Du bist Architekt, welche Ausbildung bringst du für diese Arbeit mit? In jahrelangen Nachforschungen wird man diese Verbrecher suchen und überführen müssen; es wird unerhört schwer sein, sie überhaupt zu finden! Dazu braucht man doch Leute mit kriminalistischer Begebung.»

Ich erinnerte mich an mein Zuhause, an meine Bibliothek, ich dachte scharf nach, ob ich Kriminalromane besessen hatte. In meiner Jugendzeit hatte ich welche gelesen. Ich sträubte mich mit allen Kräften gegen den Gedanken, fürs

«War Crimes» nicht geeignet zu sein. Ich sagte meinen Freunden:

«Ich besitze etwas, was vielleicht auch von Wert ist: den Glauben an eine gerechte Sache. Ich fühle mich berufen, das Vermächtnis jener Kameraden zu vollstrecken, die diesen Tag nicht mehr erlebt haben. Möglich, dass ich mich nicht eigne. Aber ich will vorerst mir selbst zu beweisen versuchen, dass ich die Toten nicht vergessen habe. Schliesslich hat mein Leben vorläufig keinen anderen Sinn. Ich war Architekt und sah Häuser, die ich gebaut habe, in Sekunden einstürzen. Glaubt ihr, ich könnte mich jetzt so ohne Weiteres wieder an einen Zeichentisch setzen, als wäre in all diesen Jahren nichts passiert? Zuerst muss abgerechnet werden. Und nach der Abrechnung werde ich weiter sehen.»

Am nächsten Tage ging ich zum «War Crimes» und meldete mich bei dem jungen Leutnant, mit dem ich damals die Sache Rusinek behandelt hatte. Ich fühlte mich irgendwie kräftiger und war erstaunt, dass der Leutnant es nicht merkte. Wahrscheinlich war es doch nur eine Einbildung von mir oder eine seelische Hochspannung vor den wartenden Aufgaben, denen ich damals kräftemässig doch noch nicht gewachsen war.

«Was kann ich für Sie tun? Sie waren doch seinerzeit einmal bei mir.»

«Ja, Herr Leutnant, Sie können viel für mich tun.»

«Hat Sie wieder jemand geschlagen?»

«Nein... Das habe ich schon vergessen. Wenn Sie gestatten, möchte ich mein Anliegen etwas ausführlicher vorbringen. Ich habe niemanden in der Welt, für den zu leben sich für mich lohnen würde. Meine Mutter wurde im Ghetto Lemberg umgebracht. Meine Frau ist in Warschau während des Aufstandes ums Leben gekommen. Ich habe keinen Verwandten mehr. Ich musste den Tod zahlreicher Freunde und Kollegen erleben. Seit einigen Tagen, seit ich damals hier war, habe ich Ihre Arbeit beobachtet und halte es für meine Pflicht, Ihnen zu helfen. Ich sehe, Sie beschäftigen auch ehemalige Häftlinge. Ob meine wirkliche Hilfeleistung so gross sein wird wie mein Hilfswille – das weiss ich freilich nicht.»

Der Leutnant sah mich an; musterte mich offensichtlich und sagte dann:

«Es ist sehr schön, dass Sie zu mir mit diesem Ansuchen kommen. Bisher haben sich nicht viele gemeldet. Auch von diesen Hilfwilligen haben wir nicht alle genommen. Wieviel wegen Sie?»

«Achtundfünfzig Kilogramm», log ich.

«So, das merkt man Ihnen aber nicht an, ich glaube, Sie sollten sich vorerst noch erholen. Die Arbeit bei uns ist manchmal anstrengend. Ich weiss nicht, ob Sie sich darüber im Klaren sind.»

«Herr Leutnant, ich werde von Tag zu Tag stärker, schon morgen bin ich

wieder etwas kräftiger. Ihr gabt mir die Freiheit, ich weiss nicht recht, was ich mit ihr anfangen soll. Bald werden Sie mir raten, nach Hause zu fahren – aber ich habe kein Zuhause mehr. Ich will nicht nach Polen zurück. Ich bin Jude und will etwas tun für die Juden.»

Er schwieg, als überlege er. Ich spürte, ich musste in diesem Augenblick noch etwas sagen, um ihm die Antwort zu erleichtern:

«Sie können es doch mit mir versuchen, ich weiss, Sie meinen es gut. Sie können mir eine Aufgabe und einen Lebensinhalt geben, der mir hilft, über vieles nicht nachdenken zu müssen. Über vieles, was geschehen ist und was ich leider nicht ändern kann. Ich habe Angst vor der Einsamkeit, und Sie könnten mich davor bewahren.»

«Gut», sagte er, «ich werde mir das durch den Kopf gehen lassen, bitte kommen Sie morgen vorbei. Ich werde sehen, wer von unserem Team Hilfe braucht.»

Diese Nacht konnte ich vor Aufregung nicht schlafen, ich wälzte mich herum und schlief erst in der Frühe ein. Der Lärm in der Baracke weckte mich. Die Kameraden bereiteten das Frühstück vor. Ich rasierte mich sorgfältig, blickte mehrmals in den Spiegel, reinigte meine Kleidung und schaute wiederum in den Spiegel. Weder vor dem Abitur noch vor der Architektenprüfung hatte ich solches Lampenfieber gehabt!

Es war kurz nach neun Uhr, als ich im Büro des «War Crimes» erschien. Der Leutnant betrachtete mich und sagte:

«Haben Sie Fieber? Ihre Augen glänzen so.»

«Nein», sagte ich, «aber ich kann es kaum erwarten, dass Sie ja sagen und mich einem Ihrer Herren zuteilen.»

«Das lässt sich bald machen, ich glaube, Captain Tarracousio braucht Hilfe. Das ist ein gebildeter Mann; in Zivil ist er Universitätsprofessor, ich glaube, Sie werden sich verstehen. Sprechen Sie Englisch oder andere Sprachen?»

«Englisch nicht», sagte ich, «Deutsch, Polnisch, Russisch, Tschechisch.»

«Kommen Sie am Nachmittag.»

Ein freundlich lächelnder Captain kam mir entgegen. Gütige Augen blickten durch eine Brille. Er sprach mich englisch an, ich verstand nur wenig und antwortete deutsch, aber davon verstand er nicht viel mehr. Da versuchte er es mit Russisch, und ich antwortete ihm in derselben Sprache. Sehr befriedigt erzählte er mir, er sei russischer Abstammung, von georgischem Adel, sei im Jahre 1918 nach Amerika ausgewandert und habe einen Lehrstuhl für internationales Recht an der Harvard-Universität. Er habe schon sehr lange nicht Russisch gesprochen, aber das sei doch seine Muttersprache, und er freue sich, sich mit mir in dieser Sprache verständigen zu können. Er begann, mich über meine Vergangenheit auszufragen. Was war da viel zu erzählen? Ich wurde in dem galizischen Städtchen Buczacz in der Nähe der russischen Grenze geboren, die Volksschule besuchte ich in Lemberg und in Wien, das Gymnasium in Buczacz, die technische Hochschule in Prag und in Lemberg; dann arbeitete



ich zwölf Jahre als Architekt, schliesslich kamen die Jahre im Konzentrationslager. Mein Bericht machte auf Captain Tarracousio tiefen Eindruck. Ich fügte hinzu:

«Ich wurde in meinem Leben achtmal befreit: Im Jahre 1915 befreiten mich die Russen vom österreichischen Joch, wir flüchteten aber durch die Front vor den Befreiern, mein Vater wurde zum österreichischen Heer eingezogen und fiel. Wir kamen nach Wien und waren hier bis zum Jahre 1917. Nach dem Abzug der Russen kehrten wir zurück nach Buczacz. Im Jahre 1918 befreiten uns die Ukrainer vom österreichischen Joch, fünf Monate später befreiten uns die Polen vom ukrainischen Joch. Im Jahre 1920 befreiten uns die Bolschewiken vom polnischen Joch und ein halbes Jahr später wieder die Polen vom bolschewistischen Joch. Im Jahre 1939 befreiten uns abermals die Bolschewiken vom polnischen Joch und im Jahre 1941 die Deutschen vom sowjetischen Joch. Und jetzt befreiten mich wieder die Amerikaner. Sie können mir glauben, dass ich genug von Befreiungen habe.»

Tarracousio lachte herzlich und sagte:

«Hauptsache, dass Sie Ihren Humor behalten haben. Menschen, die wie Sie achtmal befreit wurden, müssen ausserordentlich tüchtig sein, wenn sie noch leben.»

«Es war alles Zufall», sagte ich.

Tarracousio sorgte für Kleidung, holte mich aus dem Block VI und wies mir ein Zimmer im Lager an, er weihte mich in die Arbeit des «War Crimes» ein und erklärte mir die Grundlagen. Ich hatte keine Zeit, über andere Dinge nachzugrübeln. Die Aufgabe füllte mich aus. Zwei Tage später fuhren wir zur ersten Verhaftung. Ich setzte mich neben ihn auf einen Jeep und wurde plötzlich von einem nie gekannten Hochgefühl überwältigt. Vom jahrelang gehetzten Hasen, der sich in die dunkelsten Löcher verkroch und nicht wagte, das Haupt zu heben, war ich auf einmal zum Jäger geworden. Ich sah vor mir die SS-Männer, die mich in den dreizehn Konzentrationslagern, die ich passierte, gequält hatten. Warzok, Blum, Kolonko, Rokita, Koller, Löhnert und viele, viele andere. Ich sah sie auf einmal vor mir auf der Flucht. Sie alle werden sich verstecken, wir werden sie finden. Sie werden um ihr Leben winseln, sie möchten leugnen, aber Berge von Leichen werden sich als Beweis ihrer Schuld auftürmen. Tarracousio blickte zu mir herüber, ob ich vielleicht eingeschlafen sei. Ich teilte ihm kurz meine Gedanken mit, und er lächelte verständnisvoll. Wir kamen in die Ortschaft Ried bei Mauthausen. Tarracousio sah auf seinen Zettel, ich fragte einen Dorfbewohner nach einer Hausnummer. Der Captain entsicherte seinen Revolver, wir klopfen und betreten die Wohnung. Eine erschrockene Frau kam uns entgegen.

«Wo ist Ihr Mann?» fragte ich.

«Er ist vom Kriege noch nicht heimgekommen», sagte die Frau. Ich übersetzte es für den Captain auf Russisch, und er antwortete, wir würden uns im

umsehen. Ich sagte zu der Frau, sie solle uns durch die Wohnung und dann in den Keller führen. Der Keller war ein einziges Lager von Plündergut. Ganze Kisten polnischer Waren standen da, Kleidungsstücke mit polnischen Firmenzeichen, Textilien, Schreib- und Galanteriewaren, alles gab es hier. Ich fragte die Frau, woher die vielen Dinge stammten. Sie schwieg. Ich kramte in meiner Erinnerung herum und sagte:

«Das Haus hier gehört doch dem Eckert, der Rapportführer im KZ Plaszow war. Ein Bluthund, ein Räuber und Plünderer.»

Ich erinnerte mich seiner noch ganz genau. Und wie gerne hätte ich ihn hier getroffen. Er war aber nicht da. Etwas enttäuscht verliessen wir das Haus und fuhren weiter. Diesmal hatten wir Glück. Der vom «War Crimes» gesuchte Wachmann Schmidt war da. Wir fanden ihn in der Kellerecke zwischen den Holzstapeln, aber erst nachdem Tarracousio einen Warnschuss in die Kellerecke abgegeben hatte.

«Nicht schiessen!» rief er. «Ich komme schon.»

Er kam mit erhobenen Händen. Tarracousio befahl mir, ihn zu durchsuchen, während er ihn mit der Pistole in Schach hielt. Er besass keine Waffen und keinen Mut. Er weinte. Wir führten ihn zum Jeep, und ich setzte mich hinter ihn. Der Captain befahl mir, jede Bewegung Schmidts zu beobachten. Ich hatte keine Waffe und brauchte auch keine. Die Beobachtung war unnötig. Schmidt stammelte nur:

«Ich war ein kleiner Mann, was man mir befohlen hat, das führte ich aus, ich habe Häftlingen geholfen.»

«Was sagt er?» fragte Tarracousio. Ich übersetzte und fügte dazu:

«Alle haben sie geholfen! Zur Reise ins Jenseits nämlich.»

Wir brachten Schmidt ins Lager, und der Captain fragte mich, ob ich müde sei. Ich verneinte, und wir fuhren noch einmal los.

Diesmal fuhren wir in Richtung Perg, dicht an der provisorischen sowjetischen Demarkationslinie. In einem Bauernhaus fanden wir nicht einen, sondern zwei der Gesuchten. Der, den wir suchten, hiess Pokorny und war Rottenführer, der zweite war ein SS-Schütze. Sie steckten in Zivilkleidern und markierten eine Arbeit in der Scheune. Bei der Rückkehr sass Pokorny neben dem Captain und der SS-Schütze neben mir. Wie leicht hätten sie uns damals überwältigen können, aber es fehlte ihnen an Mut. Vielleicht war es auch der Schock des Zusammenbruches. Jeder von ihnen war im KZ ein kleiner Herrgott gewesen, und jetzt kam der Tag der Abrechnung, dem sie nicht entrinnen konnten. So also sah die Elite der Nation aus! Die von ihnen verachteten Juden benahmen sich anders bei der Festnahme! Obwohl unschuldig, zeigten sie bei der Verhaftung weit mehr Haltung und ergaben sich in ihr Schicksal. Die SS-Männer aber winselten um ihr Leben, das, wie sich später herausstellte, keineswegs sehr bedroht war. Zehn Tage lang fuhr ich mit Captain Tarracousio umher. Wir verhafteten noch weitere sechs Personen. Es waren keine allzu hohen SS-Char-

gen. Immer und überall bot sich dasselbe Bild. Die Bunker in Mauthausen waren voll.

Tarracousio sorgte für mich, wie er nur konnte. Er war für mich praktisch der erste Amerikaner, den ich kennenlernte und für den ich auf immer eine tiefe Verehrung behalten habe. Er wusste, wie sehr mich die Einsamkeit plagte, und meinte, vielleicht wäre es für mich besser, wenn ich wieder in meinen Beruf zurückkehrte. Er sagte mir einmal nebenbei:

«Sie könnten für mich den Plan für ein Familienhaus zeichnen. Ich habe ein grosses Grundstück in Flat Rock in North Carolina. Von Österreich her kenne ich so viele schöne Tiroler Häuser.»

Von nun an zeichnete ich abends. Es tat mir wohl.

Mauthausen lag in einem Gebiet, das auf Grund eines Übereinkommens zwischen Amerikanern und Russen der russischen Zone einverleibt werden sollte. Die Division, der Tarracousio angehörte, sollte bald abziehen, und mit ihr zusammen die «War-Crimes»-Gruppe, die nach Linz verlegt wurde. Die Amerikaner begannen zu packen, und auch viele Häftlinge, die noch im Lager auf den Abtransport warteten. Polen und ein Grossteil der Juden, die nicht nach Polen zurückkehren wollten, verliessen Mauthausen. Ich kam am 8. Juni 1945 nach Linz und wurde der dortigen Dienststelle des «War Crimes» überstellt. Tarracousio gab mir ein Empfehlungsschreiben mit. Er selber verliess Österreich, denn seine Division wurde in die USA zurückbeordert und aufgelöst. Mit Tarracousio sprach ich immer russisch, und das fiel bei den Verhaftungen im Mühlviertel auf. Irgendein provisorischer Bürgermeister machte Meldung, dass Russen in amerikanischer Uniform unschuldige Menschen verhafteten und über die Demarkationslinie brächten. Die Sache kam bis zum Divisionsstab, und die Nachforschungen dauerten, wie es beim Militär üblich ist, ziemlich lange. Nach Abzug der Division befasste sich eine andere Dienststelle damit, und schliesslich wurde ich vernommen. Es gab ein schallendes Gelächter.

Ich meldete mich beim jüdischen Komitee am Linzer Hauptplatz; man wollte mich zuerst in das Lager Leonding einweisen. Dieses erste jüdische Lager in Oberösterreich wurde von den Amerikanern in einer Schule eingerichtet, die einst Hitler besucht hat. Ich weiss nicht, ob es Absicht oder ein Zufall war, jedenfalls lehnte ich es ab, nach Leonding zu ziehen, und erhielt ein Zimmer im Lager Hart bei Linz. Auf Grund meines «War-Crimes»-Ausweises bekam ich überdies vom Linzer Magistrat ein Zimmer in der Linzer Landstrasse zugewiesen. Ich benutzte abwechselnd beide Wohnungen.

Mehrere tausend Juden befanden sich in verschiedenen Lagern Oberösterreichs, und eine zentrale Organisation erwies sich als notwendig. Ich sprach darüber mit dem jüdischen Komitee in Linz, und so wurde ich Mitbegründer des Komitees für Oberösterreich. Später entstand daraus das Jüdische Zentralkomitee für die amerikanische Zone Österreichs, zu dessen Vizepräsidenten

ich gewählt wurde. Die Arbeit füllte mich aus, ich schloss neue Bekanntschaften unter ehemaligen Häftlingen und gewann Freunde. Sie alle waren auf meine Arbeit bei dem «War Crimes» stolz. Es waren keine allzu wichtigen Angelegenheiten, die mich damals beschäftigten. Täglich ging ich in das Büro des «War Crimes», sah die Listen der Gesuchten durch oder überbrachte Informationen, die ich aus verschiedenen Kreisen erhalten hatte. Sowohl mit ehemaligen Häftlingen wie mit Einheimischen hatte ich Kontakt. Der Personenkreis, um den ich mich zu kümmern hatte, bestand aus ehemaligen Direktoren der Göring-Werke in Linz, die sich unmenschlich gegen Fremdarbeiter und Häftlinge benommen hatten, – aus Kreis- und Blockleitern, in deren Linzer Wirkungsbereich Vernehmungen durchzuführen waren. Einige dieser Leute wurden verhaftet und in Internierungslager überstellt. Mehrere Male besuchte ich in Begleitung von Amerikanern vom «War Crimes» solche Internierungslager.

Es dürfte Anfang oder spätestens Mitte Juli 1945 gewesen sein, als ich zum erstenmal den Namen Eichmann hörte. Möglicherweise hatte ich den Namen schon früher gehört, als Transporte mit ungarischen Juden nach Mauthausen kamen. Aber ich beachtete den Namen wahrscheinlich nicht.

Die jüdische Brigade aus Palästina, die in englischen Diensten stand, war in Italien stationiert; Angehörige der Brigade kamen oft nach Österreich, um ehemalige Häftlinge mitzunehmen, die nach Palästina wollten. Ich kam mit Leuten der Brigade in Kontakt und fuhr sogar einmal mit ihnen nach Mauthausen, ungefähr zwei Tage vor der Räumung. Von dort nahmen wir einen Kindertransport mit, der dann illegal nach Palästina gebracht wurde. Die Brigade kümmerte sich vor allem um die Waisenkinder und schaffte sie mit Militärtransporten, die nicht kontrolliert wurden, vorerst nach Italien. Einer der Männer der jüdischen Brigade, nämlich Captain Choter Ischai, ist mir unvergesslich. Auch er wird sich bestimmt heute noch meiner erinnern. Ich führte mit ihm lange Gespräche und erzählte ihm von meiner Arbeit im «War Crimes», die er guthieß. Choter Ischai versprach sogar, andere jüdische Stellen von meiner Arbeit beim «War Crimes» zu verständigen, denn er hielt es für günstig, wenn meine Tätigkeit bekannt würde. Entweder war er es oder ein anderer Angehöriger der jüdischen Brigade, der mir von Eichmann erzählte. Als ich am nächsten Tage das Büro des «War Crimes» aufsuchte, suchte ich nach dem Namen Eichmann, und ich konnte ihn tatsächlich auf der Liste der gesuchten Kriegsverbrecher finden. Bei der Beschreibung der Verbrechen konnte ich feststellen, dass er für die Vernichtung der Juden grösstenteils verantwortlich war. Ein kurzer Vermerk wies darauf hin, dass er in Österreich, in der Tschechoslowakei, in Frankreich, Griechenland und Ungarn tätig gewesen war. Als Bezeichnung seines Dienstgrades fand ich «SS-Obersturmbannführer».

## II. Kapitel

Kriegsverbrecher, deren Opfer Juden gewesen waren, interessierten mich immer ganz besonders, da ich mich persönlich mitbetroffen fühlte. Die Auskünfte über Eichmann waren dürftig, nicht einmal der Vorname oder irgendwelche Personaldaten waren bekannt. Ich hatte noch keine Vorstellung über das Ausmass seiner Taten und über seinen Tätigkeitsbereich, der sich über viele Länder erstreckte. Auf den ersten Blick hielt ich ihn lediglich für den Kommandeur von Einsatzgruppen, deren Tätigkeit auch in Polen bekannt war. Nachdem mich Männer aus der jüdischen Brigade aufmerksam gemacht hatten, schrieb ich mir diesen Namen in mein Notizbuch.

Dieses Notizbuch war eigentlich ein Tagebuch, in dem ich den Inhalt vieler anonymen Briefe, die ich von «War Crimes» täglich bekam, gekürzt festhielt. Es waren zumeist Anzeigen, in denen Leute ihre Nachbarn aus Neid oder kleintlichen persönlichen Gründen denunzierten. Nur selten kam jemand persönlich zu uns ins Büro, und wenn, dann waren die Motive sehr unterschiedlich. Gesinnungsgründe blieben meist im Hintergrund. In den Briefen war immer die Rede von jüdischem Schmuck, jüdischen Teppichen und ähnlichem, – dass die jüdischen Besitzer von den Räufern ihres Vermögens umgebracht worden waren, schien dabei eine untergeordnete Rolle zu spielen. Man konnte nicht allen Spuren nachgehen. Wenn der Sonntag ein Regentag war, sassen die Leute zu Hause und schrieben Eingaben. Am darauffolgenden Montag wurden wir von Briefen einfach überschwemmt.

Unter den jüdischen Flüchtlingen in Oberösterreich herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Neue Transporte aus Polen, Ungarn, Rumänien kamen, jüdische Flüchtlinge reisten kreuz und quer durch Europa, um nach Verwandten zu suchen, – die erschütterndsten Wiedersehensszenen spielten sich ab. Mann und Frau, die einander tot geglaubt hatten, fanden sich. Es fanden sich Brüder, es fanden sich Geschwister und oft fanden auch Hoffnungen ihr Ende. Bedingt durch seine geographische Lage wurde Österreich zum klassischen Transitland für jüdische Wanderungen. In Polen wurden aus den KZ heimgekehrte Juden nicht immer freundlich empfangen, in ihren Wohnungen und Liegenschaften sassen Polen, die von der Rückkehr des Besitzers unangenehm überrascht wurden. Im wahrsten Sinne des Wortes mussten sich die Heimgekehrten entschuldigen, dass sie noch lebten, und um die Wiedererlangung ihres Eigentums kämpfen. In kleinen polnischen Städten wurden heimgekehrte Juden umgebracht, in Kielce gab es einen regelrechten Pogrom, und nun sahen die Juden, dass die nazistische Saat wieder aufgegangen war, und Transport um Transport verliess Polen. Dasselbe spielte sich in Rumänien und auch in Ungarn ab. In der Tschechoslowakei war es anders, – dort hatte die Bevölkerung bei der Judenvernichtung mit der deutschen Besatzung nur wenig zusam-

mengearbeitet. In Wien gab es ein Büro in der Frankgasse 2, das sich mit der illegalen jüdischen Einwanderung nach Österreich und der Auswanderung aus Österreich befasste.

Diese Organisation hiess populär «Bricha» (Flucht). Sie stand unter der Leitung eines jungen Mannes, eines ehemaligen Wiener Juden, Arthur Pier (jetzt Asher Ben Nathan).

Am 20. Juli 1945 fuhr ich nach Wien, um mit Arthur über die Transporte zu sprechen, die laufend in die amerikanische Zone Österreichs kamen und in den jüdischen Lagern Versorgungsschwierigkeiten verursacht hatten.

Ich traf einen hochgewachsenen, sehr jugendlich wirkenden Mann, der genau über mich Bescheid wusste und mich um Hilfe für die «Bricha» ersuchte, die ich ihm selbstverständlich zusagte. Er fragte mich vor allem über meine Arbeit beim «War Crimes» aus. Wir führten ein sehr aufschlussreiches Gespräch. Arthur erzählte mir, dass er während des Krieges Kriegsverbrecherlisten gesammelt und soeben ein Dossier mit Steckbriefen für Kriegsverbrecher bekommen habe. Das gab er mir. Besonders legte er mir den Fall Eichmann ans Herz. Ich erklärte, dass ich durch die Brigade schon von Eichmann wüsste. Auch das «War Crimes» suche ihn, aber es fehlten nähere Angaben. Arthur nahm das Fahndungsblatt gegen Eichmann und sagte:

«Hier findest du das Notwendige, lass mich über alle Neuigkeiten informieren. Auch ich suche ihn, und sobald ich etwas erfahre, verständige ich dich.»

Überdies teilte er mir mit, er wolle von nun an einen Mann von der «Bricha» ständig in Linz haben, und bat mich, besonders im Umgang mit amerikanischen Behörden für ihn zu vermitteln.

Arthur erklärte mir auch das Wesentliche der Arbeit der «Bricha»:

«Man muss, solange die Tore des Ostens offenstehen, Juden von dort retten. Schon die gewaltige Zahl der heimatlosen Juden wird einen Druck zur Öffnung der Tore Palästinas ausüben. Die Zeit arbeitet gegen uns, wir müssen uns beeilen. Ich selber würde gern nach Kriegsverbrechern fahnden, aber dazu habe ich zu wenig Zeit.»

Arthur trug eine interalliierte Phantasieuniform. Kein Mensch wusste, ob es eine englische, amerikanische oder französische war, und ich merkte, dass er sehr gute Beziehungen nach allen Seiten hatte. Ich fuhr nach Linz zurück und las auf dem Rückweg mehrere Male den Steckbrief Eichmanns, den die Jewish Agency am 5. Juni 1945 in London herausgegeben hatte. Es fehlte der Vorname, als Geburtsort war Sarona in Palästina angegeben (Mitglied der Templerkolonie), verheiratet, Frau und ein Kind. Im Inneren des Fahndungsblattes war kurz seine Funktion während des Krieges, unter besonderer Betonung der Ereignisse in Ungarn, umrissen. Was mir noch auffiel, waren die dort angegebenen Sprachkenntnisse: Hebräisch und Jiddisch, was die palästinensische Herkunft glaubhaft erscheinen liess. Gleich nach meiner Rückkehr nach Linz

הסוכנות היהודית לארץ-ישראל  
 THE JEWISH AGENCY FOR PALESTINE

Political Department

RECORDS OF WAR CRIMINALS

Instigators and Perpetrators of Crimes against Jews.

Jerusalem June 8th, 1945.

File No.  
 Ref. No. 6/94

A. PARTICULARS:	
1. Name in full:	E I C H M A N N
2. Possible versions:	
3. Rank (date, promotion):	Charvarturbannfuhrer S.S.
4. Place of birth: date:	Allegedly Sarona, German templar colony in Palestine
5. Alias or nicknames:	Eichie'
6. Lived in:	Berlin in 1935-37, Vienna in 1938-44, Budapest in March 1944
7. Home-address:	
8. Nationality. At birth: At present:	German German
9. Single. Married (to): (Residence of family):	Married
10. Children (names):	One child
11. Education:	High School
12. Languages (dialects):	German, Hebrew and Yiddish
13. Occupation: past: during the war possible:	High official of Gestapo H.Q. Department for Jewish ditto Affairs
14. Profession:	
15. Property:	
16. Passport and documents (No., etc.):	
17. Party membership: No. of membership card:	N. S. D. A. P.
18. Relatives (names and addresses):	
19. Close associates (dates, localities):	
20. Remarks:	

musste ich mich bereits für die «Bricha» einsetzen: Ihr Kurier war unter falschem Namen verhaftet worden; es gelang mir, ihn zu befreien. Nachdem dies erledigt war, bekam ich laufend von Arthur oder von seinem Stellvertreter Meldungen über Schwierigkeiten mit amerikanischen Behörden, die zu beheben waren.

Ich begann vorerst, mich unter den jüdischen Flüchtlingen nach Eichmann zu erkundigen. Es waren nur einige ungarische Juden, die von ihm gehört hatten, gesehen hatte ihn keiner von ihnen. Sie erzählten aber, er spreche jiddisch und hebräisch. Im «War Crimes» war zu dieser Zeit eine Reihe von einheimischen Zuträgern beschäftigt. Ich kannte einige von ihnen, und mit einem, der bestimmt ein Idealist war, kam ich öfter in Berührung. Ich möchte seinen Namen nicht nennen, er lebt heute in Linz und ist ein erfolgreicher Kaufmann; er soll daher hier «Max» heißen – so war auch sein Deckname beim «War Crimes». Max erzählte ich, dass ich einen gewissen Eichmann suche, der Obersturmbannführer war.

«Eichmann ist Linzer», sagte er.

«Wiederholen Sie das noch einmal! Das wäre doch eine seltsame Fügung des Schicksals! Eichmann ist Linzer, und ich bin in Linz – das kann nicht möglich sein. Der Eichmann, den ich suche, kann es übrigens schon deshalb nicht sein, weil der in Palästina geboren ist.»

«Vielleicht sind es Verwandte.»

«Könnte man nicht die Personaldaten der Linzer Familie Eichmann prüfen, ob vielleicht ein Mitglied in Palästina geboren ist?»

«Es ist nicht leicht, an die Akten des Meldeamtes heranzukommen, aber vielleicht gelingt es.»

Noch am selben Tage teilte man mir beim «War Crimes» mit, dass die Dienststelle in Linz aufgelöst und dass ich vom Office of Strategie Service, Linz, Landstrasse 36, übernommen würde. Ich meldete mich gleich bei Captain O'Meara, von dem ich auch einen OSS-Ausweis erhielt, der jede Woche erneuert werden musste. Auf seine Frage, welche Sache ich jetzt behandle, nannte ich der Fall Eichmann. Er blätterte Listen durch, fand den Namen Eichmann und sagte: «Gut.» Schon am nächsten Tag kam ich mit Max wieder zusammen, und der meinte beharrlich:

«Herr Ingenieur, es ist bestimmt einer von diesen Eichmanns. Ich habe herumgefragt, keiner von ihnen ist in Palästina geboren, aber einer von ihnen war bei der SS.»

«Bei der SS waren viele», sagte ich, «möglich, dass es sich um Verwandte handelt, bitte tun Sie Ihr Möglichstes, um zu erfahren, was Sie nur erfahren können.»

Die Eichmanns wohnten Landstrasse 32, also zwei Häuser von meiner Dienststelle entfernt, ich selber wohnte jetzt auch in der Landstrasse. Am Abend sass ich in meinem Zimmer über dem Steckbrief Eichmanns und meinen Notizen. Meine Wirtin, bei der ich ein Zimmer zur Untermiete und der ich von



Zeit zu Zeit mit Konserven aushalf, bemerkte den Namen Eichmann auf einem Blatt Papier.

«Herr Ingenieur, das ist doch der SS-General Eichmann, der die Juden kommandierte. Seine Eltern wohnen hier in der Nähe.»

«Wissen Sie das sicher?» fragte ich.

«Na hören Sie, ich als alte Linzerin werde doch wissen, was in meiner Nachbarschaft vorgeht!»

Noch am selben Abend besuchte ich Max und erzählte ihm von der Mitteilung meiner Wirtin.

«Mir kann keiner was vormachen, ich habe Ihnen gleich gesagt, er ist Linzer, denn schliesslich komme ich unter den Leuten herum und höre so manches.»

«Ich werde Captain O'Meara ersuchen, vor allem eine Haussuchung bei den Eichmanns durchzuführen. Ich glaube zwar nicht, dass er hier ist, aber vielleicht bekommt man irgendwelche Hinweise.»

Am nächsten Tag – es dürfte der 24. Juli gewesen sein – gingen zwei Beamte der OSS zur Familie Eichmann, nahmen eine Haussuchung vor, befragten den Vater und erfuhren vor allem, dass der gesuchte Sohn «Adolf» heisse, genau wie der Vater. Die Familie, schien es, hatte von seiner Tätigkeit keine Kenntnis; er war während des Krieges selten zu Hause, er lebte mit seiner Familie in Prag, sonst wusste der Vater gar nichts. Ein Bild des Gesuchten sei nicht vorhanden, nicht einmal ein solches aus der Kinderzeit. Die Haussuchung ergab auch nichts. Ich erfuhr das Ergebnis und konnte vor allem im Fahndungsblatt der Jewish Agency ergänzen: Vorname Adolf – Geburtsort: Solingen in Deutschland, verheiratet, Frau und drei Kinder.

Ich war immer noch nicht sicher, ob es sich um ein und denselben Eichmann handelte. Genau drei Tage später besuchten mich Arthur und Gideon Rufer (jetzt Rafael), ein Abgesandter des Politischen Departements der Jewish Agency. Sie interessierten sich vor allem für die Unterbringung der Flüchtlinge. Ich erzählte ihnen aber auch von der Haussuchung bei der Familie Eichmann, und dass Sarona in Palästina unmöglich der Geburtsort Eichmanns sein könne. Sie waren nicht ganz überzeugt, dass es die richtige Eichmann-Familie sei. Arthur war jedoch zufrieden, dass überhaupt etwas geschah. Beim OSS kam ich auch auf die Sache Eichmann zu sprechen, und der Chef schlug vor, wir sollten in einem Monat eine zweite Haussuchung vornehmen. Es wurden noch einige Nachbarn der Familie Eichmann befragt, darunter auch einige Geschäftspartner. Der Vater Eichmanns war früher Prokurist bei einer Elektrofirma gewesen und hatte sich später selbständig gemacht. Es gab genügend Leute in Linz, die die Familie kannten. So konnte ich schon einige Tage später durch Max fast Sicherheit darüber haben, dass es sich tatsächlich um den von uns gesuchten Eichmann handelte, weil die Angaben über die Tätigkeit Adolf

Eichmanns in Wien, die jetzt ergänzend dazukamen, vollkommen mit den Angaben von jüdischer Seite übereinstimmten.

Es war am 1. August 1945, ich war noch in meinem Zimmer, da kam Max ganz ausser Atem und sagte:

«Ich glaube, wir haben ihn, den Eichmann, den Sie suchen! Haben Sie schon etwas von der Alpenfestung gehört? Das ist das Ausseer Gebiet, dorthin haben sich alle Würdenträger des Dritten Reiches zurückgezogen, besser gesagt – verkrochen. Sie sitzen dort einer neben dem anderen, man braucht sie nur aufzulesen. Die Alpenfestung liegt ungefähr hundertzwanzig Kilometer südlich von Linz. Der Captain kann dort hinfahren und uns auch mitnehmen. Das möcht' ich mir einmal ansehen, wie diese feinen Herrn dort in Bauerntracht mit Mistgabeln herumlaufen.»

«Wissen Sie etwas Bestimmtes?»

«Ja, ich habe einen Tip bekommen, dass in dem Teil von Altaussee, der Fischerndorf heisst und gleich am See liegt, sich der Eichmann befinden soll. Im Haus Nummer acht.»

Ich zog mich schnell an, lief zum OSS, doch der Captain war noch nicht da. Endlich kam der Chef, ich erzählte ihm alles. Wir gingen zur grossen Landkarte an der Wand und fanden den Ort. Er sagte:

«Das ist der Bereich des CIC Bad Aussee. Wir werden gleich dort anrufen.»

Die Verbindung wurde bald hergestellt, der Captain übergab die Meldung und ordnete die Durchsuchung an. Zwei Tage später war ich wieder im Büro, da liess mich der Chef rufen und sagte mir:

«Eichmann haben wir nicht gefunden, aber einen anderen Mann, einen Hauptsturmführer Anton Burger. Der hatte dort sogar eine Menge Waffen. Die Gendarmerie hat ihn verhaftet und nach Bad Aussee überstellt. In zwei Tagen werde ich einen Bericht haben, und vielleicht erfahren wir daraus etwas mehr.»

In zwei Tagen kam tatsächlich der Bericht vom CIC Bad Aussee. Leutnant Revesz brachte ihn, ein ehemals ungarischer Jude, der in Bad Aussee zu tun hatte und nun allerhand interessante Dinge über die Grössen des Dritten Reiches, die sich im Ausseer Gebiet befanden, zu berichten wusste. Ich unterhielt mich lange mit Revesz, der mir auch detaillierte Angaben über den Standartenführer Kurt Becher machte, der am 12. Mai 1945 in Bad Ischl verhaftet wurde und bei dem man einige Koffer mit Goldsachen, die das Entgelt für die Entlassung von ungarischen Juden waren, beschlagnahmt hatte. Revesz hatte auch mit Becher gesprochen, aber dieser hatte Eichmann seit den Tagen in Budapest nicht mehr gesehen. Als mir Revesz den Bericht zeigte, fiel mir auf, dass die Haussuchung in Fischerndorf im Haus Nr. 38 und nicht, wie ich angegeben habe, in Nummer acht erfolgt war. Ich machte darauf aufmerksam, und Revesz setzte sich sofort mit dem CIC Bad Aussee in Verbindung und

verlangte ausdrücklich eine Haussuchung in Fischerndorf acht, wobei er Wert darauf legte, dass die Amerikaner sich nicht von der österreichischen Gendarmerie in Altaussee vertreten liessen, sondern selbst hinüberfahren.

Revesz hatte seine Eltern in Ungarn während der Nazizeit verloren und war sehr darauf erpicht, die Mörder seiner Familie in die Hand zu bekommen. Er war nicht ständig in Linz, sondern meist in Salzburg beim OSS und beteiligte sich an der Festnahme der ungarischen Pfeilkreuzler, die Hand in Hand mit der SS gegen die Juden gewütet hatten. Es vergingen wieder einige Tage, da kam ein Bericht aus Aussee, und Revesz las ihn mir vor: Frau Eichmann mit ihren drei Kindern Klaus, Dieter und Horst wurde festgestellt. Sie befand sich seit dem 25. April 1945 in Altaussee, wohnte zuerst im Seehotel, dann im Parkhotel und später in Fischerndorf acht, beim Landwirt Wimmer. Sie hatte Papiere auf ihren Mädchennamen Veronika Liebl und behauptete, von Eichmann in Prag geschieden worden zu sein. Weitere Angaben habe sie nicht gemacht, auch ein Bild des Gesuchten sei nicht gefunden worden, die Hausdurchsuchung ergab gar nichts. Frau Eichmann gab auf Befragen zu, dass die Eltern Eichmanns in Linz wohnten.

Nun war wenigstens die Familienverbindung hergestellt. Ich erzählte Max von allem, und er verblüffte mich mit der unerwarteten Nachricht, dass Eichmann ein grosser Freund des Mufti von Jerusalem sei und dass der Mufti sich mit Eichmann noch im November 1944 in Linz getroffen habe.

Ich war seit meiner frühesten Jugend Zionist, und der Name des Mufti von Jerusalem, Amin el Husseini, war für mich ein Begriff. Der Mufti hatte zahlreiche Judenmorde in Palästina auf dem Gewissen, nur war er ein sehr schlauer Fuchs, dem immer wieder die Flucht gelang. Er war der grösste Feind des jüdischen Aufbauwerkes und unternahm alles, um es zu stören.

Nach dem Kriege hörte ich, dass er während des Krieges nach Deutschland geflüchtet sei, und ein ungarischer Jude erzählte mir einmal, dass der Mufti zur Zeit der Judenaktionen in Budapest war. Und nun erfuhr ich von Max, dass der Mufti in Linz mit Eichmann zusammen war. Ich konnte nicht verstehen, warum sich das alles in Linz abgespielt haben sollte. Ich wusste, Linz war die Patenstadt des «Führers», Kaltenbrunner war aus Linz, Eichmann war praktisch aus Linz, und jetzt war der Mufti auch in Linz gewesen. Ich bat Max, wenn möglich über den Aufenthalt des Muftis Erkundigungen einzuholen.

Unter meinen neuen Bekannten in Linz befand sich auch eine jüdische Familie in Urfahr, die aus Lemberg stammte und sich während des Krieges mit falschen Arierausweisen hierhergerettet hatte. Mutter und Tochter wurden vom Linzer Arbeitsamt als Putzfrauen in das Hotel Linzer Hof eingewiesen. Ich kam von Zeit zu Zeit mit dieser Familie zusammen, denn der Bräutigam der Tochter, der in Österreich während des Krieges illegal lebte und im Diens-

te des britischen Secret Service stand, war jetzt auch für den CIC in Linz tätig; wir führten mehrmals gemeinsam Verhaftungen durch. Als ich eines Abends bei dieser Familie zu Gast war, erwähnte ich rein zufällig den Mufti, der angeblich in Linz gewesen sei.

«Natürlich», sagte die Tochter des Hauses, «ich spreche französisch, und der Direktor des Hotels Linzer Hof teilte mich dem Mufti als Stubenmädler zu. Ich wusste durch meinen Bräutigam, dass er ein wichtiger Mann sei, und habe ihn genau beobachtet und alle Papierchen, die er weggeworfen hat, aufbewahrt und weitergegeben. Der Mufti kam mit vielen SS-Männern, vor allem mit dem Linzer Gauleiter Eigruber, zusammen, – sie behandelten ihn wie ein Staatsoberhaupt.»

«Haben Sie den Mufti auch mit Eichmann zusammen gesehen?»

«Ich glaube, diesen Namen einmal in Zusammenhang mit dem Mufti gehört zu haben, und wenn man behauptet, dass der Mufti mit ihm zusammengekommen ist, dann habe ich ihn auch sicherlich gesehen.»

«Was geschah mit dem Mufti weiter?»

«Er ist im Frühjahr mit seinem ganzen Gefolge und vielen Koffern voll Dokumenten nach Badgastein abgereist und gab mir sogar zwanzig Reichsmark Trinkgeld.»

Eine Woche später kam Gideon Rufer wieder vorbei. Ich erzählte ihm, was ich über den Mufti erfahren hatte, und berichtete auch über die Ergebnisse in der Eichmann-Sache. Rufer meinte, es sei sehr wichtig, alles über die Tätigkeit des Muftis während seines Aufenthaltes in Deutschland zu erfahren, ich solle mich nach Möglichkeit auch damit befassen.

Ich war somit im Besitze eines Doppelauftrages; die Informationen der Sache Eichmann – Mufti liefen eine Zeitlang bei mir zusammen. Die Nachrichten über Eichmann brachten nichts Neues. Eine zweite Haussuchung, die Ende August bei der Familie Eichmann in Linz vorgenommen wurde, war ergebnislos, – auch der CIC in Bad Aussee machte im September eine zweite ergebnislose Haussuchung bei Veronika Liebl. Beide Familien behaupteten, Eichmann sei zuletzt in Prag gewesen. Was ich so zwischendurch bei meinen Reisen nach Wien erfuhr, war, dass ihn die Juden in Theresienstadt noch im April 1945 gesehen hatten. Was für die Suche fehlte, war die Gewissheit, dass er lebte und weder erschossen wurde noch Selbstmord beging.

In Sachen Mufti hatte ich dagegen mehr Erfolg. Ich kam mit Leuten zusammen, die über die Tätigkeit des Muftis etwas wussten, und erfuhr, dass er im Jahre 1940 nach Deutschland gekommen sei. Ich konnte in alten deutschen Zeitschriften nachlesen, wie er empfangen wurde, dass er ein Gespräch mit Hitler führte, Gast der Reichsregierung war und dass mit ihm zusammen der irakische Ministerpräsident Rashid Ali nach dem missglückten Putsch nach Deutschland gekommen war. Ich hatte gewaltige Lücken in der Geschichte

zwischen 1941 und 1945. Wir waren damals in den Konzentrationslagern von allen Nachrichten abgeschnitten. Hier und da hörte man von Frontbewegungen. Wir wussten von sowjetischen Offensiven, wir hörten mit einmonatiger Verspätung vom Fall Stalingrads, wir hörten im August vom 20. Juli und wir hörten vom Warschauer Aufstand. Alle anderen Ereignisse waren mir unbekannt. Ich wollte mich unbedingt über die Kriegszeit informieren und wenigstens mit Nachrichten aus deutschen Blättern die Lücken füllen. Doch viele Einwohner von Linz hatten alles Lesbare aus der Nazizeit aus Angst vor den Amerikanern verbrannt.

Mit Hilfe der polnischen Untergrundbewegung konnte ich im Jahre 1943 meine Frau aus dem Konzentrationslager Lemberg retten und mit falschen Papieren als Arierin in Warschau unterbringen. Als ich aus dem Lager flüchtete und später durch die Gestapo entdeckt wurde, liess ihr mein Verbindungsmann die Nachricht zukommen, dass ich von der Gestapo erschossen worden sei. Nach dem Aufstand in Warschau kam eine polnische Gruppe ins Konzentrationslager Grossrosen, – darunter waren einige Polen, die in derselben Strasse wohnten wie meine Frau. Von ihnen erhielt ich die Nachricht, dass meine Frau mit anderen Einwohnern ihres Hauses beim Aufstand ums Leben gekommen sei. Nach dem Kriege erhielt ich durch das Internationale und Polnische Rote Kreuz diese Nachricht bestätigt. Ich bat daher Freunde in Polen brieflich um Auskunft, wann die Ruinen in dem betreffenden Teil Warschaus weggeräumt würden und ob eine Möglichkeit bestünde, Leichen dort zu identifizieren. Meine Frau aber lebte und wurde von den Deutschen nach dem Aufstand als «Ostarbeiterin» in die Nähe von Solingen gebracht, wo sie im April 1945 durch die britische Armee befreit wurde. Sie entschloss sich, nach Polen zurückzukehren, um die Nachricht von meinem Tode zu überprüfen. Der erste Bekannte, den sie aufsuchte, hatte eben meinen Brief erhalten. Es dauerte noch lange Wochen, bis ich auf Umwegen Nachricht von meiner Frau bekam, da es keine Postverbindung gab. Weitere Wochen vergingen, bis sie zu mir nach Linz kam. Am ersten Abend machten wir Bilanz. Ergebnis: neunundachtzig Verwandte aus meiner und aus der Familie meiner Frau waren umgekommen. Wir hatten fast niemanden mehr in der Welt. Dass wir uns gefunden hatten, war Zufall, wie so vieles in meinem Leben. Nun wusste auch meine Frau, warum ich Eichmann suchte.

Bis Jahresende 1945 konnte ich über Eichmann nur einen Teil dessen erfahren, was er während des Krieges gegen die Juden unternommen hatte, aber selbst das war nur ein Bruchteil. Sein Schuldkonto wuchs und wuchs, und meine Begierde, ihn zur Strecke zu bringen, falls er noch lebte, wuchs mit.

Die Dienststelle des OSS in Linz stand vor ihrer Auflösung. Es war Ende Oktober, als man mich verständigte, ich könne beim CIC in Linz arbeiten. Ich kam zum Counter Intelligence Corps und fand dort keinen rechten Anschluss. Es waren lauter «neue» Leute, eben erst in Linz angekommen und im Begriff,

eine Villa auf der Gugl zu beziehen. In ihren Augen war ich eine «Displaced Person», also ein DP. Ich wurde auch dementsprechend empfangen, was mir keineswegs passte. Man sagte mir, ich könne beim CIC nicht arbeiten, aber man sei gern bereit, laufende Angelegenheiten von mir zu übernehmen und zu überprüfen. Ich sagte, ich würde es mir noch überlegen. Ich war in einer Zwickmühle. Sollte ich nun aus Eitelkeit auf die Suche nach Kriegsverbrechern verzichten oder einer losen Bindung zustimmen, um den Kontakt nicht zu verlieren? Nach einiger Überlegung stimmte ich dieser losen Bindung zu und bekam einen CIC-Ausweis, der allmonatlich verlängert werden musste, auf dem sich auch zum erstenmal eine Fotografie von mir befand. Dieser Pass berechtigte mich, die Hilfe der Militärpolizei im Falle von Verhaftungen in Anspruch zu nehmen.

Es fehlte jede Kontinuität bei der Suche nach Kriegsverbrechern. Das Personal der amerikanischen Dienststellen wechselte unaufhörlich. Die Leute kamen oft für einen Monat oder für sechs Wochen, begannen etwas zu arbeiten und wurden nach Amerika zurückgeschickt; dann kam ein Nachfolger, und das Spiel begann wieder aufs Neue. Als ich Eichmann beim CIC erwähnte, waren schon einige Leute dabei, die von der Sache wussten. Jedoch die meisten hatten eng begrenzte Dienstbereiche und kümmerten sich sonst um gar nichts. Ich sprach mit einigen amerikanischen Freunden darüber, und sie gaben mir den klugen Rat, mich nicht an eine amerikanische Dienststelle zu binden, sondern auch mit anderen Kontakt zu halten. Der Rat war bestimmt gut gemeint, doch erwies sich die Durchführung als nicht so einfach. Zwischen den amerikanischen Dienststellen bestand eine Art von Eifersucht, die Erfolge und Informationen anging. Die eine wollte die andere übertrumpfen. Ich fand erst später heraus, welchen Fehler ich beging, wenn ich Beamten einer Dienststelle erzählte, dass ich diese oder jene Information einer anderen Dienststelle gegeben hätte. Jeder von ihnen wollte möglichst ein Monopol haben. Ich stellte mich darauf ein und erzählte wenig, denn ich brauchte Freunde bei allen Dienststellen.

Unter den Juden war mein Name nunmehr bekannt. Sie wussten, dass ich ausser meiner Arbeit für jüdische Institutionen und ausser der Hilfe, die ich der «Bricha» geben konnte, mich auch mit Kriegsverbrecherfragen befasste. Ich bekam laufend Informationen von Juden, die in der amerikanischen Zone Österreichs lebten, und später auch aus ganz Österreich. Ich brachte Ordnung in das Material und gab es an verschiedene Dienststellen weiter, darunter auch an den CIC. Mit der Zeit gewöhnten sich die Beamten an mich, obwohl ich mit ihnen ständig Konflikte – meistens wegen Kleinigkeiten – hatte. Ich war in meinen Handlungen oft unklug und bereute später meine Unnachgiebigkeit, durch die ich mir so manchen von ihnen zum Feinde machte. Mein selbstgewählter Auftrag war mir heilig, und je mehr ich über das Unrecht, das den Ju-

den zugefügt wurde, erfuhr, desto eifriger verfolgte ich ihn und desto energischer war auch mein Auftreten. Ich war nicht mehr der schüchterne Mann, der vor den Fenstern des «War Crimes» in Mauthausen gestanden und es als grosse Gnade angesehen hatte, wenn man ihn zu dieser Arbeit, die nun seinen Lebensinhalt bildete, zuließ. Mein Selbstbewusstsein steigerte sich. Ich las amerikanische Nachrichtenblätter für die Bevölkerung Österreichs und Deutschlands, in denen die Kriegsziele der Alliierten präzisiert waren; ich las die Parolen von der Ausmerzung des Nazismus, von der Wiedergutmachung und Herstellung des Rechtes. Das alles fasste ich wie einen Wechsel auf, den ich oft im Gespräch den Amerikanern präsentierte. Nicht immer war dies allerdings notwendig. Ich traf viele Amerikaner, die nicht nur Verständnis für mein Problem hatten, sondern mich sogar baten, ihnen etwaige Missstände mitzuteilen.

An dieser Stelle sei noch auf eine typische Geisteshaltung hingewiesen, wie sie sich in Österreich und Deutschland ungefähr von Mai 1945 bis Mitte 1947 breitmachte. In den Augen des grössten Teiles der Bevölkerung, die so viele Jahre hindurch der rassistischen und nazistischen Propaganda ausgesetzt gewesen war, bedeuteten die Juden den Feind Nummer eins. Keiner ideologischen Richtung und keiner Nation waren so viele Broschüren und so viele Propagandareden gewidmet worden wie den Juden. Das Märchen von der anonymen jüdischen Macht bohrte sich so eindringlich in die Gehirne, dass sogar Leute, die keine Nazis waren, bewusst oder unbewusst daran geglaubt hatten. Es ist klar, dass eine so langjährige und mit so vielen Mitteln aller Art getragene Propaganda nicht spurlos an der Bevölkerung vorübergehen konnte (ich meine hier nicht den eigentlichen Antisemitismus). Die Juden waren Nazi-Deutschlands Feind Nummer eins, Nazideutschland war total zusammengebrochen – ergo waren die Juden die Sieger Nummer eins. Der Schock des deutschen Zusammenbruchs wirkte sich so aus, dass man vor den Juden plötzlich auf dem Bauch kroch. In meinen Gesprächen mit Unbekannten beteuerten diese immer wieder – obwohl sie danach nicht gefragt wurden –, dass sie stets Nazigeegner gewesen, seien und vielen Juden das Leben gerettet hätten. Sooft ich in Gesellschaft war und jemand merkte, dass ich Jude bin (was nicht schwierig ist), präsentierte man mir sofort als «Liebesgabe» eine Zahl über gerettete Juden. «Schade, dass ich damals kein Tagebuch geführt habe, ich wäre auf interessante Summen gekommen. In Oberösterreich lebten vor dem Kriege elf hundert Juden. Kaum zweihundert haben irgendwo in der Welt diese Zeit überlebt. Ich hätte aber leicht dreitausend Gerettete aufzählen können. Ich habe festgestellt, dass diese sonderbare Angeberei nur eine Betäubung des schlechten Gewissens war. Leute, die nichts verbochen haben, pflegen sich ungefragt nicht auf diese Weise zu rechtfertigen. Erst viel später merkten die Leute, dass sie einen grundlegenden Irrtum begangen hatten, als sie in den Ju-

den den Sieger Nummer eins sahen. Wir waren bei Gott keine Sieger, weit entfernt davon! Aber vorläufig konnte ich noch als Jude viel erreichen, und ich möchte sagen, weit mehr denn als Exponent einer amerikanischen Dienststelle, wie ich es eine Zeitlang war. Als ich später die Jüdische Historische Documentation gründete, die sich hauptsächlich mit Kriegsverbrecherfragen beschäftigte, hatten wir viel mehr Kontakte mit Österreichern, als es eine gleichartige amerikanische Dienststelle gehabt hätte.

Ich lernte auch die Schattenseiten der vier amerikanischen Dienststellen, die sich mit der Bereinigung der Kriegsverbrechersachen gleichzeitig beschäftigten, kennen. Es waren die OSS, CIC, «'War Crimes» und zum Teil auch MIS. Diese Überorganisierung und Dezentralisierung vieler Dienststellen führte dazu, dass einige Dienststellen mit denselben Zielen oft in ein und derselben Sache zu verschiedenen Ergebnissen kamen, ohne dass eine die andere verständigt hätte oder auch verständigen konnte. Bestimmt gibt es dafür eine Entschuldigung. Das Kriegsende lag nur wenige Monate zurück. Strassen und Eisenbahnlinien waren fast völlig zerstört, das Telefonnetz überlastet. Schuld war vor allem die laufende Abrüstung der amerikanischen Armee, wodurch niemand seine Arbeit zu Ende führen konnte. Ich litt darunter, da ich mir ständig neue Kontakte schaffen musste; kaum hatte ich mich mit jemandem angefreundet und eingearbeitet, so ging er in die USA zurück, und ich musste wieder von vorne beginnen.

Den ersten Stoss erlitt die Behandlung der Kriegsverbrecherfrage durch die Aufhebung des Fraternisierungsverbotes. Es sollte sich später zeigen, dass sich meine Befürchtungen in dieser Hinsicht leider bewahrheiteten. In den Ermittlungsapparat mancher Dienststellen wurden Personen beiderlei Geschlechts bereits nach sehr oberflächlicher politischer Überprüfung aufgenommen, und so kam oft Sand ins Getriebe. Angehörige der Bevölkerung, die früher den amerikanischen Behörden Mitteilungen gemacht hatten, scheuten zurück, seit sie in den amerikanischen Dienststellen von Bekannten empfangen wurden. Frauen und Töchter der Verhafteten waren jetzt viel öfter bei Interventionen zu sehen, und manchmal waren es keine Interventionen mehr.

Es konnte nicht ohne Folgen bleiben, dass die Aufhebung des Fraternisierungsverbotes vor allem Frauen aus Nazikreisen veranlasste, Bekanntschaften mit Amerikanern zu suchen und zu finden. Es passierte mir mehrmals, dass ein und derselbe Kriegsverbrecher zweimal verhaftet werden musste, weil irgendein Amerikaner in einer schwachen Stunde sich veranlasst fühlte, einen Bruder oder einen Bekannten seiner Freundin aus dem Gefängnis zu entlassen. Die Amerikaner, die sich dergleichen zuschulden kommen liessen, wurden zwar zur Verantwortung gezogen und bestraft, doch konnte man nicht überall sein. So kam ich oft in Konflikte, die mir das Leben schwer machten. Aus diesen Gründen erneuerte ich Ende 1945 meinen CIC-Pass nicht mehr. Ich brach die



Verbindung zwar nicht ab, wollte aber keinerlei nähere Kontakte mehr haben. Ich konnte mich immerhin darauf stützen, dass ich in Kriegsverbrecherfragen im Namen von Tausenden Juden sprach und auch im Namen von Tausenden KZ-Häftlingen. Es sollte sich erst später zeigen, dass es einer DP wie mir schwer war, sich durchzusetzen. Es war mein Fehler, all zuviel von Menschen zu erwarten, die eben nur Menschen waren und die Gott davor verschont hatte, die Leiden dieses Krieges auf gleiche Weise zu erleben, wie dies mir und meinen Leidensgenossen auferlegt war.

Freunde vom «War Crimes», die von Linz nach Deutschland zogen, vergassen mich aber nicht, und als die ersten mobilen «War-Crimes « – Gruppen aus Deutschland nach Österreich kamen, um Zeugenmaterial für die bevorstehenden Prozesse in Deutschland zu suchen, nahmen sie sofort mit mir Verbindung auf. Ich war bei den «War-Crimes»-Gruppen Persona gratas, und als ich ihnen von Schwierigkeiten berichtete, die ich mit einzelnen CIC-Leuten hatte, lächelten sie nur und sagten: «Wir sind immer für Sie da. Wenn Sie einen Verbrecher gefunden haben und sich Schwierigkeiten bei der Verhaftung ergeben, lassen Sie es uns wissen, wir können vieles tun.» Ich sorgte dafür, dass die CIC in Linz von meinen guten Beziehungen zu den höchsten Stellen des «War Crimes» wusste.

Die amerikanische Militärregierung in Oberösterreich ernannte mich zum Berater für verfolgte Minderheiten. Ich fuhr mit dem «Screening Board» der Militärregierung in alle Bezirksstädte Oberösterreichs, um Österreicher, die ihren Angaben nach während des Naziregimes der Widerstandsbewegung angehört hatten, zu überprüfen. Ich konnte auf diese Art sehr wertvolle Bekanntschaften mit vielen Leuten schliessen, die für meine spätere Tätigkeit von grosser Bedeutung waren und denen ich auch zu Dank verpflichtet bin. Einmal bekam ich den Tip, mich bei der Suche nach Eichmann verschiedenen Personen aus dem Kreise der Linzer Polizeidirektion zu bedienen, und zwar solcher, die alle Regimes überdauert hatten. Einige Male sprach ich mit solchen Beamten, von denen ich mit Bestimmtheit wusste, dass sie Eichmann kannten und dass sie Verbindungen zu Nazikreisen hatten, die eventuell etwas über Eichmann wissen konnten. Ihre Antwort war: Die Kriegsverbrechersache liege in den Händen der Besatzungsmacht, und sie könnten mir dabei nicht helfen.

Es vergingen wieder einige Monate, ohne dass ich in der Sache Eichmann nur einen Zoll weitergekommen wäre. Als ich einmal das Tbc-Hospital in Gaisern, in dem kranke KZ-Kameraden lagen, besucht hatte, fuhr ich für einige Tage nach Bad Aussee und in das nahe gelegene Altaussee. Ich wollte nunmehr auf eigene Faust etwas unternehmen und vor allem Nachrichten aus erster Quelle haben. Viele Personen im Ausseerland gaben sich damals als Verfolgte des Naziregimes aus. Als ich ins Gespräch mit den Leuten kam, erzählte man

nur von Gold und Schmuck. Jeder wusste, was in Nachbars Garten vergraben war, man zeigte auf das Bergmassiv des Dachsteingebirges und sagte:

«Dort liegt das Gold, in dieser Richtung verschwanden sie.» Es wäre vielleicht am Platze, einiges über diese Goldgeschichten zu erzählen, da sie mit der Sache Eichmann im Zusammenhang stehen. Das Gebiet der Alpenfestung, das Ausseerland, sollte unter dem Kommando von Kaltenbrunner den letzten Widerstand leisten. Die Stützen des Dritten Reiches verkrochen sich dorthin und schickten vorerst ihre Familien in das Ausseerland, um dort auf den Einsatz der noch immer nicht fertigen Wunderwaffen, von denen sie sich eine Wende im Kriege erhofften, zu warten. In diese Alpenfestung schaffte man alles, was den Alliierten unter keinen Umständen in die Hände fallen sollte: Gold, Devisen, Pläne geheimer Waffen, Forschungsergebnisse usw. Die Transporte kamen mit Autos, mit der Eisenbahn und manchmal sogar mit Flugzeugen vom Typ Fieseler Storch. In Aussee, in Bad Aussee und in Grundlsee befanden sich Übernahmekommandos, die mit deutscher Gründlichkeit Übergabe- und Übernahmeprotokolle ausfertigten und dafür sorgten, dass die übernommenen Wertgegenstände fach- und sachgemäss in den Seen, Schluchten und Wäldern versteckt wurden. Dorthin kamen auch die Werkstätten mit Falschgeld, die ihre Bestände mitgebracht hatten.

Ich wusste von all dem schon einige Monate früher, als ich noch für den OSS tätig war. Leutnant Revesz zeigte mir einmal nach der Rückkehr vom Ausseer Gebiet ein in Deutschland aufgefundenes Protokoll, aus dem hervorging, dass die Verlagerung von Werten schon im Herbst 1944, nach der verlorenen Ardennen-Schlacht, vorbereitet wurde. Dieses Protokoll, das ich von Revesz zu lesen bekam, war damals für mich so interessant, dass ich mir davon Notizen machte, da ich voraussah, dass auf diesen Spuren die Suche nach dem geraubten jüdischen Vermögen einmal würde erfolgen müssen. In dem Protokoll einer Sitzung, die in Strassburg am 10. August 1944 stattgefunden hat, wurde ausdrücklich gesagt, «dass Zeichnungen und Pläne von neuen Waffen und auch diejenigen Dokumente, die unter keinen Umständen in die Hand der Feinde Deutschlands fallen dürften, in ganz kleinen Dörfern in der Nähe von Wasserkraftwerken unterzubringen sind, um nach aussen hin als Forschungsanstalten für die Entwicklung der Wasserkraft aufzutreten». In diesem Zusammenhang wurde die sogenannte Marineversuchsanstalt Topplitzsee im Ausseer Gebiet geschaffen. Dorthin wurden auch Behälter mit Dokumenten und Wert-sachen gebracht, die dem Zugriff der Alliierten entzogen werden sollten. Noch im August 1945 suchten die Amerikaner auf Grund der aufgefundenen Protokolle nach den Behältern im Topplitzsee, aber ohne Erfolg. Als ich ins Ausseerland fuhr, wusste ich von all dem. Ich suchte nicht nach Gold, ich suchte nach Spuren Eichmanns. Ich sagte mir, wenn alle Grössen des Dritten Reiches in das Ausseerland gekommen waren, dann musste Eichmann auch hier gewesen

sein. Es war kein Zufall, dass seine Familie sich dort befand, neben der Familie Kaltenbrunner, die doch mit den Eichmanns befreundet war. Es war schwer, mit den Leuten des Ausseerlandes ins Gespräch zu kommen. Nicht, weil sie nicht redeten, im Gegenteil, weil sie zuviel redeten (und das tun sie heute auch noch). Aus dem seinerzeitigen Bericht über die Haussuchung bei Frau Eichmann wusste ich, dass diese zunächst im Seehotel und dann im Parkhotel gewohnt hatte. Vielleicht hatte jemand auch ihren Mann dort gesehen. Mit den Eigentümern des Seehotels konnte man nicht sprechen. Ich versuchte es im Parkhotel. Hier erfuhr ich etwas, was mir noch keiner gesagt, aber was ich immer vermutet hatte: Eichmann war in Altaussee. Frau Maria Pucher, die Eigentümerin vom Parkhotel, erzählte mir, dass Eichmann etwa um den 1. Mai 1945 im Parkhotel wohnte. Er brach eines Nachts im Zimmer den Kleiderschrank ihres verstorbenen Mannes auf und holte sich Zivilkleidung. Ich wollte wissen, ob es denn bestimmt Eichmann gewesen sei? Die Frau wurde unsicher, es waren immerhin noch viel zu viel Nazis im Ausseer Gebiet (und sind es heute noch), als dass sich Leute, die etwas wussten, mit der Wahrheit hervorwagen konnten. Irgendwie spürte ich trotzdem, dass Frau Pucher die Wahrheit gesagt hatte. Ich fuhr zurück nach Bad Aussee und ging zum CIC, wo die Leute mich kannten. Ich erzählte, was ich erfahren hatte; Frau Pucher wurde vernommen und bestätigte ihre Aussage. Ich traf überdies einen Mann, der noch heute im Ausseer Gebiet lebt und dessen Namen ich verschweigen möchte. Er erzählte mir, dass Eichmann noch am 2. oder 3. Mai 1945 in Aussee war und dass Kaltenbrunner (der Pläne von einer «österreichischen» Regierung hatte und seinen Kopf damit zu retten hoffte) ganz wild wurde, als er von Eichmanns Anwesenheit in Altaussee hörte; er habe Eichmann befohlen, Aussee zu verlassen. Auch andere Leute, die ich befragte, erklärten, Eichmann gesehen zu haben. Ich fuhr noch einmal zum CIC Bad Aussee und veranlasste, dass Frau Eichmann vernommen wurde. Aber sie leugnete beharrlich, Eichmann seit ihrem Aufenthalt in Prag im März 1945, als sie sich von ihm «scheiden» liess, gesehen zu haben. Aussage stand gegen Aussage. Auffallend blieb die «Scheidung» im März 1945. Einen Grund dazu wollte Frau Eichmann nicht angeben.

Ich fuhr nach Linz zurück und sprach mit Max. Doch Max wollte mit der Sache nichts mehr zu tun haben, denn er war enttäuscht und verärgert durch einen Zusammenstoss mit einem Amerikaner. Wie sollte ich nun etwas Genaues erfahren, wo es doch so wichtig war, zu wissen, ob Eichmann noch am Leben war oder bei Kriegsende noch gelebt hatte! Da kam ich auf die Idee, etwas zu suchen, was zu suchen ich eigentlich gar nicht vorhatte, nämlich Gold im Ausseer Gebiet. Ich fuhr nochmals nach Bad Aussee und Altaussee, kam nochmals ins Gespräch mit allen wichtigen Leuten und wollte etwas über die Goldangelegenheiten erfahren. Viele schienen Nutzniesser der Schätze des

Dritten Reiches gewesen zu sein. Ich begann noch einmal reihum alle zu fragen, die Eichmann angeblich gesehen hatten, ob er damals allein nach Aussee gekommen sei. Plötzlich erinnerten sie sich – auch ohne von meinen Gesprächen mit den andern zu wissen –, dass Eichmann mit einer Gruppe Kradschützen nach Aussee gekommen war. In jedem Beiwagen befanden sich ein oder zwei Kisten, die sogenannten «Margarinekisten». Dann sei Eichmann – und das bestätigte auch Frau Pucher – in Richtung Bla-Alpe verschwunden. Wieder sprach ich mit dem CIC in Bad Aussee, und auch dort hatte man durch Vertrauensleute festgestellt, dass Eichmann in Richtung Bla-Alm gezogen sei. Der Wirt der Bla-Alm erzählte zwar, dass Eichmann und seine Begleiter in der Scheune Kisten abgeladen hätten, doch weigerte er sich bei der Vernehmung, dies zu Protokoll zu geben. Aus all diesen Befragungen gewann ich fast die Gewissheit, dass Eichmann am Leben sei, falls ihm nicht nach dem Kriege noch etwas zugestossen war.

Auf dem Rückweg machte ich Station in Bad Ischl, um mich beim CIC über den Becher-Fonds zu erkundigen. Der Becher-Fonds wurde von Bad Ischl nach Salzburg transportiert und dort unter der Aufsicht der Property Control in die Nationalbank eingelagert, doch sprach man von Unregelmäßigkeiten bei der Übernahme, was auch die Amerikaner bewogen hatte, eine Untersuchung durchzuführen. Ich kam hier in Berührung mit einem sympathischen Amerikaner namens Stevens, der auch späterhin in der Sache Eichmann Wertvolles geleistet hat. Stevens scheint im Gegensatz zu seinen Kollegen in Bad Aussee sehr gute Beziehungen zu Nazikreisen gehabt zu haben, denn er wusste sehr viel, und als die Sprache auf Eichmann kam, meinte er:

«Sicher war Eichmann im Aussee, auch wenn ich es vorläufig nicht durch handfeste Beweise belegen kann.» Er sagte, es gäbe im Ausseer Gebiet noch heute Nazis, die Eichmann gesehen und sogar mit ihm gesprochen hätten, doch hätten sie Angst, mit der Sprache herauszurücken.

«Sie geben es in Privatgesprächen zu, doch sobald man Papier und Feder holt, um ein Protokoll aufzunehmen, rücken sie davon ab.» Ich kam auf den Goldtransport Eichmanns zu sprechen, und da sagte er, vor einigen Monaten habe ein Dokument seine Dienststelle passiert und sei zum Hauptquartier weitergegangen, in dem von einem Transport von Prag nach Aussee die Rede gewesen sei, worin sich Wertsachen aus den Beständen des Reichssicherheitshauptamtes befanden. Er glaubte, es seien über zwanzig Kisten gewesen. Man habe sogar Bewohner von Altaussee in dieser Sache vernommen, doch sei man nicht weitergekommen. Dass ein solcher Transport aus Prag gekommen sei, stehe ausser Zweifel, und auch der Zeitpunkt dürfe etwa der 1. Mai 1945 gewesen sein, gerade um diese Zeit sei Eichmann nach Aussee gekommen, wie es heisst.

Es war für mich klar, dass das zwar nur Indizien waren und keine Beweise,

doch musste ich nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit handeln. Ich kam mit einigen Personen in Bad Ischl zusammen, die ich als Widerstandskämpfer kannte. Ich bat sie um Hilfe und war sicher, dass es ihnen als Einheimischen eher gelingen werde, mit Einheimischen im Ausseerland in Verbindung zu treten, als mir Fremdem. Nach ungefähr sechs Wochen bekam ich einen Bericht, der im Wesentlichen das bestätigte, was ich schon wusste: dass Eichmann Anfang Mai in Aussee war, dass er in Richtung Bla-Alpe verschwand, dass mit ihm eine Gruppe von SS-Männern war, die Kisten mit sich führten und wegtransportierten.

Ich nahm diesen Bericht zur Kenntnis und beschloss, ihn als Grundlage für meine weitere Suche nach Eichmann zu verwenden.

### III. Kapitel

Im Laufe des Jahres 1945 und in der ersten Hälfte 1946 kamen österreichische Juden aus den Konzentrationslagern zurück, vor allem nach Wien. Viele von ihnen kannten Eichmann gut und konnten Einzelheiten über seinen Mitarbeiterstab erzählen. Alle diese Nachrichten wurden in Wien gesammelt und der österreichischen Staatspolizei sowie den Justizbehörden übergeben, die gleich darauf Fahndungsblätter anlegten. Man kannte bereits das Schicksal der Transporte, die von Wien in den Osten abgegangen waren, und langsam festigte sich die Schätzung der umgebrachten Juden aus Österreich auf etwa sechzigtausend. Eine genaue Zahl wurde erst viel später ermittelt. Als einer, der für den Tod der österreichischen Juden verantwortlich war, galt nunmehr Adolf Eichmann. Er fand seinen Platz im österreichischen Fahndungsblatt unter der Nummer 1654/46. Gleichzeitig mit ihm setzte man ins Fahndungsblatt Günther, Krumej, Abromeit, Burger, Novak und andere. Es dauerte eine Zeit, bis ich davon erfuhr. Über ein Jahr sass ein Gehilfe Eichmanns im Wiener Gefängnis, bevor die Polizei herausfand, dass er dem Stabe Eichmann angehört hatte. Es war Josef Weisel, der im August 1945 verhaftet wurde. Man wusste, dass er in Prag dem Sicherheitsdienst angehört hatte. Erst viel später konnte ermittelt werden, dass er Angestellter des Reichssicherheitshauptamtes war, Eichmann gut kannte und dass er in den Jahren 1939/40 sogar eine Art Umschulungslager für Juden leitete, das in Doppl, einem Ort im oberösterreichischen Mühlviertel, lag. Erst als es feststand, dass er Mitarbeiter der «Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien» war (so hiess Eichmanns Dienststelle, die im Rothschild-Palais untergebracht war), wurde er über Eichmann befragt. Die Aussagen Weisels brachten nur wenig Neues. Er hatte angeblich Eichmann zuletzt im Februar in Prag gesehen, – er gab aber zu, dass die wichtigsten Mitarbeiter Eichmanns schon am Jahresbeginn 1945 falsche Ausweise erhalten hätten. Mit

diesen falschen Ausweisen meldeten sie sich in irgendwelchen Ortschaften im Protektorat an, dann fuhren sie nach Deutschland oder Österreich und meldeten sich dort wieder an (alles vor Ende des Krieges), damit der Schein der Legalität gewahrt werde. Er sagte noch, er habe später gehört, dass die Mitglieder des Stabes Eichmann den Auftrag erhalten hätten, sich gegen Kriegsende in Richtung Ebensee zu begeben. Mehr war aus Weisel nicht herauszuholen. Diese Nachricht bekam ich zur Weiterverarbeitung von Arthur. Tatsächlich konnte mit Leichtigkeit festgestellt werden, dass die Prager Gruppe, die in das Ausseerland fuhr, Station in Ebensee machte, wo sie auch einige Tage war.

Weisel wiederholte auch später seine Angabe, dass der von den österreichischen Behörden gesuchte Alois Brunner bei der Prager Gruppe war, die sich auch in Richtung Ebensee absetzen sollte.

Einige Monate später konnte der ganze Vorgang genauer rekonstruiert werden. Die Prager Gruppe machte Station in Budweis und kam dann bereits nach dem Kriegsende, wahrscheinlich während der ersten Junihälfte, in das oberösterreichische Mühlviertel herüber, wo sie in Doppl und in einem Gasthaus in Lembach übernachtete. Brunner war sogar im April auf der Flucht von Wien nach Prag dort und versuchte auszukundschaften, ob er dort Unterschlupf finden würde. Dabei hielt er sich in der Ortschaft Römersdorf, Gemeinde Lembach, auf und liess dort seine Frau zurück, die aber später wieder nach Wien zog. Verschiedene Aussagen deuteten darauf hin, dass Eichmann sich nicht bei dieser Gruppe befand, was auch vollkommen richtig war, denn Eichmann kam Ende April nach Österreich. Es war anzunehmen, dass die Leute vom Stabe Eichmann bei Kriegsende zu ihm stossen würden. Aber die Gruppe, die bei Kriegsende nach Österreich kam und die genau wusste, dass Eichmann vor allem von Juden gesucht werden würde, dürfte keinen Wert darauf gelegt haben, in seine Nähe zu kommen. Das galt vor allem für Brunner, der sich – wie sich später herausstellen sollte – einen Monat nach dem Kriege eine Wehrmachtsuniform besorgte und als Wehrmachtsangehöriger im Kriegsgefangenenlager Wegscheid in Linz war, von wo er auch flüchtete (Brunner befindet sich gegenwärtig in Damaskus).

Im Juni 1946 fuhr ich als Präsident der «Internationalen Union der KZ-Häftlinge» nach Paris. Unsere «Union» vereinigte damals elf nationale KZ-Komitees. In Paris kam ich mit jüdischen Stellen in Berührung, für die Eichmann natürlich ein ganz grosser Begriff war. Ich konnte bei diesem ersten Besuch, der nur einige Tage dauerte, eigentlich anderen Zwecken diene (Verhandlungen über die in den Konzentrationslagern gefundenen Wertsachen) und zeitlich sehr begrenzt war, immerhin mit KZ-Komitees in Berührung kommen, die mir Kriegsverbrecherakten versprachen und zum Teil auch schickten. Viele Mauthausener Häftlinge besuchten mich, um mir für das Buch «KZ Mauthau-

sen» zu danken, das ich geschrieben hatte und das zum ersten Jahrestag der Befreiung erschien.

Anlässlich eines Besuches in Wien hörte ich von einer Vermutung jüdischer Kreise, Eichmann könnte sich unter Ausnützung seiner angeblichen jiddischen Sprachkenntnisse als jüdischer Flüchtling tarnen und in einem Flüchtlingslager aufhalten. Die Sache kam so: In einem jüdischen Flüchtlingslager in Norddeutschland (ich glaube in der Nähe von Bremen) wurde ein Gestapobeamter, der in Wilna tätig war, verhaftet. Er sprach fließend Jiddisch und wurde durch einen reinen Zufall erkannt, als in dieses Lager zwei Juden aus Wilna kamen, um nach Verwandten zu suchen. Die Nachricht darüber machte die Runde durch die vielen Lager, und auch in einem anderen jüdischen Flüchtlingslager wurde ein SS-Mann verhaftet, der mit einer jüdischen Frau lebte, die er seinerzeit gerettet hatte. Es war daher theoretisch die Möglichkeit gegeben, dass Eichmann, der ja ständig mit Juden zu tun hatte, sich Gewohnheiten und Sprache der Juden so weit aneignete, dass er sich als Jude ausgeben konnte. Ich sprach mit einigen ehemaligen Insassen des Konzentrationslagers Theresienstadt, und diese versicherten mir, dass Eichmann bei einem Rabbiner aus Theresienstadt Hebräisch-Stunden genommen habe.

Es war keine leichte Sache, wenn man sich vornahm, in jüdischen Flüchtlingslagern in Österreich und Deutschland nach Eichmann zu fahnden. Es bestanden mindestens zweihundert Lager mit ungefähr achtzig- bis hunderttausend Insassen. Doch etwas musste getan werden. Als Vizepräsident des Jüdischen Zentralkomitees rief ich die Vorsitzenden der Lagerkomitees in Oberösterreich und später im Lande Salzburg zusammen und wies sie an, die Lagerpolizei auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, dass sich in den Lagern als Juden getarnte Nichtjuden befänden. Man solle jedoch vorerst nichts unternehmen, sondern mir die Sache melden. Ich fuhr ausserdem nach Deutschland und besprach in München mit dem «Zentralkomitee der befreiten Juden der amerikanischen Zone» diese Angelegenheit und kam damals erstmalig mit Leuten in Kontakt, die in den Lagern Kommissionen gebildet hatten, um Erlebnisse der Juden während des Krieges festzuhalten. Das gab mir viel zu denken, und ich wünschte nicht nur solche Kommissionen in österreichischen Lagern zu haben, sondern auch eine selbständige jüdische Stelle, die sich mit Kriegsverbrechern befassen sollte. Diesen Gedanken hatte ich schon lange gehegt, doch jetzt nach der Rückkehr aus München begann mein Plan feste Formen anzunehmen. Ich blieb mit dem Bayerischen Zentralkomitee in Verbindung; es war ein sehr erspriesslicher Kontakt. Die Möglichkeit, dass Eichmann sich in einem jüdischen Flüchtlingslager befinde, liess mir keine Ruhe, umso mehr, als auf Grund meines Aufrufes an die Lagerpolizisten im Lager Bad Ischl und im Lager Hailein tatsächlich zwei Personen festgestellt wurden, die keine Juden waren und die es vorzogen, sich als Juden auszugeben. Sie taten

dies wahrscheinlich deshalb, weil die jüdischen Flüchtlingslager besser versorgt waren, hauptsächlich durch die Bemühungen jüdischer Wohlfahrtsorganisationen. Die Betroffenen gaben an, dass sie überzeugt seien, als Juden schneller auswandern zu können.

Als ich im Jahre 1943 mit Hilfe der polnischen Untergrundbewegung in Lemberg versuchte, meine Frau zu retten (was auch gelang), kam uns ihr «arisiertes» Aussehen zugute, und so konnte ihr ein arischer Taufschein und eine arische Kennkarte besorgt werden. Ich erinnerte mich jetzt daran, dass ein KZ-Kamerad, der mich, nachdem meine Frau aus Lemberg heraus war, zu trösten versuchte. Er sagte mir:

««Du wirst sehen, vielleicht wird es einer von uns noch erleben. Es wird eine Zeit kommen, in der die Nazis versuchen werden, ihr Leben zu retten, indem sie sich jüdischer Papiere bedienen.» An diesen Ausspruch musste ich denken und sah in einer solchen Möglichkeit einfach eine Rache der Geschichte.

Eichmann fand man in den jüdischen Lagern nicht. Ich müsste aber hier noch über andere Vorkommnisse sprechen, die mir gerade zu dieser Zeit viel zu schaffen machten und die zu gewissen Spannungen zwischen mir und Arthur geführt haben, die wir bestimmt beide bedauert haben. Sowohl unter den Flüchtlingen als auch unter den österreichischen Juden waren einige, die sich während ihres Aufenthaltes in den Konzentrationslagern oder Ghettos einer gewissen Kollaboration schuldig gemacht hatten. Ihre Zahl war nicht sehr gross; sie mag ungefähr fünfzig bis sechzig Personen betragen haben. Hätten es diese Leute jedoch (sicherlich in ihrem eigenen Interesse) vermieden, nach dem Kriege Funktionen in jüdischen Organisationen anzunehmen, wäre es nie zu Reibungen gekommen, und sie hätten damit den Juden einen Dienst erwiesen. Es war aber nicht so. Diese Leute waren in der Nazizeit Mitglieder der Judenräte in den Ghettos oder in den Beschaffungssämtern oder waren als Kapos und Vorarbeiter tätig. Sie drängten sich förmlich in die neu entstandenen jüdischen Institutionen. Manchmal wurden sie von Zurückgekehrten angeklagt und der amerikanischen oder österreichischen Polizei übergeben; manchmal wollten die Ankläger überhaupt auf kein Gericht warten und versuchten es mit Selbstjustiz. Ich hatte beim Jüdischen Zentralkomitee die politische und juristische Abteilung unter mir und war daher bestrebt, vor allem jüdische Institutionen vor Überraschungen zu schützen. Ich arbeitete eine Verordnung aus, die für die amerikanische Zone Österreichs im Bereich der jüdischen Institutionen Vorschrift wurde und die besagte, dass keine Person, die irgendwelche Funktionen während der Nazizeit hatte, ohne Rücksicht darauf, ob gegen sie Klagen erhoben wurden oder nicht, ein Amt in einer jüdischen Institution bekleiden konnte. Ich ging von der Voraussetzung aus, dass die Zahl der Überlebenden im Vergleich zur Zahl der Toten so gering war, dass das Urteil der Überlebenden über einen Funktionär überhaupt nicht zählen konnte. Zu dieser Zeit war



der Prozess der jüdischen Wanderungen kreuz und quer durch Europa noch nicht abgeschlossen, und immer wieder erlebte man Skandale: Überlebende erkannten einen Kapo, den sie für verschiedene Verbrechen verantwortlich machten.

Es war ein harter Kampf, den ich auf einer Landeskonferenz durchfocht, bis diese Bestimmung angenommen wurde, die man dann im Scherz «Lex Wiesenthal» nannte. Einige Personen, die in Lagerkomitees sassen, konnten der Überprüfung nicht standhalten und wurden entfernt. Das schuf mir natürliche Feinde. Das Zentralkomitee drang darauf, dass auch in Wien bei den jüdischen Institutionen eine solche oder ähnliche Bestimmung eingeführt würde. Oft kamen Wiener Juden zu mir, die um Intervention gegen einen Mann ersuchten, dessen Vergangenheit alles andere als klar war. Dieser Mann war jetzt ein Gehilfe Arthurs und hatte eine führende Stellung im Wiener Flüchtlingswesen. Ich sprach mehrmals mit Arthur darüber, es half aber nichts. Man sagte mir, der Mann wäre so tüchtig, dass er unersetzlich sei (tatsächlich jedoch spielte seine Parteizugehörigkeit dabei eine Rolle). Ich konnte es nicht einsehen, und auch andere Juden sahen es nicht ein. Dieser Vorfall führte zu einer gewissen Entfremdung zwischen mir und Arthur, während wir bis zu dieser Zeit sehr herzliche Beziehungen zueinander hatten. Wir blieben aber Freunde, und ich glaube, wir sind es heute noch. Es kostete eben damals sehr viel Energie, das jüdische Leben frei von solchen Elementen zu halten. Wir versuchten damals, die Sachen unter uns zu erledigen, das heisst nur im jüdischen Rahmen auszutragen. Tatsächlich gelang es uns, ein Vorrecht zu erlangen, dass keine andere Flüchtlingsorganisation im alliierten Bereich hatte. Das amerikanische Hauptquartier stimmte einer gerichtsähnlichen Institution zu, die Fälle von jüdischer Kollaboration behandeln sollte. Dieses Gericht beim Zentralkomitee behandelte Anklagen gegen fünfunddreissig Personen, von denen sich ungefähr dreissig wegen Kollaboration mit den Deutschen und fünf wegen Kollaboration mit dem NKWD bei Verschickung in sibirische Lager zu verantworten hatten. Die Urteile, die gefällt wurden, hatten symbolischen Charakter, doch stand es einem Verurteilten frei, mit Hilfe einer Selbstanzeige sich einem österreichischen Gericht zu stellen. Niemand machte davon Gebrauch. Wir sorgten dafür, dass die nach Palästina ausgewanderten Verurteilten dort nach Ausrufung des Staates Israel vor ein ordentliches Gericht gestellt wurden.

Ich schuf mir, wie ich schon sagte, viele Feinde, die mich für zu doktrinär hielten. Ich konnte mir nicht helfen, ich mochte keine Funktionäre, weder gute noch schlechte. Ich erwähnte bereits, dass ich eine Aversion gegen Leute hatte, die sich als «Judenretter» auf spielten. Wer retten konnte, der konnte auch schaden. Die Geretteten lebten, die Geschädigten nicht. Gestapo oder SS waren keine Wohlfahrtsorganisationen, die sich nur deshalb mit Juden befassten,

damit diese von anderen Juden gerettet werden konnten. Während der Prozesse, die wir vor dem jüdischen Gericht führten, traten oft Zeugen auf, die von einem Kapo sagten:

«Der Mann hat mich aus einem Todestransport herausgeholt und mir das Leben gerettet.»

Ich fragte sofort:

«Wen hat er an deiner Statt eingeteilt?»

Die Zahl der Teilnehmer der Todestransporte war gewöhnlich bekannt. Ich war mir bewusst, dass ich durch meine unnachgiebige Haltung manchen Leuten unrecht tat, doch in der damaligen Situation, zwei Jahre nach dem Kriege, konnte man nicht anders denken.

Diese Erklärung ist notwendig, weil sich viele Palästinenser, die sich zu dieser Zeit in Österreich befanden, um den jüdischen Flüchtlingen zu helfen, zum Teil gegen mich stellten. Sie übten sogar einen gewissen Druck auf Arthur aus, die Beziehungen zu mir abzubrechen. Hinter mir standen geschlossen Tausende ehemaliger KZ-Häftlinge, doch liessen sich die Palästinenser von uns keine Vorschriften machen. Auf einer Landeskonferenz stellte ich einmal fest, dass die Palästinenser uns so behandelten, wie die Reichsdeutschen die Volksdeutschen behandelt haben. Das führte natürlich zu einem Tumult, und ich sah wieder einmal, dass man nicht alles sagen sollte, was man möchte. Ich tat oft den Palästinensern unrecht, sie wurden ja schliesslich uns zu Hilfe geschickt. Nur konnten sie uns beim besten Willen nicht immer verstehen. Die Jahre der Kriegszeit, die wir getrennt voneinander verbracht hatten, standen zwischen uns. Diese Jahre hinterliessen bei uns tiefe Spuren und formten unsere Einstellung, die keine Kompromisse duldete; sie aber konnten sich nicht in unsere Lage versetzen. Wir waren parteilos, und sie wurden von Parteien geschickt.

Jahre später führte ich über dieses Thema mit manchen von ihnen Diskussionen, aus denen ich entnahm, dass sie gewisse psychologische Fehler, die sie gemacht hatten, einsahen. Ich hoffe, wir tragen einander nichts nach.

Eine Nachricht erschütterte uns alle. Es war Anfang Juni 1946, als die Welt erfuhr, dass der Mufti von Jerusalem, Amin el Husseini, aus seiner Internierung in Paris nach Kairo geflüchtet sei. Die Dokumente, die ich über den Mufti seit Herbst 1945 gesammelt habe, häuften sich. Auch konnte ich ziemlich viel Fotomaterial über die Beziehungen des Muftis zu Deutschen ausfindig machen. Einiges davon übergab ich Arthur für die Politische Abteilung der Jewish Agency für eine sofortige Propagandaaktion. Im Laufe des Sommers 1946 arbeitete ich an einem Manuskript, das die Schandtaten des Muftis behandeln sollte. Ich hatte Verbindung zu Kreisen deutscher Orientkenner bekommen, die mir einiges über den Mufti berichten konnten und die mir auch Hinweise gaben, wo Dokumente zu finden wären. Das Manuskript ging seiner Vollendung entgegen, im Spätherbst hatte ich es fertig. Auch die Beziehungen des Muftis

zu Eichmann kamen im Manuskript zur Sprache. Es war klar, dass der Mufti sofort im Nahen Osten eine politische Aktivität entfalten würde; er sollte in den Augen der Welt als Agent der Nazis, als Störenfried und Gegner der Alliierten überführt werden. Im Dezember 1946 sollte der erste Zionistenkongress nach dem Kriege in Basel stattfinden. An diesem Kongress, zu dem auch die Flüchtlinge, soweit sie in Parteien organisiert waren, Delegierte entsandten, nahm ich, der parteilos war, als Delegierter ohne Stimme auf Grund einer Sonderbestimmung teil. Ich wollte alte Freunde treffen und hoffte, mit Delegierten vieler Länder zusammenzukommen, in denen Eichmann gewütet hatte, um vielleicht irgendwelche Informationen zu erhalten. Auch Arthur war dafür, dass ich nach Basel führe, und versprach, mich dort mit entsprechenden Leuten zusammenzubringen. Nebenbei, dachte ich mir, würde ich dort die Herausgabe meines Buches über den Mufti besprechen können.

Arthur brachte mich in Basel tatsächlich mit Dr. Rezsó Kastner zusammen, der persönlich mit Eichmann viel zu tun gehabt hatte. Dr. Kastner gehörte dem Budapester Rettungskomitee, der sogenannten «Waada» an, die mit der SS verhandelte, um ungarische Juden vor der Vernichtung zu retten. Himmler hatte zu dieser Zeit versucht, sich ein Alibi durch eine bessere Behandlung der Juden zu schaffen, denn der Zusammenbruch des Dritten Reiches stand vor der Tür. Und so musste Eichmann mit diesem Komitee verhandeln, obwohl er wusste, ihn würde kein Alibi retten. Wie ich aus zahlreichen Aussagen einwandfrei erfahren konnte, hätte Eichmann die Weisungen Himmlers sabotiert, um die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen. Arthur stellte mich Dr. Kastner vor, als den Mann, der sich mit der Sache Eichmann befasste und der in Zusammenarbeit mit amerikanischen Dienststellen in Kriegsverbrecheringelegenheiten tätig sei. Ich blieb mit Dr. Kastner mehrere Stunden zusammen, wir trafen uns einige Male, er gab mir sein Manuskript über die Arbeit der «Waada» in Budapest. Was ich von Dr. Kastner wissen wollte, waren Einzelheiten über das persönliche Leben und die Gewohnheiten Eichmanns, die mir ermöglichen sollten, meine Wissenslücken zu schliessen, und mir bei der Suche nach ihm zu helfen. Er beschrieb mir das Aussehen Eichmanns. Ich hatte mein Mufti-Manuskript mit und darin über zwanzig verschiedene Bilder, die den Mufti mit verschiedenen SS-Würdenträgern darstellten. Dr. Kastner wusste, dass Eichmann den Mufti in Budapest getroffen hatte. Manche dieser Bilder habe ich noch in Österreich einem persönlichen Bekannten Eichmanns gezeigt, und dieser glaubte auf einem der Bilder, auf welchem ein SS-Mann, dessen Gesicht nur zum Teil sichtbar war, dem Mufti vorgestellt wird, Eichmann zu erkennen. Dr. Kastner betrachtete dieses Bild sehr genau, – sichtlich wollte er mir helfen. Er sagte:

«Ich sehe eine gewisse Ähnlichkeit, aber hundertprozentig kann ich es nicht

sagen. Ungefähr so sah er aus, aber es könnte auch ein anderer sein, der ihm ähnlich sieht.»

Immerhin war mir mit dieser Information gedient. Ich konnte wenigstens eine vage Vorstellung davon bekommen, wie Eichmann aussehen dürfte.

Ich erzählte Dr. Kastner von allen Schwierigkeiten, die ich auf der Suche nach Eichmann erlebt hatte. Vor allem meinte ich, sei es schwer, jemanden zu suchen, von dem man kein Bild habe. Die Haussuchungen bei den Eltern, die Haussuchungen bei seiner Frau hätten kein Bild von ihm zutage gefördert.

Dr. Kastner lächelte und sagte:

«Ich will Ihnen etwas erzählen. Schon während seines Aufenthaltes in Ungarn wurde mir von seinen Untergebenen, aber auch von anderen Leuten berichtet, dass Eichmann Tobsuchtsanfälle bekomme, wenn ihn jemand fotografiere. Es ist vorgekommen, dass er die ihm angebotenen Fotografien, die unauffällig von ihm gemacht wurden, zerriss und nach den Negativen verlangte. Und wenn er jemanden dabei ertappte, dass er ihn fotografierte, nahm er den Film heraus oder zerbrach sogar den Fotoapparat.»

«Eichmann muss sich daher schon im Jahre 1944 der Tatsache bewusst gewesen sein, dass man ihn nach dem Kriege suchen würde.»

«Ja, so war es. Sein ganzes Verhalten war das eines Mannes, für den es kein Zurück mehr gibt.»

Es wurde mir allmählich klar, warum Eichmann in einer Zeit, als die anderen SS-Verbrecher kriegsmüde wurden, weil sie den Untergang des Dritten Reiches kommen sahen, noch weiter wütete. Er wollte sein Werk ohne Unterbrechung und sogenannte «Gefühlsduselei» zu Ende führen. Was ihm übrigens auch gelungen ist. Erst aus dem Gespräch mit Kastner wurden mir die teuflischen Eigenschaften Eichmanns klar. Nach der ersten Unterredung, bei der er mir sein umfangreiches Manuskript gab, sass ich eine ganze Nacht über dieser Lektüre, um am nächsten Tag mit ihm weiter über Eichmann sprechen zu können. In diesem Rechenschaftsbericht traten die damalige Situation und die leider ungenutzten Möglichkeiten klar zutage. Am nächsten Tag meinte ich zu Dr. Kastner, ich hätte zwar eine schlaflose Nacht verbracht, aber sehr viel Nützliches dazugelernt und wolle gern mit ihm über weitere Details sprechen.

«Sagen Sie, Herr Doktor, wie stand es eigentlich mit den Jiddisch- und Hebräisch-Sprachkenntnissen Eichmanns? Ich habe die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass sich Eichmann unter Ausnutzung dieser Kenntnisse in einem jüdischen Flüchtlingslager befindet und sich als Jude ausgibt.»

«Mit Kenntnissen, wie sie Eichmann in Jiddisch und Hebräisch hatte, dürfte er nicht weit kommen. Er kannte wohl einige Brocken vom Selbstunterricht her. Er erzählte auch im Umgang mit Juden gerne davon, dass er Jiddisch und

Hebräisch spreche. Einmal liess er mich rufen und zeigte mir einen hebräischen Brief, den ihm ein ungarischer Rabbiner geschrieben hatte. Eichmann bekam einen Tobsuchtsanfall, zerriss den Brief, zertrampelte die Papierreste mit den Füssen und warnte mich, wenn noch einmal so etwas passiere, dann werde man ihn kennenlernen. Es war ersichtlich, dass Eichmann kein Wort des Briefes lesen konnte, – nun war es ihm peinlich, dass man hinter seinen Schwindel gekommen war, – er glaubte anscheinend, dass die Juden probieren wollten, ob er wirklich Hebräisch verstehe.»

«Wie erklären Sie sich, dass nach dem Kriege Gerüchte im Umlauf waren – ich habe es selbst im Fahndungsbrief der Jewish Agency schwarz auf weiss gelesen –, dass Eichmann in Sarona in Palästina geboren wurde?»

«Diese Nachrichten streute Eichmann selbst aus, um den Juden Eindruck zu machen. Er wollte den Juden, denen er sich stets unterlegen fühlte, mit jüdischen Kenntnissen imponieren und ihnen zu verstehen geben, dass er alles über die Juden wisse, denn er sei in Sarona in Palästina mit ihnen zusammen aufgewachsen.»

«Glauben Sie, dass er überhaupt nicht in Palästina war?»

«Das ist schwer zu sagen.»

Wir kamen dann noch auf den Stab Eichmann zu sprechen, – ich wollte von Dr. Kastner entsprechende Angaben haben. Er erzählte mir von Dannecker, Hunsche, Krumey, Abromeit und Slavik. Ich machte mir Notizen, denn die Mitglieder des Stabes Eichmann waren sehr wichtig, unter Umständen konnten sie nach ihrer Ergreifung über die Nachkriegspläne Eichmanns Aussagen machen. Die Angaben Dr. Kastners bezüglich des Stabes brachten mich nicht viel weiter, doch war es für mich insofern wichtig, als ich nun die Möglichkeit hatte, mich bei der Feststellung dieses Personenkreises der weiteren Hilfe Dr. Kastners zu vergewissern.

Ich verabschiedete mich von Dr. Kastner, bedankte mich für die Informationen, und wir beschlossen, in Kontakt zu bleiben, denn ich wusste, seine Hilfe konnte für mich wertvoll sein – wenn nicht in der Sache Eichmann, dann bestimmt in Sachen der Mitglieder seines Stabes, die Kastner gut kannte. Leider hielt sich Dr. Kastner nicht an das gegebene Versprechen. Ich habe ihm zwei Jahre später zweimal in einer Kriegsverbrechersache geschrieben, – aber er beantwortete meine Briefe nicht, obwohl er sie nachweislich erhalten hat.

In Basel knüpfte ich auch andere Bekanntschaften an, vor allem mit Leuten aus Prag und aus Pressburg, die für mich von Wichtigkeit waren. Ich kam zurück und hatte zwei Pläne: erstens das Buch über den Mufti in Druck zu geben und zweitens unbedingt eine eigene Institution zu gründen, um die Angelegenheiten der Kriegsverbrecher in diesem Rahmen weiter zu betreiben. Das Buch unter dem Titel «Grossmufti – Grossagent der Achse» kam bald heraus und

war gewissermassen ein Erfolg. Es brachte mir neue Bekanntschaften, vor allem aus nichtjüdischen Kreisen; aber darüber später.

Meine ganze Energie galt jetzt der Gründung einer eigenen Institution. Ich besprach die Sache mit Arthur, der sich meiner Meinung anschloss. Ich arbeitete die Statuten aus und meldete die Gründung nach dem österreichischen Vereinsgesetz als «Jüdische Historische Documentation» mit dem Sitz in Linz, Goethestrasse 63, an. Schon vorher gründete ich den Jüdischen KZ-Verband, dessen Vorsitzender ich wurde; wir hatten fast viertausend Mitglieder und ein Büro ebenfalls in der Goethestrasse. Ich konnte daher technisch beide Büros zusammenschliessen. Die «Documentation» stützte sich in ihrer Arbeit hauptsächlich auf ehemalige KZ-Häftlinge; zusammen mit unseren Vertretern in verschiedenen Flüchtlingslagern waren zwischen zwanzig und dreissig Personen tätig; die Anzahl wechselte ständig. Wir mussten uns vor allem ein Archiv und eine Zeugenkartei schaffen. Vertreter der Documentation sassen in den Lagern und nahmen Zeugenaussagen Überlebender auf, wobei besonderes Gewicht auf Namen und Personenbeschreibung von Verbrechern gelegt wurde, die Juden geschädigt hatten. Meine Freunde vom «War Crimes» gaben mir die amerikanische Kriegsverbrecherliste und auch eine Liste der Inhaftierten. Diese Listen verglichen wir nun mit der Liste, die auf Grund der Zeugenaussagen entstanden war, und so konnten wir schon nach zwei Monaten eine grössere Anzahl von Zeugen für die vorzubereitenden Kriegsverbrecherprozesse nennen. Sofort nahmen wir Verbindung auf zur Historischen Kommission in München und zum Verband der jüdischen Kultusgemeinden in Prag, in Bratislava, in Budapest, in Italien, in Griechenland, zum «Centre de Documentation Juive Contemporaine» in Paris und noch zu vielen anderen Stellen. Statutenmässig hatte alles seine Ordnung, denn in den Vereinszielen hiess es: Historische Forschung über die jüdische Tragödie in der Nazizeit. Das stimmte, wir gingen jedoch einen Schritt weiter, denn wir werteten die Ergebnisse dieser Forschung aus, wobei wir sowohl mit den österreichischen wie auch mit den alliierten Behörden zusammenarbeiteten. Nach einigen Monaten waren wir so gut eingeführt, dass viele Regierungsstellen im Ausland sich an uns direkt wandten mit der Bitte um Dokumente oder um Zeugenaussagen. Man schickte uns Anfragen, Fotografien und so weiter. Die Arbeit der Documentation gestaltete sich viel unkomplizierter als die einer offiziellen Dienststelle. Wenn zum Beispiel eine amerikanische Stelle über das Vorleben eines Nazi, der aus der Tschechoslowakei stammte und der jetzt in Österreich oder in Deutschland lebte, Nachrichten haben wollte, mussten sie ans Hauptquartier schreiben; die Anfrage wurde dann über zwei oder drei Stellen zum tschechischen Verbindungsoffizier weitergeleitet, dieser leitete das Ansuchen nach Prag, dort ging es wiederum über einige Stellen, und zurück musste es denselben Weg gehen. Noch viel schwieriger war eine solche Sache durch österrei-

chische Behörden zu bewältigen. Es nahm Monate in Anspruch, und das Ergebnis war immer ungewiss. Für uns war die Sache einfach. Wenn es galt, eine Information aus Bulgarien, Polen oder der Tschechoslowakei zu beschaffen, schrieben wir einfach an eine entsprechende jüdische Stelle dorthin, und spätestens in zwei Wochen hatten wir alle notwendigen Auskünfte. Ich möchte hier besonders betonen, dass wir mit dem Verband der Kultusgemeinden in der Tschechoslowakei sehr eng zusammengearbeitet haben und von dort fast immer postwendend Antwort bekamen. Die österreichischen Sicherheitsdienststellen erfuhren bald von unseren Möglichkeiten, und wir wurden von ihnen mit Ansuchen überhäuft, Auskünfte in der Tschechoslowakei oder in Ungarn über Nazis, die sich jetzt in Österreich befanden, einzuholen. Wir entsprochen diesen Bitten, und es entwickelte sich eine Zusammenarbeit, die zur Zufriedenheit aller verlief. Genauso verhielt es sich auch mit amerikanischen «War-Crimes-Stellen. Wir haben im Verlaufe der Arbeit in der Documentation Hunderte von Kriegsverbrecherdossiers zusammengestellt, wir lieferten Material für Hunderte von Verhaftungen, nicht nur in Österreich und Deutschland, sondern auch in anderen europäischen Ländern. Wir machten in jüdischen Lagern Ausstellungen von Fotografien von Kriegsverbrechern, wir suchten Zeugen, stellten kurze Beschreibungen über die Vernichtung von einzelnen jüdischen Gemeinden in Europa auf. Bereits nach einem Jahr besaßen wir eine Kartei von über tausend Ortschaften. Es waren Konzentrationslager und deren Ausstellungen, Ghettos sowie überhaupt Ortschaften, in denen Juden vernichtet wurden. In unserer Kartei waren sowohl die Namen der Kriegsverbrecher vermerkt, die in diesen Ortschaften tätig gewesen waren, als auch die Namen der Zeugen.

Ich möchte hier von den vielen Mitarbeitern, die die Documentation hatte, besonders zwei Personen würdigen, die mich in der Arbeit in der Documentation unterstützt haben. Es war der Kanzleichef, Josef Weissmann (jetzt in Haifa), und der Leiter des Archivs, Mordechaj Schorr (jetzt Kirjath Ono). Ich habe in meiner ganzen Tätigkeit nach dem Kriege kaum solche Freunde und Menschen gefunden, die dieses Werk, das wir zusammen schufen und leiteten, so verstanden haben. Sie waren mit Leib und Seele dabei, und die Erfolge, die wir hatten, sind ihnen zu einem grossen Teil zuzuschreiben. Die Arbeit war nicht leicht, und wir trachteten vor allem, dass wir keine Rückstände in der Korrespondenz hatten, denn jeden Tag kamen neue Briefe und neue Anfragen, neues Material, neue Befragungen und neue Auswertungen. Ich war sehr häufig auf Reisen, sowohl in der Sache Eichmann als auch in anderen Kriegsverbrechersachen, aber ich konnte mich auf das Team der Documentation verlassen. Die Maschine lief. Als wir dann Verbindung noch mit der Nürnberger Anklagebehörde aufnahmen, verdreifachte und vervierfachte sich unsere Arbeit.

Unser Verhältnis zur örtlichen CIC-Stelle besserte sich. Ich musste oft la-

chen, wenn einer von ihnen mich fragte, wer hinter mir stünde und wie ich diese ganze Angelegenheit zuwege brächte. Ich wusste, sie hätten es nicht geglaubt, dass wir fast ohne finanzielle Mittel arbeiteten und dass ich erst ein Jahr später durch Dr. Silberschein aus Genf mit monatlich fünfzig Dollar unterstützt wurde. Die Mitarbeiter der Documentation bekamen keine Bezahlung.

Im Februar 1947 besass ich bereits eine fast komplette Liste des Stabes Eichmann. Es waren teils Angaben, die ich von Dr. Kastner bekommen hatte, teils solche, die mir aus Budapest auf Grund von Aussagen zugekommen sind. Es war eine grausige Liste mit Namen Dutzender von SS-Führern, von Bestien, die der Bestie Eichmann halfen, das Vernichtungswerk durchzuführen. Ich nahm die Landkarte Europas und vermerkte den Namen Eichmann bei Berlin. Dann schrieb ich bei Bratislava den Namen Wisliceny, bei Athen den Namen Brunner, Paris: Dannecker, Theresienstadt: Seidl, Budapest: Hunsche, Krumey und so weiter. So ging ich alle grösseren Städte Europas durch, und als ich noch die Querverbindungen mit Hilfe von Linien einzeichnete, da glich die Landkarte dem Bilde einer grossen Spinne, deren Kopf Eichmann war. In ihren Fängen waren Zahlen, Zahlen von umgebrachten Juden. Aber die Spinne wurde niemals satt. Jetzt nach dem Kriege war das Gewebe zerstört, die Personen, die die Fänge der Spinne bildeten, hatten sich ebenso verkrochen wie die Spinne selbst. Diese Landkarte hing in meinem Büro, ich blickte sie täglich an. Täglich war sie für mich eine Mahnung: War ich endlich dieser Spinne nähergekommen?

Bei der Ergänzung der Stabsliste stiess ich plötzlich auf den Namen Burger. Den hatte ich doch schon mal gehört. Auf einmal erinnerte ich mich, dass Burger in Haft war. Das war doch der Mann, der damals in Altaussee verhaftet wurde. Dort, wo es die Verwechslung mit der Hausnummer gegeben hatte, acht statt achtunddreissig. Alles im Zusammenhang mit Aussee war mir verdächtig. Bestimmt war es derselbe Burger; der letzte Kommandant von Theresienstadt. Ich schrieb sofort einen Brief und gab ihn dem tschechischen Verbindungsoffizier Major Vaca mit, der nach Prag fuhr und bald zurückkehren sollte. Die Antwort, die ich einige Tage später bekam, besagte, dass laut Auskunft des Verbandes der Kultusgemeinden Burger eng mit Eichmann befreundet und zuallerletzt auch mit ihm zusammen war. Jetzt musste ich eine amerikanische Dienststelle einschalten, um festzustellen, in welchem Internierungslager sich Burger befand und ob es wirklich *der* Burger war.

Ich hoffte, dass Burger sich noch in einem österreichischen Internierungslager befinden möge; es waren ja anderthalb Jahre seit seiner Verhaftung vergangen, und die Internierten wurden zwecks Einvernahmen, Gegenüberstellungen und Zeugenaussagen oft zwischen Österreich und Deutschland hin und her geschoben. Ich erinnerte mich eines freundlichen Amerikaners, den ich nach meiner Rückkehr aus Basel kennengelernt hatte und der bei einer über-



geordneten «War-Crimes»-Gruppe, die ihren Sitz in der Fliegerschule Gmunden hatte, tätig war. Diese Gruppe behandelte nur spezielle Fälle. Es war ein amerikanischer Jude, Mr. Steinberg, ich glaube, er war Oberleutnant. Er wusste über meine Arbeit Bescheid und sagte mir seinerzeit Hilfe zu. Ich fuhr gleich nach Gmunden. Es war nicht leicht, in die Fliegerschule hineinzukommen, doch ich schaffte es, oder vielmehr Steinberg schleuste mich durch drei Kontrollposten. Ich erzählte ihm, worum es ging: Seinerzeit wurde Burger in Aussee verhaftet. Burger sei mit Bestimmtheit der Kommandant des KZ Theresienstadt, ich wüsste nun, dass er mit Eichmann bis zum Schluss zusammen war und wahrscheinlich auch mit ihm nach Österreich gekommen sei. Ich glaubte nicht, dass er bisher darüber vernommen worden sei, ich wüsste auch nicht, ob seine Identität bereits festgestellt worden sei. Vor allem müsse man herausfinden, wo sich Burger aufhalte. Ausserdem hätte ich eine grosse Bitte: Steinberg solle mir ermöglichen, mit Burger zu sprechen.

Er dachte eine Weile nach, dann rief er den CIC in Bad Aussee an, fragte, wann dort ein gewisser Burger verhaftet wurde, – ich sagte ihm gleich das Datum: 2. August 1945. Steinberg wollte wissen, wohin er abtransportiert wurde. Während wir auf den Rückruf warteten, erzählte ich ihm, dass ich die Documentation gegründet habe, und lud ihn nach Linz ein, um unsere Arbeit zu besichtigen. Steinberg versprach es. Auch er erzählte mir, wie er in den dreissiger Jahren als junger Mann Deutschland verliess und nach Amerika kam. Seine Eltern wollten Deutschland jedoch nicht verlassen, sie lebten in guter Freundschaft mit ihren deutschen Nachbarn und waren die einzige jüdische Familie in ihrem Städtchen. Der Vater war ein vielfach ausgezeichnete preussischer Offizier. Doch dies alles bewahrte die Familie nicht vor der Vernichtung. Ich wusste nun, dass dieser Mann auch eine persönliche Beziehung zu unserer Arbeit hatte. Inzwischen kam der Anruf von Bad Aussee: Burger sei in das Camp Marcus W. Orr abtransportiert worden. So hiess nämlich das Lager Glasenbach bei Salzburg. Steinberg rief gleich das Lager an und erfuhr, dass Burger sich dort befinde. Dann dachte er eine Weile nach und sagte:

«Nächste Woche hole ich Sie ab, und wir fahren nach Salzburg.» Er hielt Wort. Mitte März 1947 klopfte es um acht Uhr früh an meiner Tür. Ich war gerade aufgestanden und öffnete; es war Steinberg. Ich bat ihn hereinzukommen und Wollte ihn zum Frühstück einladen, aber er lehnte ab und schlug vor, dass wir gleich fahren und irgendwo unterwegs in einer amerikanischen Snack-Bar frühstücken sollten. So fuhren wir los. Ich kannte dieses Lager, ich war mehrmals dort gewesen, als ich im Vorjahr Verhaftete dorthin eskortierte. Steinberg füllte den Passierschein für sich und mich aus, und wir gingen in die Vernehmungsbarracke. Nachdem die Formalitäten erledigt waren, warteten wir, – bald brachte man uns Burger herein. Er war sehr erschrocken. Steinberg sagte ihm:

«Wir wollen nur einige Informationen von Ihnen haben, die Sie uns leicht geben können.»

Er gab mir einen Wink, und ich schoss los:

«Wann haben Sie Eichmann das letztmal gesehen?»

Er machte den Mund auf, wollte etwas sagen, dachte eine Weile nach und schwieg.

«Wir wissen genau, dass Sie mit Eichmann von Prag nach Österreich kamen. Es ist doch nichts dabei. Es handelt sich nur um das Datum.»

Burger blickte uns beide an und sagte, er sei zwar nicht mit Eichmann zusammengekommen, doch hätten die SS-Führer verabredet, sich im KZ Ebensee zu treffen.

«Welche Pläne hatte Eichmann für die Zukunft?»

«Das hat er mir nicht erzählt.»

«Wann erzählte er Ihnen überhaupt etwas? Trafen Sie ihn in Ebensee?»

«Ja», sagte er.

«Wohin fuhren Sie weiter?»

Er schwieg. Jetzt schaltete sich Steinberg ins Gespräch ein:

«Sie fuhren nach Altaussee, da Sie ja dort verhaftet wurden. Man fand Sie dort. Wohin ging Eichmann?»

Burger schwieg. Man sah ihm an, dass er aus unserer Fragestellung erkannt hatte, dass Eichmann bisher nicht verhaftet worden war. Er wurde auf einmal rot, presste die Lippen zusammen, und es brach aus ihm heraus:

«Glauben Sie, wir wollen alles für Eichmann auslöffeln?»

«Das behauptet ja niemand. An welchem Tag im Mai haben Sie Eichmann zuletzt in Altaussee gesehen?»

«Am 4. Mai. Ein oder zwei Tage bevor die Amerikaner kamen.»

«Und was sagte er?»

«Er sagte nichts.»

Es war klar, dass man aus Burger vorläufig nicht mehr herausbekommen würde. Er war immerhin Zeuge, dass Eichmann noch einen Tag vor der Ankunft der Amerikaner gelebt hatte. Wir wollten schon aufstehen, da fragte uns Burger:

«Warum fragen Sie mich das alles? Eichmann ist ja sicher schon verhaftet, da kann er doch selber aussagen, was er vorhatte.»

Steinberg gab mir ein Zeichen, die Diskussion mit Burger abubrechen, wir führten Burger hinaus und übergaben ihn dem Posten, der ihn abführte. Dann ging Steinberg noch eine Weile in die Lagerkanzlei.

Auf dem Rückweg nach Linz besprachen wir das Ergebnis dieser Unterredung. Aus psychologischen Gründen hatten wir kein Protokoll aufgenommen, denn Burger wäre sonst viel zurückhaltender gewesen. Aus seiner letzten Äußerung ging hervor, dass er viel mehr über Eichmann wusste, als er sagte. Möglicherweise war Eichmann verhaftet worden und sass irgendwo unter

falschem Namen. Der Gedanke, dass wir vielleicht einen bereits Verhafteten suchten, beschäftigte mich. Steinberg versprach, mich in vier bis sechs Wochen noch einmal nach Glasenbach mitzunehmen. Wir machten aber einen psychologischen Fehler: Sicher hatte Burger nach unserem Besuch darüber nachgegrübelt, warum er, der nur Mitarbeiter Eichmanns war, verhaftet sei, während sein Chef, der das Hundertfache an Schuld auf sich geladen hatte, irgendwo noch in Freiheit sei.

Ich setzte mir inzwischen eine ganze Reihe von Fragen auf, die ich Burger beim nächsten Besuch stellen wollte. Burger schien mir kein allzu schlauer Mensch zu sein, vielleicht konnte man ihn verlocken, durch Angaben über Eichmann sein eigenes Schicksal zu mildern. Ich wollte vor allem belastendes Material über Burger selbst haben, um ihn in eine Abwehrstellung zu bringen, und dann nur so nebenbei über Eichmann ausfragen. Ich fuhr nach Wien und kam mit Juden aus Theresienstadt zusammen, die Scheusslichkeiten über Burger erzählten. Es stellte sich heraus, dass bei der Wiener Staatspolizei ein ganzer «Akt Burger» lief und dass das österreichische Justizministerium die Auslieferung Burgers erwog, da er in Theresienstadt für den Tod zahlreicher österreichischer Staatsbürger verantwortlich war. Nach meiner Rückkehr schrieb ich nach Prag, um auch von dort Angaben über die Tätigkeit Burgers zu erhalten. Ich dachte, je grösser sein Schuldkonto anwachse, desto grössere Erleichterung müsse es ihm gewähren, nicht über sich, sondern über Eichmann zu sprechen. Aus Prag kam die Nachricht, dass die Tschechen bereits die Auslieferung Burgers verlangt hätten, doch sei die Sache noch nicht entschieden, fetzt war Eile geboten. Denn wenn er nach Prag ausgeliefert wurde, musste es mir viel schwerer fallen, an ihn heranzukommen. Es war bereits Mai, und Steinberg hatte sich noch immer nicht bei mir gemeldet. Ich fuhr nach Gmunden und erfuhr, dass Steinberg in Deutschland sei, er habe einen dienstlichen Auftrag und werde erst in der ersten Junihälfte zurückkommen.

Ich konnte zwar an Burger auch über einen anderen amerikanischen Freund gelangen, doch wollte ich Steinberg nicht verletzen und hoffte, dass Burger inzwischen nicht ausgeliefert werden würde. Am 6. oder 7. Juni bat ich einen Amerikaner vom CIC Linz, Glasenbach anzurufen, um festzustellen, ob dort ein gewisser Anton Burger sei. Es kam eine bejahende Antwort. Das beruhigte mich. Ich fuhr am 15. Juni nochmals nach Gmunden, Steinberg war schon zurück, hatte Dringendes zu erledigen und konnte im Augenblick nicht abkommen. Ich erzählte ihm vom tschechischen Auslieferungsbegehren und auch von der Absicht Österreichs, ihn anzufordern.

«Das österreichische Ansuchen ist an und für sich nicht so wichtig, da bliebe er verfügbar, aber nach Prag können wir kaum fahren. Gut, dass Sie wissen, dass er noch da ist, in einigen Tagen hole ich Sie wieder ab.»

Als ich am 22. Juni 1947 früh das Haus verliess, parkte ein amerikanischer Jeep vor der Tür. Mr. Steinberg sass darin und winkte mir zu. Wir fuhren nach Salzburg. Auf dem Weg unterhielten wir uns noch über das heutige Datum, es war genau der sechste Jahrestag des Kriegsausbruches zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Ich erzählte auf dem Wege, wie wir damals in Lemberg von deutschen Bomben überrascht wurden und wie sich der deutsche Einmarsch mit allen seinen Greueln gestaltete. Als wir in Glasenbach ankamen, erledigte Steinberg die Formalitäten und schrieb genau wie damals den Passierschein für uns beide aus. Wir gingen in das Vernehmungszimmer, ich blieb dort eine Weile, während sich Steinberg zur Kommandantur begab, um Burger holen zu lassen. Es dauerte zehn bis fünfzehn Minuten. Ich blickte in der Zwischenzeit durchs Fenster und sah mir die SS-Männer an, die draussen herum-liefen. Auf einmal öffnete sich die Tür, Steinberg kam herein und sagte:

«Setz dich, ich hab' dir was zu sagen.» Er war blass und zerknitterte ein Papier in der Hand.

«Zu spät gekommen? Schon an die Tschechei ausgeliefert?»

«Aber wo, viel schlimmer! Burger ist vor drei Tagen genau in der Nacht vom 18. auf den 19. aus dem Lager geflüchtet. Die Kommandantur hofft, ihn bald zu fassen, gewisse Spuren führen zu einer nazistischen Untergrund-gruppe, die in Salzburg tätig ist. Man hat auch zwei Leute verhaftet. Mehr kann ich dir nicht sagen, weil ich selber auch nicht mehr weiss.»

«Hat er von der Auslieferung erfahren?»

«Wahrscheinlich. Die Auslieferung nach Prag wurde bereits durch das Hauptquartier gebilligt, und die tschechische Forderung erhielt Vorrang.»

«Was sollen wir tun?»

«Abwarten und Tee trinken. Aber Tee brauchen wir nicht, wir brauchen ei-nen kräftigen Schluck Whisky.»

Auf dem Rückweg war ich sehr niedergeschlagen. Ich machte mir Vor-würfe, weil ich mich nicht rechtzeitig um Burger gekümmert hatte. Steinberg unterbrach mein Schweigen und sagte:

«Jeder Mensch hat in seinem Leben ein Kapitel mit der Überschrift: ver-passte Gelegenheiten. Ich bin nicht so optimistisch wie der Kommandant. Mich interessiert jetzt Burger nicht mehr, mich interessiert die Nazigruppe, die Burger geholfen hat. Ich werde mich mit dieser Sache beschäftigen oder, besser, einen Freund in Salzburg darauf aufmerksam machen. Hoffentlich ha-ben sie die nötigen Massnahmen für die Zukunft getroffen.»

Wie sich später herausstellen sollte, hat sich diese Hoffnung Steinbergs nicht erfüllt. Auch später kam es laufend zu Ausbrüchen von SS-Männern aus Glasenbach; immer waren bei der Organisation der Flucht Leute aus der Schreibstube beteiligt, die Kontakt mit der Aussenwelt hatten. Auch die Hoff-

nung des Lagerkommandanten, dass man Burger erwischen werde, hat sich nicht bewahrheitet. Er wurde nicht erwischt.

Burger kreuzte noch einmal meinen Weg zu Eichmann, aber das war Jahre später – darüber in einem anderen Kapitel.

#### IV. Kapitel

Das Ansehen der Documentation war sehr gestiegen, und eine alliierte Dienststelle übergab der anderen unsere Adresse. So besuchte uns eines Tages ein Team der Abteilung «War Crimes Nr. 16» mit Oberst Wright an der Spitze. Diesem gehörten ausser Wright noch einige andere amerikanische Offiziere an, die sich sehr für unsere Arbeit interessierten und versprachen, uns direkt mit der Anklagebehörde in Nürnberg in Verbindung zu bringen. Oberst Wright kannte mich aus dem Mauthausen-Prozess, bei welchem ich dieser «War-Crimes»-Gruppe sehr viel Belastungsmaterial zukommen liess und Dutzende von Zeugen namhaft machte. Ich sprach mit ihnen von der Möglichkeit, dass sich Eichmann unter falschem Namen in einem amerikanischen oder englischen Internierungslager befinde. Ich sagte ihnen, dass mich gegenwärtig ausser unserer laufenden Arbeit der Fall Eichmann am meisten interessiere. In unseren Augen sei Eichmann als «Endloser der Judenfrage» der Hauptverantwortliche, und da wir eine jüdische Stelle seien, wäre es daher auch verständlich, wenn der Mann uns am meisten interessiere, der für die Juden der Kriegsverbrecher Nummer eins sei. Oberst Wright versprach mir jede Hilfe, und schon nach einer Woche erhielt ich eine Einladung zum Kriegsverbrechertribunal nach Nürnberg.

Ich lernte in Nürnberg eine grössere Anzahl amerikanischer Funktionäre kennen, darunter auch einige amerikanische Juden, und war über diesen Besuch sehr befriedigt. Ich nahm Einsicht in mehrere Dokumente, die Eichmann betrafen, und erhielt Abschriften von Aussagen in der Sache Eichmann, darunter auch die Aussage des im Ausseerland wohnenden SS-Obersturmbannführers Dr. Wilhelm Höttl, der der Abteilung VI des Reichssicherheitshauptamtes angehört und Eichmann persönlich gut gekannt hatte. Ihm gegenüber habe Eichmann bei einem Treffen in Budapest knapp vor dem deutschen Zusammenbruch die Zahl der umgebrachten Juden, die ein Reichsgeheimnis war, mit beinahe sechs Millionen genannt. Höttl gab ausserdem an, Eichmann am 2. Mai 1945 in Aussee gesehen zu haben. Ich bekam aber noch andere Dokumente über die verbrecherische Tätigkeit Eichmanns, so über seine Deportationsbefehle und Verschickungen in den sicheren Tod nach Auschwitz. Diese Befehle richteten sich an seine Gehilfen in Frankreich, den Niederlanden, Grie-

chenland, Kroatien und in anderen Ländern. Ich sah Dokumente, aus denen hervorging, dass Stellen des deutschen Auswärtigen Amtes in den von den Deutschen besetzten Gebieten oder in den Satellitenstaaten direkt mit Eichmann korrespondiert hatten. Ich sah einen niederträchtigen Brief des deutschen Gesandten in Agram, Kasche, der mit der kroatischen Regierung verhandelte, um ihr die Juden abzukaufen – dreissig Reichsmark pro Kopf loco Bahnhof. Alle diese Briefe der deutschen Gesandtschaften in Bukarest, Sofia, Budapest waren an Eichmann gerichtet und betrafen die zu vernichtenden Juden.

Es wurde mir klar, dass der verhältnismässig niedrige Rang Eichmanns unter Umständen eine Tarnung gewesen sei, denn was war schon ein Obersturmbannführer und was sagte schon nach aussen die Bezeichnung seiner Dienststelle «IV b 4»? Aber Eichmann war kein kleiner Mann, und diese seine Dienststelle beanspruchte ein grosses vierstöckiges Haus in Berlin. Es war dort eine grosse Anzahl Angestellter beschäftigt, die hatten alle Hände voll zu tun. Ich las das Protokoll der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942 und nahm Einblick in Berichte über die Tötung von Juden und eine Liste von elf Millionen in Europa lebenden Juden, die alle umzubringen wären. Ich las die Massnahmen, die gegen die Mischlinge ersten, zweiten und dritten Grades getroffen werden sollten, und ich sah mir die Liste der Teilnehmer an: Darunter befand sich natürlich Eichmann als Fachreferent neben seinem Vorgesetzten, dem Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Müller. (Bis heute nicht gefunden, verschiedene Versionen über seinen Aufenthalt sind in Umlauf.) Alle diese feinen Herren fanden nichts Aussergewöhnliches dabei, sich zusammenzusetzen, um in mehreren Sitzungen die Ermordung von Millionen Menschen, vom Säugling bis zum Greis, zu beschliessen. Eichmann, der am rangniedrigsten war, hatte sich nach der Konferenz mit grossem Eifer daran gemacht, die Beschlüsse der «Wannsee-Tagung» zu verwirklichen. Transport auf Transport rollte. Eichmann überwachte alles und war wirklich der «Reisende des Todes». Ich konnte lesen, wie er eine Intervention zur Befreiung eines Deportierten, die seitens des Auswärtigen Amtes an ihn herangetragen worden war, aus «grundsätzlichen Erwägungen» ablehnte. Es ging nicht um Einzelne, es ging um Tausende, um Hunderttausende und um Millionen. Ich nahm in Nürnberg Einblick in Aussagen mancher seiner Untergebenen, aus denen hervorging, wie sehr Eichmann darauf drängte, die Kapazität der Krematorien und Gaskammern zu vergrössern. Ich sah Korrespondenz über Vergasungsapparate, über Cyklon B, über Exekutionen – ich las und las, es nahm kein Ende.

Acht Tage war ich in Nürnberg. Ich weiss nicht, ob ich in diesen acht Tagen einmal ein Mittagessen beendete, denn es trieb mich, die Dokumente zu lesen und um Abschriften und Fotokopien zu beschaffen. Es wurde mir jetzt klar, dass ich meine ganze Arbeitskraft und Zeit eben dieser Bestie Eichmann wid-

men müsse, denn das Ausmass seiner Verbrechen wurde mir erst hier beim Studium der Dokumente bewusst, die mit seiner Unterschrift versehen waren, einer Unterschrift, die schon rein äusserlich Ähnlichkeit mit einem Stachel-draht hatte.

Die Amerikaner in Nürnberg waren mir gegenüber nicht nur freundlich, sondern auch hilfsbereit. Ich erzählte ihnen, dass ich eine Institution geschaffen habe, die sich mit der Ermittlung von Kriegsverbrechern auf Grund von Dokumenten und Zeugenaussagen befasse, die also eine gewisse Lücke ausfülle und vielleicht auch eine Ehrenrettung der jüdischen Nachkriegsgeschichte sei. Viele von den Amerikanern, die Juden waren und ihre Eltern oder Verwandten in Eichmanns Todeskammern verloren hatten, versprachen mir ihre Hilfe. So kam ich auch auf die Möglichkeit zu sprechen, dass sich Eichmann eventuell unter falschem Namen in einem Internierungslager befinde.

Manche Amerikaner vertraten die Ansicht, dass Eichmann vielleicht auch Selbstmord begangen habe. Viele seiner SS-Kameraden lehnten Eichmann ab. Auch für diejenigen, die in den Verstecken lebten, sei er eine Belastung. Er müsse sich doch der Tatsache gewärtig sein, dass ihn Tausende von Menschen suchen würden. Ich konnte darauf nur entgegnen, dass wir es meiner Meinung nach mit einer feigen Bestie zu tun hätten, die mit Leichtigkeit vom Schreibtisch aus mit einem Federstrich unzählige Menschenleben ausgelöscht hatte. Dieselbe Hand sei aber unfähig gewesen, sich selber zu richten. Ich bat meine neugewonnenen Freunde, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um herauszubekommen, ob Eichmann sich in einem Internierungslager befinde.

Im November 1947 erhielt ich erneut eine Einladung nach Nürnberg. Sie kam von Mr. Ponger, mit dem die Documentation wegen der laufenden Prozesse in regem Kontakt war. Wir sandten ihm Zeugenaussagen über den deutschen Einmarsch in Lemberg, Stanislaw, Tarnopol und anderen Orten. In unserem Büro und auch in allen jüdischen Lagern hingen Suchanzeigen nach Zeugen verschiedener Abschnitte nazistischer Barbarei, die wir vom Kriegsverbrechertribunal in Nürnberg erhalten hatten. Wir verfolgten speziell den baltischen Abschnitt, uns standen Zeugenaussagen zur Verfügung. Wir hatten viele Verbrecher, die die Komplizen Eichmanns in Lettland waren, gefunden: einen mit Namen Cukurs in Brasilien, einen anderen in der Schweiz, der sogar ein IRO-Stipendium hatte. Ich möchte besonders hervorheben, dass zum Unterschied zu anderen Landsmannschaften, die Verbände der baltischen Juden ein Komitee mit Sitz in London geschaffen hatten, das sich «Committee for Investigation of Nazi-crimes in Baltic Countries» nannte und mit dem wir sehr viel zusammenarbeiteten. Ich habe dann dieses Komitee auch direkt mit der Nürnberger Anklagebehörde in Verbindung gebracht.

In Nürnberg angelangt, begab ich mich zu Mr. Ponger, der mir ein Vernehmungsprotokoll zeigte, aus dem hervorging, dass Adolf Eichmann nach dem Kriege tatsächlich in einem amerikanischen Internierungslager gewesen war.

In einer Vernehmung des ehemaligen deutschen Lagerleiters eines amerikanischen Internierungslagers, Rudolf Scheide, am 6. November 1947 schilderte dieser, dass er zwischen dem 20. und 30. Mai 1945 in das Lager Berndorf bei Rosenheim verlegt worden sei. Aus diesem Kriegsgefangenenlager wurde die SS herausgezogen und in das Kriegsgefangenenlager Kemanten in der Nähe von Rosenheim verlegt. Dieses SS-Lager, das etwa dreitausend SS-Männer beherbergte, führte Scheide als Lagerkommandant. Scheide gab weiter an, dass am 15. Juni 1945 das gesamte SS-Lager nach Cham im Bayerischen Wald verlegt worden sei. Nun zitiere ich Scheide wörtlich:

«In dieser Zeit kam ein SS-Führer, der sich getarnt hatte als Obersturmführer *Eckmann*, zu mir und sagte, er wünsche unter dem Namen Obersturmführer *Eckmann* zu laufen, sei aber in Wirklichkeit Obersturmführer *Eichmann*. Da mir der Name Eichmann kein Begriff war, habe ich ihm, besonders in der ersten Zeit, bedeutet, das sei seine eigene Sache, was er mit seinem Namen mache.»

Des Weiteren gab Scheide an, dass im Lager Cham die SS-Männer einen Fragebogen auszufüllen hatten, die ein Amerikaner, ein CIC-Angestellter mit dem Namen Marx, einsammelte. Im Lager Cham wurden Baukompanien aufgestellt. Eichmann kam zur Baukompanie *Opperbeck* und ist mit ihr, unter Bewachung von Amerikanern, zur Arbeit ausgerückt. Am 30. Juni 1945 erfuhr Scheide, wer Eichmann sei, und machte den CIC-Mann Marx darauf aufmerksam. Die Baukompanie, der Eichmann zugeteilt gewesen war, umfasste 320 Mann, und der Führer der Gruppe, der Eichmann angehörte, war ein gewisser Dr. Karoly. Nach Scheides Bericht konnte man aus einer Baukompanie nur mit Hilfe von Kameraden eine Flucht bewerkstelligen. Marx kam zu spät, und Eichmann war schon getürmt.

Ponger sagte mir, dass Opperbeck im Gefängnis sei, während nach Dr. Karoly gesucht werde. Sobald ein Ergebnis vorliege, werde er mich verständigen. So hatte Burger damals doch recht, als er vermutete, dass sich Eichmann in einem Lager befinde. Unter den Amerikanern herrschte helle Empörung, dass so etwas möglich gewesen war. Doch sind zu dieser Zeit, infolge der Überbelegung von Internierungslagern, beim Arbeitseinsatz, bei Verlegung und auch bei anderen Gelegenheiten immer wieder Fluchtversuche geglückt. Wie mich Ponger später verständigte, erbrachte auch die Vernehmung des Führers der Baukompanie Opperbeck nichts Wesentliches; die Angaben von Scheide wurden bestätigt, Opperbeck leugnete, die Identität Eichmanns gekannt zu haben, Scheide aber war anderer Meinung.

Nun war ein weiterer Beweis vorhanden, dass Eichmann nach dem Kriege am Leben war. In Nürnberg rollten die Prozesse, der Name Eichmann wurde



laufend in den Zeitungen in allen Sprachen der Welt erwähnt. Seine Schuld wuchs durch Aussagen und durch die Auffindung neuer Dokumente immer mehr an. Auch mein Dossier Eichmann wuchs. Auf der Rückreise von Nürnberg machte ich in München Station und sprach mit einigen Freunden vom Jüdischen Zentralkomitee in Bayern. Ich sah mir genau den Ort auf der Landkarte an, von wo Eichmann im Jahre 1945 geflüchtet war, und sagte mir, es gebe zwei Möglichkeiten: Entweder sei Eichmann in Bayern geblieben, oder er habe versucht, aus der amerikanischen Zone zu flüchten. Bei dem damals herrschenden Durcheinander konnte er annehmen, dass er zwar mit Bestimmtheit in der amerikanischen Zone, aber kaum in der britischen oder französischen Zone gesucht würde. Ich hatte noch in Nürnberg gehört, dass viele SS-Führer, die aus amerikanischen Internierungslagern geflüchtet waren, später in der britischen Zone Deutschlands auftauchten, wo sie auch verhaftet wurden.

Meine Jagd nach Eichmann blieb nicht verborgen; Juden und Nichtjuden wussten, dass ich ihn suchte. Man schrieb mir, man rief mich an, man gab mir Tips oder erkundigte sich bei mir, wie weit ich bereits sei. Die Gestalt Eichmanns, den ich persönlich nie zu Gesicht bekommen hatte, begleitete mich ständig. Es würde hier zu weit führen, wenn ich aufzählen sollte, wie vielen Spuren und Hinweisen ich nachgegangen bin. Wie ich eingangs schilderte, hatte ich keinerlei kriminalistische Erfahrung. Hinweise, die ein Polizeimann mit sechs Monaten Praxis beiseitegeschoben hätte, habe ich aufgenommen, denn ich sagte mir: Ist es nicht Eichmann, dann kann es auch ein anderer sein, – schliesslich suchte ja die Documentation ausser Eichmann noch andere Verbrecher. Es bestand daher wenigstens theoretisch die Möglichkeit, dass ein Hinweis auf einen anderen auch zu Eichmann führen konnte.

In diesem Tatsachenbericht werde ich aber nur die markanteren Fälle im Zusammenhang mit der Suche nach Eichmann schildern. So erhielt ich eines Tages ein Telegramm eines Münchner Arztes, unverzüglich nach München zu kommen. Diesen Arzt hatte ich einmal bei einer jüdischen Veranstaltung kennengelernt, er war nicht im KZ, sondern nach Ausbruch des Krieges in die Sowjetunion geflüchtet und Anfang 1946 zurückgekehrt. Er hatte jedoch seine Eltern verloren. Das bedeutete für ihn einen Schock, den er nicht überwinden konnte. Er machte sich dauernd Vorwürfe, dass er durch seine Flucht seine alten Eltern des Schutzes, den er ihnen vielleicht hätte geben können, beraubt hatte. Ich war einmal bei ihm in der Wohnung; überall sah ich Bücher, in denen KZ-Erlebnisse beschrieben waren. Er schnitt Zeitungsartikel aus, die auf die Ausrottung der Juden in der Nazizeit Bezug hatten. Ausserhalb seiner beruflichen Arbeit widmete er seine ganze Zeit der Lektüre dieser Ereignisse. Es war mir klar, dass er in dieser Lektüre unbewusst eine annehmbare Rechtfertigung für sich suchte. Er hätte das Leben der Eltern nicht retten können, wie auch die

anderen es nicht retten konnten, und wäre möglicherweise selbst umgekommen. Ich sagte ihm das einmal, ohne dass er mich gefragt hatte, ich fühlte, man musste es ihm einfach sagen. Er wusste selbstverständlich von Eichmann und seinen Taten sehr viel. In seiner Vorstellung war Eichmann der Mörder seiner Eltern. Der Arzt wusste auch, dass ich mich mit Eichmann befasste.

«Mozart» hiess der amerikanische Zug, mit dem ich damals nach München fuhr. Ich hatte von amerikanischen Freunden in Linz von Zeit zu Zeit Passierscheine zur Benutzung dieses Zuges erhalten. Das war eine grosse Hilfe, denn sonst hätte ich über den «Alliierten Rat» in Wien einen Passierschein beantragen müssen. Das dauerte im besten Fall zwei bis drei Wochen. Vom Bahnhof rief ich den Arzt an, er war im Spital. Ich fuhr dorthin. Ich musste warten, endlich konnten wir eine Weile allein sprechen, dann sagte er mir flüsternd:

«Ich glaube, ich habe Eichmann. Aber frage mich jetzt nicht, in ungefähr einer Stunde bin ich hier fertig, ich kann ja die Kranken nicht allein lassen, dann gehen wir zu mir nach Haus, und ich werde dir alles erzählen.»

Ich wusste, dass ich, da es sich um Kranke handelte, kein Recht hatte, ihn zu drängen, die Krankenhausbehandlung abzubrechen. Was blieb mir anderes übrig, ich wartete geduldig. Bei ihm zu Hause angelangt, schloss er vorsichtshalber die Tür ab. Dann sagte er:

«Ich weiss, dass ich meine ärztliche Schweigepflicht verletze, ich weiss aber auch, dass es mir keine Ruhe lassen wird, wenn ich durch diese Schweigepflicht einen Mörder wie Eichmann decke und ihm dadurch helfe.»

«Du musst selbst wissen, was Priorität hat. Bist du zuerst Jude und Sohn deiner Eltern, oder bist du zuerst Arzt?»

«Ich bitte dich, komme mir nicht damit! Wenn ich dich hergerufen habe, dann habe ich mich ja bereits entschieden, was ich zuerst bin.»

«Also heraus damit!»

«Eine Patientin von mir, die ich seit einiger Zeit behandle, ist seit ungefähr sechs Wochen sehr verstört. Ich fand an ihrem Körper Spuren von Schlägen und Misshandlungen. Ich habe sie mehrmals gefragt, woher diese kämen. Sie wollte es mir nicht sagen; ich dachte mir, das sei ihre persönliche Angelegenheit. Wenn sie es nicht selbst sagen will, kann ich sie nicht drängen. Als sie aber das letzte Mal hier war, konnte sie kaum ihre Angst verbergen, weinte ununterbrochen und wollte von mir einen Rat, obwohl sie gleichzeitig sagte, dass ich ihr nicht helfen könne. Dann erzählte sie mir ihre Geschichte.»

Ich merkte, dass der Arzt beim Erzählen nervös wurde; obwohl ich selbst sehr gespannt war, glaubte ich, dass es vielleicht im Interesse der Genauigkeit der Erzählung sei, wenn er eine kleine Pause einlege. Diese wollte ich durch eine Zwischenbemerkung erzielen.

«Jetzt pass einmal auf. Was du jetzt sagen wirst, kann unter Umständen sehr wichtig sein, daher denke einen Augenblick nach, damit du mir alles erzählst, was diese Frau dir gesagt hat.»

«Sie sagte, sie lebe seit fast einem Jahr mit einem Mann zusammen, dessen Herkunft sie nicht kenne. Er wäre vermutlich aus Norddeutschland hierhergekommen, es sei auch möglich, dass er irgendwo interniert gewesen und geflüchtet sei. Er spreche nie darüber, und darüber befragt, habe er Zornausbrüche bekommen. Ich fragte die Frau, warum sie denn bei einem solchen Mann wohne. Da erzählte sie mir, sie selbst sei Flüchtling aus Pommern, ihre Eltern lebten in einem Flüchtlingslager im Bayerischen Wald. Ihren Lebensgefährten, den sie nur Friedrich nannte, habe sie durch einen anderen Flüchtling aus Pommern kennengelernt. Seitdem sie bei Friedrich sei, habe sie keinen Hunger und könne auch von Zeit zu Zeit ihren Eltern etwas schicken. Das Leben mit ihm sei jedoch eine Qual. Er verlasse selten die Wohnung, und dann nur abends. Er habe ihr aufgetragen, auf Nachfragen von Nachbarn zu erzählen, dass er kränklich sei. Wenn jemand klinge, bekomme er Angstzustände. Sie sage sich, das dürfte von der Internierung stammen, da er Angst habe, man würde ihn wieder holen. Diese Angstzustände führten dazu, dass er nachts nicht schlafen könne.»

Der Arzt machte eine Pause. Ich fragte: «Das ist alles?»

«Nein», sagte er, «das Wichtigste kommt erst, nun höre gut zu: Nächtelang geht dieser Friedrich im Zimmer herum und flucht und schimpft auf die Juden. Er sagt, man habe unnötigerweise zu viele von ihnen am Leben gelassen. Sie gehörten alle vertilgt, und nur durch die Juden habe Deutschland den Krieg verloren. Sie macht ihm Vorhaltungen, daraufhin beginnt er zu toben und schlägt sie. Nach einer Weile bereut er, bittet sie um Verzeihung, droht ihr aber gleichzeitig mit dem Umbringen, wenn sie irgendjemanden etwas davon erzählen sollte. Nachts geht er aus, kommt mit irgendwelchen Freunden zusammen, bringt Schmuckstücke mit, die er fachgemäss zerschneidet; sie verkaufe dann die Bruchstücke oder manchmal auch einen Brillanten. Davon lebten sie und sogar nicht schlecht. Sie wisse, dass er mächtige Freunde habe, die für ihn sorgen. Sie habe vor diesen Freunden viel mehr Angst als vor Friedrich selbst, denn sie glaube nicht, dass Friedrich ihr nachjagen würde, wenn sie ihn verlasse; die Freunde Friedrichs jedoch würden sie beseitigen. Nach aussen hin sei Friedrich Heilpraktiker, aber er empfangen sehr selten jemanden. Wenn jemand klinge, schicke er sie voraus, um nachzusehen, wer da sei. Wenn es ein Mann wäre, dann habe sie zu sagen, er sei nicht zu Hause oder verreist; wenn es eine Frau wäre, dann spreche er mit ihr durch den Türspalt, abgesichert durch die Kette, frage, wer sie zu ihm geschickt habe. Selten komme so eine Person zur Behandlung herein. Er habe zwar im Zimmer verschiedene Instrumente und Arzneien, sie glaube auch, dass er sogar etwas von Medizin verstehe, sei aber nicht sicher.»

«Ist das alles, was die Frau dir gesagt hat?»

«Es ist ungefähr alles, aber sie hat mir nur einen Teil dessen gesagt, was sie weiss. Ich habe sie noch weiter ausgefragt, aber je mehr sie mir von Friedrich erzählte, desto mehr wuchs ihre Furcht, vor allem vor der Organisation, die Friedrich schützt. Die Frau wird in einigen Tagen wieder zu mir kommen, und du musst mir jetzt sagen, was ich sie fragen soll, – ich möchte diese Frau nicht in Gefahr bringen. Bitte denke nach, was man hier machen kann.»

«Warum vermutest du, dass es sich in diesem Falle um Eichmann handelt? Ich glaube schon, dass es sich der Erzählung nach bestimmt um einen Verbrecher handelt, und zwar um einen solchen, der während des Krieges mit Juden Vernichtung zu tun hatte. Aber Eichmann selber hat doch nicht alle Juden persönlich umgebracht. Er hatte Gehilfen, die grosse Verbrecher waren, obwohl er der grösste unter ihnen war.»

«Es ist schwer, darauf zu antworten, aber ich bin sicher, dass es sich hier um Eichmann handelt. Wenn du aber der Meinung bist, dass es ein anderer Verbrecher ist, willst du diesen anderen dann frei herumlaufen lassen?»

«Nein», sagte ich, «das will ich keinesfalls, aber ich kann doch nicht hier in München sitzen und warten, bis die Dame wieder zu dir kommt.»

«Du sollst auch nicht hier sitzen und warten. Lege dir nur einen Plan zurecht und komme dann, wenn ich dich rufe. Und ich werde dich mit Bestimmtheit bald rufen.»

Ich verliess München. Irgendwie wollte und konnte ich nicht daran glauben, dass Eichmann mitten in einer grossen Stadt wie München lebe. Ich hatte eher vermutet, dass Eichmann sich irgendwo in einem Dorf, in einem Wald oder in einem Gebirge als Landarbeiter oder als Bauer auf halte. Wenn er schon mit jemanden Kontakt hielt, dann mit seiner Familie. Ich beschloss dennoch, nach München zu fahren, wenn der Arzt mich rief, denn falls es sich nicht um Eichmann handelte, war es bestimmt ein anderer Verbrecher. Besonders hatte sich jener Teil der Erzählung des Arztes mir eingepägt, dass dieser Friedrich nächtelang herumgehe und bedaure, dass man zu wenig Juden vergast habe. Als ich auf dem Heimweg war, wollte ich umkehren und den Arzt ersuchen, mir den Namen dieser Frau zu nennen, wollte zur Münchner Polizei oder zu einer amerikanischen Dienststelle gehen, eine Haussuchung durchführen, diesen Mann festnehmen lassen, und der Spuk wäre aus.

Ich wusste aber, dass der Arzt der Frau irgendwie versprochen hatte, nichts zu unternehmen. Ich war sicher, dass er mir unter keinen Umständen den Namen und die Adresse der Frau verraten würde.

Arthur war nach wie vor um Material über Eichmann bemüht. Schon Anfang 1947 übergab er mir eine längere Zeugenaussage des Stellvertreters Eichmanns für die Slowakei, Dieter Wisliceny. Darin beschrieb Wisliceny nicht

nur die Person Eichmanns, sondern auch seine Gewohnheiten. Er beschrieb seine Freundschaften und machte Andeutungen, wo sich Eichmann unter Umständen aufhalten könne. Wisliceny tippte auf Freundinnen von Eichmann. Arthur erzählte mir, dass er Wisliceny im Gefängnis besucht habe und mit richterlicher Erlaubnis eine längere Unterredung mit ihm hatte. Wisliceny machte sich erbötig, sich an der Suche nach Eichmann zu beteiligen, und sagte, er sei sicher, dass er ihn finden könne. Denn so gut, wie er ihn kenne, kenne ihn niemand. Er meinte, dass Eichmann mit Sicherheit bei einer seiner Freundinnen Unterschlupf gefunden habe, und zählte mehrere Frauen auf. Nicht alle kannte Wisliceny mit Namen; möglicherweise behielt er auch einige für sich, damit man auf seine angebotenen Dienste zurückkomme. Diese Frauen reichten dem Milieu nach vom Landmädels aus dem oberösterreichischen Mühlviertel bis zur ungarischen Baronin. Arthur fasste den Plan, einen jungen Burschen hier einzusetzen. Ich machte Arthur darauf aufmerksam, dass es wichtig wäre, jemanden ständig in Altaussee zu haben, um Frau Eichmann zu beobachten. Für mich waren seine Frau und die drei Kinder immer noch ein Schlüssel zu Eichmann. Ich war felsenfest davon überzeugt, dass die Frau, obwohl sie sich als geschieden ausgab und unter ihrem Mädchennamen lebte, mit grösster Sicherheit Verbindung mit ihm hatte. Auch wenn dies nicht der Fall wäre, würde Eichmann in irgendeiner Bedrängnis – und er musste einmal in Bedrängnis kommen – den Kontakt zu seiner Familie suchen. Ich bin zwar von Zeit zu Zeit nach Aussee gefahren, ich habe Personen aus österreichischen-Widerstandskreisen, die im Ausseer Gebiet lebten und die ich damals für verlässlich hielt, darum ersucht, Frau Eichmann zu beobachten, doch das war nicht alles, was getan werden musste. Unbedingt mussten wir einen Mann ständig in Aussee haben; und zwar deshalb, damit die Leute sich an ihn gewöhnten, so dass er nach einiger Zeit kein Fremder mehr war und nicht mehr auffiel. Arthur stimmte meinen Überlegungen zu und meinte, dass der Mann, der sich um die Freundinnen kümmern sollte, auch für einige Zeit nach Aussee gehen könnte. Wir waren uns bewusst, dass Eichmann sich kaum bei einer von seinen Freundinnen aufhalten werde, aber die Freundinnen besaßen unter Umständen etwas, was für die Suche notwendig war, nämlich ein Bild Eichmanns. Denn über die Familie hatten wir keine Bilder bekommen. Bei einer ehemaligen Freundin Eichmanns würde es leichter sein, in den Besitz eines Bildes zu gelangen.

Arthur wählte glücklich: Er fand einen jungen Idealisten mit Namen Manus Diamant und machte aus ihm einen Holländer. Er besorgte für ihn entsprechende Papiere, wobei vor den Namen das holländische «van» gesetzt wurde. Dieser «van Diamant», dem sein nicht akzentfreies Deutsch zugute kommen sollte, hatte sich als holländischer SS-Mann auszugeben, also als Nazi-Kolla-

borateur, der der SS-Division «Nederland» angehört hatte und es nun selbstverständlich nicht wagt, nach Holland zurückzukehren. Als solcher würde er wahrscheinlich mit Nazifrauen leichter in Kontakt kommen. Dieser van Diamant kam vorerst zu mir nach Linz, – ich hatte ihn übrigens einige Monate vorher in Wien kennengelernt, er war mir gleich sehr sympathisch gewesen. Ich gab ihm alle notwendigen Informationen über Altaussee, ich gab ihm eine Fotografie des Hauses, in dem Vera Eichmann wohnte, ich nannte ihm einige Leute, die er meiden sollte, aber auch einige andere, mit denen er unter Umständen sprechen konnte. Diamant kam jeweils nach einigen Wochen zu mir nach Linz und erzählte mir, was dort vorgefallen sei und welche Fortschritte er gemacht habe. Diamant ging klug vor und wollte nicht mit Gewalt zu Ergebnissen gelangen. Er liess sich Zeit, obwohl seine Geldmittel beschränkt waren und nur ein Idealist so lange ausharren konnte. Er schloss Bekanntschaften, vor allem in Nazikreisen mit Frauen, deren Ehemänner sich in Internierungslagern oder in Gefängnissen befanden. Ein heimatloser holländischer SS-Mann, der nicht zu seiner Familie zurückkehren konnte, war im Ausseer Gebiet bei den dortigen Nazifrauen ein gern gesehener Gast. Sein Ziel war, Bekanntschaft mit Frau Eichmann zu schliessen. Dies gelang ihm jedoch nicht. Von Zeit zu Zeit spielte er mit den Kindern Eichmanns, unternahm sogar mehrmals Bootsfahrten mit ihnen auf dem Altausseer See. Er kam einmal und erzählte mir das alles, mit besonderer Betonung der Bootsfahrten mit den Kindern Eichmanns. Ich fühlte, dass wir Diamant einem starken psychischen Druck aussetzten, dem nur wenige Juden, die die Schrecken der Nazizeit überlebt hatten, gewachsen waren. Jeder von uns sah die Ermordung unzähliger jüdischer Kinder: durch Genickschuss, in der Gaskammer, durch Verhungern. Ich wusste, was in der Seele Diamants vorging, als er die Kinder dieses grossen Verbrechers sah. Die Kinder eines Mannes, der unzählige jüdische Kinder kaltblütig in den Tod geschickt hatte.

Obwohl mir Diamant seine Gedankengänge nicht verriet, sagte ich ihm:

«Ich kann mir vorstellen, worüber du in Altaussee nachdenkst; ich weiss, dass auch deine Familie zugrunde gegangen ist und dass in deiner Familie Kinder waren. Ich weiss, du bist ein guter Schwimmer und kannst leicht ein Bootsunglück herbeiführen, wobei die Kinder Eichmanns ertrinken. Ich will dir aber etwas sagen: Wir sind keine Nazis, und wir führen keinen Krieg gegen Kinder. Und wenn du glaubst, dass man dadurch dieser Bestie Eichmann einen Schmerz zufügen wird, dann bin ich anderer Meinung.»

Ich erzählte ihm, dass vor einiger Zeit zwei Juden zu mir gekommen waren, die während des Krieges in Partisanenverbänden gekämpft hatten. Sie wussten, dass ich Eichmann suchte, sie wussten, dass die Frau und Kinder Eichmanns in Aussee lebten, und machten einen Vorschlag: Man sollte die drei

Kinder Eichmanns entführen und bekanntgeben, dass man sie töten werde, sollte sich der Vater nicht den Behörden stellen. Ich war aus mehreren Gründen entschieden gegen diesen Vorschlag. Nicht alle meine Erwägungen wurden akzeptiert, doch mit einem Argument überzeugte ich sie. Ich erklärte ihnen, dass ein Mann wie Eichmann, der Hunderttausende jüdischer Kinder ermorden liess, kein Gefühl für eigene Kinder haben könne. Sie sahen ein, dass ich recht hatte. Und ich bin froh und glücklich, dass wir uns auf der ganzen Suche nach Eichmann keines Mittels bedienten, das irgendwie nach Sippenhaftung aussah. Ich wollte mich keiner Mittel bedienen, die bei Eichmanns Charakter einerseits nichts versprochen und andererseits mich der Sympathien und Hilfe beraubt hätten, auf die ich – und übrigens wir alle – angewiesen waren. Manus war ebenfalls vernünftig und sah dies ein. Ich wusste, dass man Manus nicht länger einer solchen Qual aussetzen sollte. Auch Arthur sah das ein; deshalb sollte Manus sich zur «Erholung» mit den Freundinnen Eichmanns befassen und versuchen, eine Fotografie Eichmanns zu finden.

Im oberösterreichischen Mühlviertel gibt es eine Ortschaft Doppl. Nach den Aussagen von Wisliceny wohnte dort eine Jugendfreundin von Eichmann, es hiess, sie sei seine erste Liebe gewesen. Diese Freundin war nach den Nürnberger Gesetzen Mischling dritten Grades, wovon Eichmann wahrscheinlich nichts gewusst hatte. Auch Wisliceny wusste es nicht, doch kam dies im Zuge der Nachforschungen, die Diamant anstellte, heraus. In Wien war zu dieser Zeit ein Gefolgsmann Eichmanns, Josef Weisel, in Haft, der in Doppl im Jahre 1939 ein Umschulungslager für Juden leitete. Nach den damaligen Plänen Eichmanns wurden dort Jugendliche als landwirtschaftliche Fachkräfte ausgebildet, um sie aus Österreich abschieben zu können. Aber aus dieser Umschulung wurde Zwangsarbeit. Von Auswanderung war keine Rede mehr. Weisel bestätigte in seiner Aussage auf Befragen, dass in Doppl eine ehemalige Freundin von Eichmann wohne. Gleichzeitig liefen Recherchen wegen anderer Freundinnen Eichmanns. Eine ungarische Baronin, die in Gmunden lebte, verliess im Jahre 1947 Österreich in Richtung Südamerika, eine zweite Freundin, die sich in Salzburg aufhalten sollte, war unauffindbar, eine andere wiederum war während des Krieges bei Verwandten in Dresden ums Leben gekommen. Es dauerte natürlich Monate, bis alle diese Ergebnisse, die hier in einigen Zeilen wiedergegeben werden, feststanden. Reisen, eine umfangreiche Korrespondenz, Erkundungen bei Meldeämtern, bei der Polizei, bei Nachbarn, waren notwendig. Man musste dann die Ergebnisse überprüfen, da sich manche widersprachen; bis man eine Freundin «abschrieb», dauerte es eine längere Zeit. Manus selbst war mehrmals in Doppl, das in der sowjetischen Zone Österreichs lag. Die Gemeindeämter waren angewiesen, der russischen Besatzungsmacht zu melden, wenn Fremde auftauchten oder durch ihr Auftreten auffielen. Dies

hing mit der sprichwörtlichen «Spionfurcht» der Sowjets zusammen. Manus fand endlich heraus, dass das besagte Mädchen, damals noch unverheiratet, in Urfahr lebte. Unter einem Vorwand kam er zu ihr und schloss ihre Bekanntschaft. Es dauerte mehrere Wochen, bis er das Familienalbum zu Gesicht bekam und sich bei ihr nach den einzelnen Leuten, die im Album abgebildet waren, erkundigte. Und in diesem Album befand sich auch ein Bild Adolf Eichmanns, das aus dem Jahre 1934 gestammt haben dürfte. Das Bild war also im besten Falle dreizehn Jahre alt. Dennoch war es eine grosse Leistung Diamants, die wir alle voll anerkannten. Die Freundin Eichmanns wollte das Bild nicht herausgeben, es gab also genügend Schwierigkeiten, die Manus, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, das Bild Eichmanns zu bekommen, meisterte.

Nun hatte der Gesuchte ein Gesicht. Das war immerhin etwas. Das Bild wurde vervielfältigt, kam in die österreichische Fahndungsakte Eichmanns; es wurde auch amerikanischen Dienststellen übergeben. Ich gab das Bild auch einigen Personen im Ausseerland für den Fall, dass in der Umgebung Frau Eichmanns ein Mann auftauchen sollte, der so aussah. Manus Diamant verdiente nun Ruhe. Ich sah ihn später noch mehrmals, aber ich wusste, dass er in der Sache Eichmann seine Tätigkeit abgeschlossen hatte und sich nunmehr der Aufgabe widmete, sich eine Existenz aufzubauen.

Einige Monate später war ich in Nürnberg und erhielt hier vom Chef der Documentation, Major Niebergall, die Fotokopie der Personalakte Eichmann, die endlich aufgefunden worden war. In dieser Personalakte befanden sich zwei Fotografien Eichmanns, eine in Zivil, die andere in Uniform. Ausserdem enthielt sie seinen ganzen Werdegang sowie die Beurteilung durch seine Vorgesetzten, die ihm «grosse Fachkenntnisse auf seinem Sachgebiet» bescheinigten. Das las sich wie blutiger Hohn. Zu seinem Sachgebiet gehörten Verschleppungen, Vergasungen, Mord.

Die drei Fotografien Eichmanns, die eine, die Diamant gefunden hatte, und die beiden, die ich aus der Personalakte Eichmanns hatte, waren die einzigen Bilder, die von Eichmann bis zu seiner Ergreifung im Jahre 1960 vorhanden waren. Man muss bedenken, dass man im Jahre 1960 mit Bildern operierte, von dem das jüngste unter Umständen vierundzwanzig Jahre alt war. Es gab aber dann andere Bildbehelfe, die das Risiko einer Verwechslung auf ein Minimum reduzierten, aber darüber später.

Eines der wichtigsten Details, die sich in der Personalakte befanden, war der eigenhändig geschriebene Lebenslauf Eichmanns. Von seiner Handschrift war bisher nur seine Unterschrift oder kleine Eintragungen, die man kaum hätte zu Vergleichszwecken heranziehen können, bekannt gewesen. Sein Lebenslauf umfasste zwei handgeschriebene Seiten; obwohl sich die Schrift ei-



nes Menschen im Lauf der Jahre ändert, kann ein halbwegs versierter Graphologe bei Vergleich der Schriften zu einem brauchbaren Ergebnis gelangen.

Ich hatte in Linz einen KZ-Kameraden, Jan Gajewski (derzeit in Australien). Gajewski war Dolmetscher beim CIC in Linz und später bei der Militärpolizei. Er hatte während des Krieges Schweres durchgemacht. Schon im Jahre 1939 war er durch die Gestapo verhaftet worden, da er bei der polnischen «Abwehr» tätig gewesen war. Er wurde dann durch Konzentrationslager gezerzt, bis er in Linz durch die Amerikaner befreit wurde. Ich habe mit Gajewski fast zwei Jahre in Kriegsverbrecherangelegenheiten zusammengearbeitet. Gajewskis Hilfe war für mich wertvoll, da ich ihm erstens als Dolmetscher bei der Militärpolizei verschiedenes Material, das die Documentation zustande brachte, übergeben konnte, damit Verhaftungen erfolgen konnten, und zweitens bekam ich auch von ihm von Zeit zu Zeit Nachrichten, wenn es bei den Verhaftungen irgendwie schief gegangen war oder wenn sie unterblieben oder eine Akte «verlegt» worden war. Gajewski wusste, dass ich Eichmann suchte, und bot sich mehrmals an, mir zu helfen: ich möge ihm Teilstücke der Fahndung überlassen oder mit Aufgaben betrauen. Er war ein Antinazi durch und durch, der sich auf keine Kompromisse einliess und die schweren Jahre seiner Haft bei der Gestapo und in den Konzentrationslagern nicht vergessen hatte. Gajewski fuhr mehrmals dienstlich nach Deutschland. Als Angestellter der Militärpolizei hatte er einen entsprechenden Ausweis und kam dadurch ohne weiteres über die Grenze.

Ich erfuhr die Adresse von Verwandten der Frau Eichmann, nämlich einer Familie Liebl in der Ortschaft Burghausen in Bayern. Und merkwürdigerweise kam eine Nachricht über die Ortschaft Burghausen als Aufenthaltsort Eichmanns von einer ganz anderen Quelle. Das Kriegsverbrecherlager Wolfsberg in Kärnten hatte von Zeit zu Zeit unnatürlichen Abgang an Internierten. Trotz englischer Bewachung gelang es verschiedenen SS-Führern, aus dem Lager auszubrechen. In der Steiermark waren einige neonazistische Untergrundgruppen tätig, die ihre vordringlichste Aufgabe darin sahen, die Internierten des Kriegsverbrecherlagers zu befreien. Die SS-Männer, die auf diese Weise Wolfsberg verliessen, wurden in verschiedenen Verstecken in der Steiermark untergebracht; dann wurden ihnen falsche Personalausweise ausgestellt. Selbstverständlich waren diese Leute nunmehr der Untergrundbewegung ergeben und dehnten auf diese Weise die Untergrundarbeit aus. Die Neonazigruppe, die sich vorerst nur auf Graz erstreckte und über eine kleine Mitgliederzahl verfügte, fasste nun auch in anderen Ortschaften der Steiermark Fuss. Dies blieb den Sicherheitsbehörden nicht verborgen. Von der Steiermark griff das Untergrundnetz auch auf Oberösterreich und von dort über Braunau und Schärding nach Bayern über. An der Grenze gab es in der Nähe von Schärding die Enklave Heibach, die als günstiger illegaler Übergang sowohl für

Alfred Rischmann  
11 Hauptstadt

Berlin, den 19.7.1937

## Lebenslauf

Am 19. III 1906 wurde ich im  
Leipzig (Rhd.) geboren. Der Leing. Vorkurs,  
welchen mein Vater die Rolle eines  
Direktors der Maschinenbau und Elektrifizierung  
gesellschaft bekleidete, besuchte ich die  
Hörschule, 4 Klassen der Staatlichen  
Hörschule und 2 Jahrgänge der Königl.  
Bundeslehranstalt für Elektrotechnik,  
Mech. Bau und Maschinen.

Im Jahr 1925 bis 1927 war  
ich als Verkaufsbekannter der Oberbayer.  
Elektr. A. G. tätig. Diese Stelle verließ  
ich auf eigenen Wunsch, da mich von  
der "Facsimile Co. Company A. G. - Wien,  
die Vertretung für Oberbayerland  
übertragen wurde. Bis Juni 1933  
arbeitete ich für diese Firma in  
Oberbayerland, Leitung im Vertrieb.  
Um diese Zeit wurde ich wegen  
Angehörigkeit zum NSDAP gekündigt.  
Für deutsche Konsul in Leipzig, Dresden,  
Hof von Langen beauftragte mich diese  
Tatsache in Form eines Schreibens,

Dessen Abdruck neunter P. Akt in  
S.D. Hauptamt beigefügt ist.

Nachdem ich 8 Jahre Angehöriger  
des. Deutschvölkischen Frontkämpfer-  
vereins, (auch anlässlich  
Kampfgarnisation) war, trat ich am  
14. 1932 in die NSDAP - Ortsgruppe  
ein und bekam die Mitgliedsnummer  
119.155. Zum gleichen Termin trat  
ich in die S.S. ein, mit der Nummer  
nummer 45.326. Auf Befehl der  
Inspektion der Oberabschlussschule  
Blutgefäß Dienst der Reichswehr  
im Jahre 1932, wurde ich verabschiedet.

Am 1. 1933 ging ich auf  
Befehl des Führers der N.S.D.A.P. -  
Ortsgruppe, H. Bollock, zur  
militärischen Ausbildung in das  
Lager Leulfeld am 29. Sept. 1933, wurde  
ich zum 47. Verbindungsbataillon  
desam Kommandos und kam  
zur Auflösung desselben am  
29. Januar 1934 zur 2. SS in das  
Lager Dedau. Am 1. Oktober 1934 wurde  
ich zur Kriegsverwaltung in das S.D.-  
Hauptamt Kommando Dienst, Mosel  
ich heute noch meinen Dienst verrichte.

Auf Eisker  
S.D. Hauptamt.

Schmuggler als auch für Leute der Untergrundbewegung galt. Die oberösterreichischen Sicherheitsbehörden schlugen zu und nahmen einen Mann fest, der SS-Führer gewesen und seinerzeit aus dem Lager Wolfsberg ausgebrochen war. Er war jetzt der Kurier der Untergrundbewegung und bediente sich eines falschen Passes. Er wusste, dass seine Lage aussichtslos war und dass er nach österreichischem Gesetz wegen Wiederbetätigung im nationalsozialistischen Sinne eine hohe Strafe zu erwarten hatte, unter Umständen sogar die Todesstrafe. Er wollte sein Schicksal mildern und erzählte deshalb, was ihm über die Untergrundbewegung bekannt war. Mit Schrecken stellten die Sicherheitsbehörden fest, dass allein auf dem Gebiete Oberösterreichs mehrere Gruppen operierten. Um seinen Kopf zu retten, bot sich der Mann an, mit diesen Stellen Kontakt aufzunehmen und der Polizei die Verhaftung der Verschwörer zu ermöglichen. – Seine Angaben stimmten, – durch seine Hilfe wurden mehrere Mitglieder der Untergrundbewegung und viel belastendes und kompromittierendes Material sichergestellt. Einen Teil der Berichte erhielt der CIC, einen Teil auch die Militärpolizei. Gajewski war nun im Bilde.

Eines Tages schlug er mir vor, mich mit diesem Mann zusammenzubringen, da dieser von Beziehungen der Untergrundbewegung zu Eichmann wusste. Gajewski kam mit diesem Mann, der übrigens heute in Deutschland lebt und den ich mit seinem Vornamen Stefan nennen will, öfters zusammen. Die verhältnismässig kurze Haft Stefans wurde von der Polizei strengstens geheimgehalten, so dass die Mitglieder der Untergrundbewegung keine Ahnung hatten. Stefan führte die Polizei auch immer wieder auf die richtige Spur. Er war es auch, der zwei Polizeiagenten als Mitglieder der Untergrundbewegung anwarb, so dass die Klärung vieler Zusammenhänge möglich wurde. Die Frage der Finanzierung der Untergrundbewegung war noch immer ungeklärt, es hiess, Kontakteleute aus der Steiermark führen nach Bayern und brächten von dort Geld. Stefan hatte bald herausgefunden, dass es sich um die Ortschaft Burghausen handelte. Er gab auch Gerüchte wieder, dass die Untergrundzelle Kontakt zu Eichmann oder zu Personen aus seiner Umgebung suche und möglicherweise schon gefunden habe, um eine dauernde Finanzierung zu gewährleisten. In Kreisen der Untergrundbewegung wusste man über den letzten Eichmann-Transport nach Aussee und versuchte deshalb immer wieder, Verbindung mit Personen aufzunehmen, die das Versteck im Ausseer Gebirge genau kannten. Die Untergrundleute hatten grosse Pläne.

Man wollte durch Bestechung von Wachmannschaften gefährdete Nazis aus den Gefängnissen und Internierungslagern befreien, man wollte für die Befreiten falsche Pässe und echte Visa nach Übersee beschaffen, die Familien der Kriegsverbrecher unterstützen, den vor Gericht Stehenden Rechtshilfe ange-deihen lassen und schliesslich auch politische Propaganda in Österreich entfallen. Zu all dem brauchte man Geld. Dieses Geld glaubte die Untergrundbewe-

gung sich am leichtesten durch Eichmanns Hilfe zu beschaffen. In SS-Kreisen wusste man, dass Eichmann zweiundzwanzig Kisten mit Wertgegenständen ins Ausseerland gebracht hatte. Es wurden phantastische Ziffern über den Wert genannt, ich selbst hörte Summen zwischen dreihundert und sechshundert Millionen Goldmark. Je phantastischer die Ziffer klang, desto grösser war auf Seiten der Untergrundzellen der Wunsch, mit Eichmann oder mit Leuten, die damals seinem Stabe in Aussee angehört hatten, Führung zu bekommen. Sie fanden bald heraus, dass diese Kisten nicht in den Seen versenkt worden waren, alles deutete auf die Bla-Alpe, den sogenannten «Rauchfang». Der «Rauchfang» ist ein Ausläufer vom Loser zum Wildensee und fast unpassierbar. Suchgruppen der Untergrundbewegung waren dort mehrmals tätig. Ob sie etwas gefunden hatten, konnte man schwer feststellen. Allerdings waren diese Suchgruppen keine Dilettanten: Sie waren mit Minensuchgeräten ausgestattet, da die Behälter in den Verstecken zumeist aus Metall waren. Die Gendarmerie war ratlos. Von Zeit zu Zeit fand man, zumeist in sehr unwegsamem Gelände, offene Stollen, woraus sich ergab, dass frisch gegraben worden war. Ausser diesen Suchgruppen der Untergrundbewegung gab es natürlich auch Amateure, die gewöhnlich am Wochenende das Ausseer Gebiet heimsuchten und in ihren Rucksäcken Schaufeln und Spaten mit sich führten. Die Ausseer Bevölkerung hatte für sie eine treffende Bezeichnung, nämlich «Schwammerlsucher».

Der CIC in Linz informierte sich ständig über die Untergrundbewegungen, die in Oberösterreich tätig waren, denn das amerikanische Hauptquartier in Wien wollte unbedingt auf dem Laufenden bleiben, um etwaige Vorhaltungen der Russen parieren zu können. Von Zeit zu Zeit beschuldigte nämlich der Sowjetvertreter im Alliierten Rat die Amerikaner, in ihrer Zone formierten sich Nazi-Gruppen. Die österreichischen Sicherheitsbehörden waren verpflichtet, die Untersuchungsergebnisse den Amerikanern zur Verfügung zu stellen. So wussten auch eines Tages die Amerikaner, dass die Untergrundbewegung voraussichtlich von Eichmann oder von irgendjemandem aus seiner Umgebung unterstützt werde. Ich erhielt Besuch vom CIC. Die Herren wollten wissen, wie weit ich in der Sache Eichmann sei, und erklärten, sie hätten ein vitales Interesse, Eichmann auszuschalten, da er anscheinend direkt über andere die Untergrundbewegung finanziere und ausserdem im amerikanischen Fahndungsblatt stehe. Bei dieser Gelegenheit zeigten sie mir einen Bericht, der auf Grund von Erhebungen österreichischer Polizeistellen zustande gekommen war. Ich will hier diesen Bericht gekürzt wiedergeben: Eichmann solle sich als sogenanntes U-Boot in Österreich aufhalten. Es wurde getarnt mit verschiedenen Anlaufstellen der Neofaschisten-Organisation Kontakt aufgenommen und von Angehörigen dieser Organisation in Erfahrung gebracht, dass Eichmann von der Fälscherzentrale ihrer Organisation einen falschen Ausweis

erhalten habe. Polizeiorgane in der Steiermark und in Kärnten führten Erhebungen durch, aus denen hervorging, dass sich Eichmann von Zeit zu Zeit im Ausseer Gebiet aufhalte. Einige Mitglieder der Untergrundgruppen in der Steiermark bemerkten bei einer Unterredung, dass es sehr schwierig sei, an Eichmann heranzukommen, er sei für niemanden zugänglich. Eichmann entfalte keine Aktivität und sei für spätere grössere Ereignisse innerhalb der Untergrundbewegung vorgesehen. Er sei nur für solche Personen erreichbar, die er persönlich aus der früheren Zeit kenne. Der Lebensunterhalt einer Gruppe von Getreuen um ihn werde aus mitgebrachten Goldbeständen ermöglicht.

Nun wollten sowohl die österreichischen Sicherheitsorgane als auch der CIC über alle meine Fortschritte in der Sache Eichmann Auskunft. Das kam mir selbstverständlich gelegen, weil dadurch meine Arbeit erleichtert wurde. Aus allen Berichten kristallisierte sich immer mehr als Schwerpunkt das Ausseerland heraus. Dies aus zwei Gründen: Erstens wohnte dort die engere Familie Eichmanns, und zweitens war das Ausseer Gebiet ein Sammelbecken prominenter Nazis, von denen nur ein Teil identifiziert werden konnte, der andere Teil hatte so vorzüglich gefälschte Papiere, dass es Jahre dauerte, bis man ihre wahre Identität erkannte.

Für die späteren Ereignisse möchte ich hier noch festhalten, dass sich im Ausseer Gebiet auch slowakische und kroatische Emigranten befanden. Es waren dies Mitglieder der dortigen Marionettenregierungen, die im Solde Hitlers gestanden hatten. Ein Teil von ihnen ging später nach Italien und von dort nach Südamerika. Unter den Schätzen, die sie ins Ausseerland mitgebracht hatten, waren ausser Gold, Brillanten und Teppichen auch grosse Mengen Rauschgift. Man schätzte, dass sich ungefähr hundert Kilogramm Heroin dort befanden. Das Rauschgiftdezernat der oberösterreichischen Polizei hatte sich hauptsächlich mit dem Ausseer Gebiet zu befassen. Rauschgift Händler, die ja international organisiert sind und für die es in der ganzen Welt fast keine Grenzen gibt, hatten bald das Ausseerland entdeckt. Für diese, die mit Pässen aller Länder der Welt ausgestattet sind, war Menschenschmuggel eine Kleinigkeit, von der ausgiebig Gebrauch gemacht wurde. Darauf werde ich noch zurückkommen.

## V. Kapitel

Lange stand ich mit Gajewski vor einer grossen bayerischen Landkarte und betrachtete die Umgebung des Ortes Burghausen. Es war geplant, dass Gajewski für einige Tage dort hinfahren sollte, – auch Stefan sollte dort hinkommen. Das Zusammentreffen von zwei Nachrichten aus verschiedenen Quellen, eine die Familie Liebl betreffend, die mit Frau Eichmann verwandt sein sollte, und zweitens die Aussage von Stefan, dass sich in Burghausen die

Anlaufstelle einer neonazistischen Gruppe befinde, die eine Verbindungsstelle zwischen den in Deutschland und den in Österreich tätigen Nazigruppen sei, berechnete zu diesem Vorhaben. Die Frage der Finanzierung der Untergrundbewegung und die Berichte über die Rolle Eichmanns dabei wurden von uns im Gespräch aufgeworfen. Es gab mehrere Möglichkeiten, denn ein Teil der Berichte, die als Unterlage dienen sollten, war nicht zweifelsfrei. Wir waren uns jedoch beide im Klaren, dass die Sache auf alle Fälle untersucht werden müsse.

Gajewski als ehemaliger «Abwehr»-Mann war mir in vielen Dingen der praktischen Arbeit überlegen. Er hatte Erfahrung, er besass Ausdauer und Zähigkeit, und seine Methode war nicht so kompliziert wie die meine. Er fuhr nach Burghausen, hatte aber noch vorher eine längere Unterredung mit Stefan (dem er natürlich nichts von der Familie Liebl erzählte) und sollte dort auf ihn warten. Er blieb vier Tage, sah sich den Ort von allen Seiten an, bemerkte nichts Besonderes und war schon im Begriff abzureisen. Da kam Stefan; sie trafen einander am Abend ausserhalb der Ortschaft und verabredeten eine weitere Zusammenkunft für den nächsten Tag in einem Gasthaus. Gajewski erzählte mir später, dass Stefan in Burghausen mit Leuten zusammenkam, die er im Orte vorher nicht gesehen hatte und die bestimmt Ortsfremde waren. Auf einmal betrat ein Mann das Gastzimmer, den Gajewski mit Bestimmtheit schon einmal gesehen hatte, er steckte daher den Kopf tiefer in die Zeitung, um nicht erkannt zu werden. Mehrere Stunden später traf er Stefan wieder, dieser war sehr wortkarg und erklärte, es sei etwas dazwischengekommen. Die eigentlichen Mittelsmänner hätten sich durch nicht kompetente Personen vertreten lassen. Auf die Frage Gajewskis nach dem zuletzt gekommenen Mann sagte Stefan, das sei ein früherer Kamerad mit dem Namen Stanke. Gajewski war sicher, den Mann schon einmal, und zwar in Linz, gesehen zu haben. Doch der Name Stanke sagte ihm nichts. Eine Ähnlichkeit mit Eichmann bestand auf keinen Fall (das Foto Eichmanns war damals bereits in unseren Händen). Gajewski fuhr weiter nach München und traf dort am nächsten Tag abermals mit Stefan zusammen, der noch einiges hätte erfahren sollen. Doch Stefan gab an, nichts mehr erfahren zu haben, und legte eine gewisse Unruhe an den Tag. Obwohl Stefan nichts sagte, glaubte Gajewski aus seinen Worten und Gesten irgendwie zu bemerken, dass Stefan Sorgen habe. Vielleicht hatten ihm seine Gesprächspartner in Burghausen angedeutet, dass sie ihn durchschauten. Er stellte ihm auch direkt diese Frage, die Stefan abwehrte, doch die Zurückweisung klang nicht ganz überzeugend.

Dass Gajewski recht hatte, sollte sich später erweisen. Auch die grössten Dummköpfe bei der Untergrundbewegung wurden auf einmal stutzig, dass so viele Kontakteleute zu Stefan verhaftet wurden und er – wie durch ein Wunder

– immer heil davonkam. Sie witterten Verrat, hatten aber keine Beweise. Und so bauten sie langsam ihre Beziehungen zu ihm ab und machten ihn auf die verschiedenen Gerüchte aufmerksam. Nun fürchtete Stefan ein Femegericht. Gajewski teilte mir diese Sorgen Stefans mit und meinte, wenn Stefan durch Leute der Untergrundbewegung in die Zange genommen werde, würde er auspacken. Hier war ich anderer Meinung: Ich sagte ihm, wenn Stefan auspacke, unterschreibe er sein eigenes Todesurteil. Das würde er nie tun, denn so viel Verstand sei ihm ja schliesslich zuzutrauen. Es kam auch nicht dazu. Die Schläge, die durch die österreichische Polizei den Untergrundgruppen durch zahlreiche Verhaftungen zugefügt wurden, hatten das ganze Gebilde zerrissen und wenigstens vorläufig ausser Gefecht gesetzt. Die Verhaftungen erfolgten von Wien bis Bregenz und von Braunau bis Graz; kreuz und quer durch Österreich. Was übrigblieb, waren vereinzelt Zellen, die eine Zeitlang nicht wagten, miteinander Kontakt zu pflegen. Sie waren froh, vorläufig ungeschoren zu bleiben. Das war die Rettung für Stefan, der einige Zeit später Österreich in Richtung Deutschland verliess. So zerrann eine Spur im Nichts.

Der Name Stanke, den Stefan genannt hatte, beschäftigte Gajewski noch eine Zeitlang, bis er sich erinnerte, denselben Mann, aber mit Bestimmtheit unter anderem Namen, als Häftling der Militärpolizei in Linz gesehen zu haben. Es handelte sich dabei damals um eine Schmuggelaffäre zwischen Österreich und Deutschland. Dieser Mann war in Schärding verhaftet und nach Linz überstellt worden. Er hatte Papiere auf einen anderen Namen vorgewiesen. Gajewski ging der Sache nochmals nach und fand heraus, dass sich der Mann damals Johann Schiller genannt hatte. Er fragte nochmals bei Stefan an, dieser gab eine ausweichende Antwort. Schliesslich lud Gajewski ihn zu sich nach Hause ein. Dort erfuhr er endlich, dass Stanke ein Deutschbalte sei, der Untersturmführer gewesen war, – Stanke war auch sein richtiger Name. Während des Krieges hielt er sich nach Auskunft von Stefan in Lettland auf. Mehr war nicht herauszuholen, vielleicht wusste Stefan nicht mehr. Erst Jahre später, als Eichmann nachweisbar nicht mehr in Europa war, konnte ich das Geheimnis Stankes lösen. Stanke war ein guter Bekannter Eichmanns und eine Zeitlang im Rigaer Ghetto tätig. Als Eichmann einmal nach Ostland fuhr, um dort Vergasungsvorgängen beizuwohnen, befand sich Stanke in seiner Begleitung.

Ob Stanke mit Eichmann auch nach dem Kriege und über die Untergrundbewegung Verbindung hatte, konnte ich nicht mehr herausfinden. Die Suche nach Johann Schiller alias Stanke, die ich im Jahre 1952 veranlasste, blieb erfolglos.

Ich hatte schon beinahe die Hinweise des Münchner Arztes vergessen, als ich von ihm eine Depesche erhielt, sofort zu kommen. Gajewski war gerade frei, und ich bat ihn, sich bei der Militärpolizei noch zwei Tage frei zu nehmen, – wir fuhren nach München. Unterwegs erzählte ich ihm, was sich bisher ereignet hatte. Ich erzählte ihm von den Bedenken des Arztes auf die Sicherheit



der Lebensgefährtin Friedrichs und fügte hinzu, dass ich bereits einen Plan zurechtgelegt habe. Mein Plan war folgender: Man müsste eine Frau in Friedrichs «Praxis» schicken, die irgendeine Krankheit, die ein Arzt nicht leicht feststellen kann, zu simulieren habe. So zum Beispiel Schmerzen in der Seitengegend oder einen Hexenschuss. Dies müsste Friedrich veranlassen, ein Rezept zu schreiben. Da wir nun die Handschrift Eichmanns hatten, könnten wir dieses Rezept mit der Handschrift Eichmanns vergleichen und eventuell einen erfahrenen Graphologen zu Rate ziehen. Wir mussten vor einer eventuellen Aktion die Gewissheit haben, dass es sich um Eichmann handelte. Sollte es sich nicht um Eichmann handeln, war ich entschlossen, die Sache trotzdem aufzulegen zu lassen. Auch Gajewski schloss sich meiner Meinung an, dass Friedrich ein Verbrecher sein müsse, der zumindest identifiziert werden sollte. In München angekommen, verteilten wir die Rollen. Gajewski kannte den Münchner Polizeipräsidenten Dr. Weinmann und suchte ihn auf, um sich seiner Hilfe zu versichern. Ich fuhr zu dem damaligen Staatskommissar Auerbach, den ich aus Beratungen über jüdische Angelegenheiten kannte, und erzählte ihm kurz, worum es ging. Auerbach war Feuer und Flamme und rief den Münchner Polizeipräsidenten an.

Als ich zwei Stunden später mit Gajewski beim Polizeipräsidenten erschien, kam mir dieser entgegen und erklärte, dass Staatskommissar Auerbach angerufen habe. Selbstverständlich werde uns jede Hilfe, die wir brauchten, zuteil werden. Damit war gewissermassen die Legalität unseres Vorgehens gesichert. Dr. Weinmann gab Gajewski seine Geheimnummer, damit wir bei einem Anruf nicht auf die Telefonzentrale angewiesen wären, und liess ausserdem einen älteren Herrn, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich ist und der wahrscheinlich ein Abteilungsleiter war, kommen, den er beauftragte, sich im Falle seiner Abwesenheit mit der Sache zu befassen.

Wir nahmen uns ein Zimmer in einem Hotel in der Nähe des Bahnhofes. Dort liess ich Gajewski zurück und ging zu dem Arzt. Dieser erklärte mir, er erwarte die Frau, sie habe eigentlich am Vormittag kommen sollen, werde aber bestimmt im Laufe des Nachmittags kommen. Ich solle bei ihm solange warten. Ich bat den Arzt, mir nun alles zu erzählen.

«Sobald die Dame kommt, wirst du sie kennenlernen. Du bekommst auch die Adresse. Sie hat sich endgültig entschlossen, Friedrich zu verlassen. Seit deinem letzten Besuch war sie noch zwei-, dreimal bei mir. Ich hatte mehrere schlaflose Nächte, denn ich befürchtete, der Mann könnte flüchten. Wenn du bei unserem letzten Gespräch auch Zweifel aufkommen liessst, dass es nicht Eichmann sein könnte, bist du doch mit mir einer Meinung, dass es sich bestimmt um einen Verbrecher handelt, der Juden geschädigt hat. Du kannst dir

vorstellen, dass ich jedesmal, wenn die Frau hier war, mit ihr darüber gesprochen habe. Die Frau glaubt allmählich auch, dass dieser Friedrich Menschen auf dem Gewisen hat, und will sich von ihm trennen. Unmittelbar bevor ich dir das Telegramm schickte, war sie bei mir und sagte, sie wolle nur unauffällig einen Teil ihrer Sachen herausholen und komme dann her. Ich hoffe, es ist ihr nichts zugestossen. Sie könnte sich durch ihre panische Angst verraten haben.»

Ich blieb sitzen und schwieg. Mir ging die ganze Sache allmählich auf die Nerven. Da plagte man sich so lange herum, und jetzt war ich schon zum zweiten Mal hier, hatte ausserdem Gajewski hergebracht, mit der Polizei alles erledigt und musste nun auf eine Frau warten, die sich unter Umständen die Sache noch überlegen konnte, denn schliesslich war Friedrich ja ihr Ernährer. Durch ihn konnte sie sogar ihre Eltern unterstützen. Ich wusste, dass es zwecklos war, das dem Arzt zu sagen.

«Also gut, ich werde warten, hoffentlich überlegt sie es sich nicht. Übrigens will ich dir sagen, was ich mir zurechtgelegt habe. Wenn wir die Adresse haben, schicken wir irgendeine Frau oder ein Mädchel dorthin, sie soll die Kranke spielen. Er soll ein Rezept schreiben. Ich habe hier die Handschrift Eichmanns mit, dann können wir das Rezept mit der Handschrift vergleichen, ausserdem habe ich bereits das Münchner Polizeipräsidium in die Sache eingeweiht und mir dessen Hilfe gesichert.»

«Ich sehe, du bist mit einem fertigen Plan gekommen. Das ist gut. Hast du auch ein Mädchen mitgebracht, das man schicken könnte?»

«Das nicht, aber es dürfte dir doch nicht schwerfallen, in deinem Bekanntenkreis eines zu finden. Ich stelle mir vor, es sollte Ischias vortäuschen.»

«Ischias ist gut, ein Heilpraktiker würde Ischias, wenn er gut gespielt ist, nicht gleich erkennen. Bei einem Arzt ist das anders. Die Idee ist nicht schlecht.»

Er entschuldigte sich bei mir und kam erst nach einigen Minuten zurück.

«Ich hatte einen Einfall, deshalb sprach ich mit meiner Wirtin. Ich glaube, es wird gehen. Sie hat nämlich eine Nichte, die, wie ich hoffe, einverstanden sein wird, Friedrich aufzusuchen. Aber warten wir zuerst, bis die Frau kommt.»

«Ich glaube, du solltest mit diesem Mädchel gleich sprechen, denn wenn die Frau herkommt und Friedrich nach einer Weile merkt, dass ihre Sachen fehlen, dann kann es unter Umständen zu spät sein.»

Vier Stunden wartete ich beim Arzt, inzwischen kam das Mädchen, es dürfte ungefähr zwanzig Jahre alt gewesen sein und hiess Anneliese. Der Arzt erklärte ihr, dass sie einen Schwindler entlarven helfen sollte. Ich telefonierte in der Zwischenzeit mit Gajewski, der im Hotel wie auf heissen Kohlen sass. Schliesslich verabredete ich mit dem Arzt, dass ich ins Hotel ginge, er mich

aber sofort anrufen solle, sobald die Frau käme.

Drei Tage wartete ich in München. Der Urlaub von Gajewski ging zu Ende, er fuhr mitleidig lächelnd zurück. Ich beschloss, auch zurückzufahren. Ich besuchte die «War-Crimes»-Stelle, um Oberst Wright zu suchen, und traf dort Mr. Wyler, den ich aus Österreich kannte. Ich erzählte ihm den Grund meines Besuches in München. Er riet mir zu warten. Wir trafen einander einige Male in seiner Wohnung. Er versprach mir auch Hilfe, sollte ich sie brauchen. Ich besuchte jeden Tag den Arzt und erklärte ihm, dass er doch in seiner Kartei die Adresse seiner Patientin haben müsse. Er solle mir wenigstens die Adresse geben, ich würde das Weitere veranlassen. Er hatte Skrupel und war überzeugt, dass die Patientin kommen würde. Ich verfluchte schon den Tag, an dem ich den Arzt kennengelernt hatte. Jetzt sass ich hier mit einem Nagel im Kopf, den er hineingehauen hatte, und wartete aufs Ungewisse. Ich hatte aber Warten gelernt. Ich sagte mir, nicht jeder Schuss könne ein Treffer sein, ich müsse alles versuchen. Und so überredete ich mich selbst, noch auszuharren.

Endlich kam die Frau. Man sah ihr an, sie hatte Schweres durchgemacht. Ein Auge war blutunterlaufen, sie machte beinahe einen verstörten Eindruck.

«Ich wäre schon vor zwei Tagen gekommen, wie ich Ihnen versprochen hatte, aber ich war unvorsichtig, und Friedrich merkte, wie ich zwei Kleider aus dem Schrank holte. Er stellte mich gleich zur Rede, ich log ihn an, dass ich beschloss hätte, übers Wochenende zu meinen Eltern zu fahren. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Er verschloss die Tür, zog den Schlüssel ab und begann, mich mit einem Riemen zu schlagen. Ich wagte nicht einmal zu schreien, damit die Nachbarn nichts hörten, denn er drohte, mich zu erwürgen. Dann beruhigte er sich und begann weinend zu flehen, ich sollte ihn doch nicht verlassen. Er ging zu einem Versteck im Zimmer, das ich bis dahin nicht kannte. Er holte ein kleines Kästchen heraus und legte ein schönes Halsband auf den Tisch und beschwor mich, bei ihm zu bleiben. Er machte Pläne, dass wir in eine andere Gegend ziehen sollten, er sprach von Freunden in Oberbayern, wo wir in Ruhe leben könnten. Er liess mich nicht aus der Wohnung.»

Die Frau schöpfte Luft, wir hörten ihr gebannt zu.

«Erst heute hat er sich so weit beruhigt, dass er mir erlaubte, herunterzugehen, um Einkäufe zu machen. Ich ging, besuchte noch eine Bekannte, bei der ich schon seit Wochen einige Sachen abgestellt habe, und jetzt bin ich hier. Herr Doktor, tun Sie, was Sie für notwendig halten, aber vergessen Sie nicht, dass, sobald Friedrich oder seine Freunde meinen Verrat erfahren, mein Leben keinen Pfennig wert ist.»

Der Arzt war von der Erzählung ganz erschüttert, er kämpfte mit sich, schau-

te mich an, als erwarte er von meiner Seite Hilfe. Jetzt mischte ich mich ins Gespräch:

«Der Doktor hat mich herbestellt, um diese Sache zu erledigen. Überschätzen Sie diese Brüder nicht, und haben Sie keine Angst.»

Die Frau war nicht überzeugt, die Drohungen Friedrichs klangen ihr noch in den Ohren. Dennoch gab sie mir die Adresse. Sie bat aber, erst in zwei Stunden etwas zu unternehmen, wenn sie ausserhalb Münchens sei.

Sie ging. Ich sagte dem Arzt, dass wir sofort handeln müssten, denn wenn Friedrich bemerke, dass seine Freundin nicht mehr zurückkehre, würde er etwas unternehmen. Der Arzt stimmte mir prinzipiell zu. Jetzt mussten wir noch Anneliese holen. Zu dritt fuhren wir zu der angegebenen Adresse. Das Haus war bombenbeschädigt und nur zum Teil bewohnbar.

Wir setzten uns in ein nahe gelegenes Kaffeehaus und warteten auf Anneliese. Sie ging zu dem Heilpraktiker Friedrich Meier, denn diesen Dutzendnamen hatte Friedrich gewählt. Es verging einige Zeit, dann kam Anneliese zurück.

«Ich klopfte die ganze Zeit, die Klingel geht nicht, aber kein Mensch hat geantwortet. Ich horchte an der Tür, aber es rührte sich nichts. Sicher ist niemand da.»

«Nun», sagte ich dem Arzt, «übernehme ich die Sache. Wir haben viel zuviel Zeit verloren, und du mit deinen ewigen Skrupeln hast es so weit gebracht, dass der Mann nicht mehr da ist oder sich vielleicht in der Wohnung erhängt oder auf andere Weise umgebracht hat.»

Ich überlegte, ob ich die Münchner Polizei oder Mr. Wyler anrufen sollte. Ich entschied mich für Wyler, rief an und hatte Glück. Wyler war da und versprach, unverzüglich zu kommen. Er war tatsächlich in zwanzig Minuten zur Stelle. Ich verabschiedete mich von dem Arzt, wir fuhren zur Militärpolizei, und in weiteren zwanzig Minuten klopfen wir an Friedrichs Tür. Nichts. Die Tür wurde aufgebrochen, das Nest war leer. Die MP führte eine Haussuchung durch, doch war nichts zu finden. Ein paar Frauensachen, etwas Männerkleidung, ein Stapel Zeitungen, aus denen gewisse Artikel ausgeschnitten waren, und ein Exemplar «Mein Kampf» mit einer Widmung. Bei der Widmung war der Name des Beschenkten mit einer Schere ausgeschnitten worden. Sie war mit zwei Namenszügen unterzeichnet, von denen einer unleserlich war, der andere Balke oder so ähnlich gelautet haben dürfte. Wyler versprach mir, den Fall weiter unter Zuhilfenahme der Münchner Polizei zu verfolgen. Ich fuhr zum Arzt und berichtete das Ergebnis. Er war untröstlich, machte sich wegen seiner Gefühlsduselei Vorwürfe und erklärte, dass er nie zu seinem Arztberuf zurückkehren, sondern sich wie ich der Sache der Jagd auf Kriegsverbrecher hätte verschreiben sollen.

«Ich werde Urlaub nehmen und die Frau aufsuchen. Ich gebe dir Bescheid,

wenn ich ihn wiedergefunden habe. Dann gibt es keine Skrupel mehr. Das war eine Lektion, die ich nicht vergessen werde.»

Einige Monate später erhielt ich einen Brief des Arztes. Er schrieb mir, er habe Friedrich Meier am Tegernsee gefunden. Er habe sogar ein Rezept von ihm, das er mir beilegte. Ich verglich das Rezept mit der Handschrift Eichmanns, sie war so grundverschieden, dass ich einen Graphologen überhaupt nicht zu bemühen brauchte.

Einige Wochen später war ich in München und besuchte den Arzt, denn ich wollte den Ausgang der Angelegenheit hören. Er erzählte mir, dass er nach meiner Abreise Depressionen gehabt habe. Über eine Woche war er krank, dann begann er – nachdem er um Urlaub angesucht hatte –, tagelang in München umherzuirren. Er habe zahlreiche Heilpraktiker aufgesucht, doch nur einer von ihnen kannte Friedrich Meier. Er habe mit den Nachbarn gesprochen und endlich dessen ehemalige Freundin in der winzigen Ortschaft Eglofsheim, wohin sie verzogen war, aufgesucht. Nach langwierigen Ermittlungen (ich bewunderte den Arzt, dass er alle diese Strapazen auf sich genommen hatte) erfuhr er endlich, dass Friedrich in Tegernsee lebe. Er konnte ihn jedoch auch dort lange nicht finden, weil er polizeilich nicht gemeldet war. Der Arzt hatte aber Friedrichs Personenbeschreibung, die er von der Freundin erhalten hatte. Als er mir diesen Friedrich Meier beschrieb, sagte ich ihm sofort:

«Du hättest dir die Suche sparen können, das ist unmöglich Eichmann.»

Die Personalbeschreibung lautete: mittelgross, höchstens 1,70 Meter, vortretende Backenknochen, eingefallene Wangen, hohe Stirn, fast glatzköpfig, grosse Augen und dichte dunkle Augenbrauen. Der Arzt erzählte weiter, Meier wohne weit ausserhalb der Ortschaft. Endlich schickte er Anneliese dorthin. Sie sollte sich als Touristin ausgeben, die sich den Fuss verstaucht hatte, und zu dem Haus, in dem Meier wohnte, humpeln. Meier nahm sich ihrer an, begleitete sie dann ein Stück und schrieb ihr auf einem Zettel ein Medikament auf. Der Arzt machte wieder einen Fehler. Er wartete zu lange. Ich hatte ihm vor meiner Abreise aus München eine Fotokopie der Handschrift Eichmanns gegeben, die verglich er und sah, dass wir hinter einem falschen her waren. Dennoch beschloss er nach seiner Rückkehr, Meldung zu machen.

Eine Woche später erfuhr er, dass die bayerische Landpolizei Friedrich Meier in Tegernsee gesucht und nicht gefunden habe. Die Wirtin gab an, dass zwei Tage zuvor bei ihm Leute erschienen seien, mit denen er, wie sie glaube, in Richtung Lindau davongefahren sei.

Als ich zwei Jahre später aus einem anderen Grunde die Route über Lindau untersuchte und mir der Fluchtweg verschiedener Verbrecher bekannt wurde, musste ich an diesen Friedrich Meier denken. Auf einer 1951 in meinen Besitz gelangten Liste, die auch Personenbeschreibungen enthielt, passte eine Be-

schreibung in groben Zügen auf Friedrich Meier; so auch der Fluchtweg über Lindau nach Ägypten. Der Geflüchtete war früher Arzt gewesen und hatte eine Zeitlang unter falschem Namen als Heilpraktiker in Deutschland gelebt. Ich bin fest überzeugt, dass es sich bei ihm um den Sturmbannführer Dr. Oskar Dirlwanger gehandelt hat, dem Mann, der an der Vernichtung des Warschauer Ghettos beteiligt war. Dirlwanger ist zwar in Deutschland totgesagt oder totgemeldet, lebt aber in Wirklichkeit in Ägypten. Er war ein treuer Gefolgsmann Eichmanns und Chef einer Mordbrigade, die man in SS- und Wehrmachtskreisen «verlorener Haufen» nannte.

Fast zwei Jahre hatte ich Max nicht gesehen. Er schied damals aus amerikanischen Diensten aus und ging daran, sich eine Existenz aufzubauen. Er reiste viel umher und richtete sich in Linz ein Geschäft ein. Er begrüßte mich sehr herzlich und fragte, wie weit ich in der Sache Eichmann sei. Er war doch schliesslich der erste, der mich von der palästinensischen auf die österreichische Fährte gebracht hat. Ich konnte ihm nur sagen, dass ich ständig falschen Spuren nachginge, zwar zahlreiche Dokumente über die Tätigkeit Eichmanns hätte, dass es mir gelungen sei, viele seiner Gefolgsmänner auszukundschaften, ohne aber an ihn selber heranzukommen. Obwohl seine Familie in Aussee mit ihm Verbindung zu haben scheine, käme ich auch hier nicht weiter.

«Und was ist mit der Familie in Linz?»

«Ich habe über einen Mittelsmann von Zeit zu Zeit spärlichen Kontakt und werde daraus nicht klug. Ich bin fast sicher, dass die Familie irgendwie, möglicherweise über eine Deckadresse, mit ihm in Verbindung steht, wahrscheinlich nur der Vater selbst. Offen gestanden kenne ich persönlich die Leute überhaupt nicht. Ich habe nie die Schwelle ihrer Wohnung betreten, mit keinem von ihnen gesprochen, ich wollte nicht einmal die Türklinke berühren, die dieser Verbrecher in seiner Hand gehalten hat.»

«Da wird es Sie wahrscheinlich interessieren, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich bin einmal rein zufällig mit dem Vater ins Gespräch gekommen. Er scheint ein korrekter Mann zu sein, der sich allerdings keine Rechenschaft über die Taten seines Sohnes gibt. Ich erzählte ihm, was in verschiedenen Zeitungen stand, er wollte es nicht wahrhaben und sagte, sein Sohn habe bei Besuchen in Linz nie davon erzählt. Übrigens glaube er, Adolf sei vermisst oder gefallen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass seine Familie unter Umständen noch Schwierigkeiten haben könne. Er reagierte nicht darauf; in seinen Augen war sein Sohn eben Soldat, und ein Soldat führt Befehle aus. Es entwickelte sich zwischen uns ein Wortgefecht, ich erklärte, auch Soldat gewesen zu sein, doch nie hätte ich einen Mordbefehl an Frauen und Kindern ausgeführt. Der alte Herr glaubte nicht an die Morde. Er klammerte sich anscheinend an die Flüs-

tergespräche in Nazikreisen, dass alles, was über Greuel in den Zeitungen geschrieben stehe, nur Propaganda des Siegers sei.»

«Sehen Sie, lieber Max, das ist diese innere Abwehr, auf die ich auch in anderen Untersuchungen gegen Kriegsverbrecher immer wieder gestossen bin. Was man nicht wahrhaben will, an das glaubt man nicht und betäubt das eigene Gewissen durch Schlagworte von einer Siegerpropaganda. Es spielt dabei keine geringe Rolle, dass die Opfer Juden waren. Stellen Sie sich vor, dass Eichmann statt der Juden den Tod so vieler Deutscher auf dem Gewissen hätte. Dann würde die Familie anders reagieren und von ihm nichts mehr wissen wollen. Sie würde jede Strafe für ihn gutheissen und ihren Namen ändern, um ihre Kinder und Enkelkinder nicht mit Schmach zu beladen. Aber hier handelt es sich ja nur um jüdische Opfer, und die sind eben deutschen Opfern nicht ebenbürtig. Ich habe es mehrmals erlebt, dass in den Augen vieler Leute, auch solcher, die keine Nazis waren, irgendwie im Unterbewusstsein als Milderungsgrund angesehen wurde, dass die Toten Juden, Polen oder Russen waren. Dadurch wurde Mord gewissermassen zu einem Kavaliersdelikt.»

«Sie haben recht. Unlängst war in der Nachbarschaft eine kolossale Aufregung über einen deutschen Kriegsgefangenen, der in einem Internierungslager zum Kameradenschinder geworden war. Sie können sich den Wirbel nicht vorstellen; man hätte ihm den Tod von tausend Juden sicherlich verziehen, aber die Ohrfeigen, die er seinen Kameraden gegeben hatte, wogen schwerer. Das sind eben die Auswüchse des Chauvinismus, der hier hochgezüchtet wurde. Machen Sie sich daher keine Hoffnungen, dass die Familie Eichmann, sollte Adolf einmal gefasst werden, irgendwie Konsequenzen zöge, zum Beispiel in der Form, dass sie von ihm abrücken oder sogar ihren Namen ändern würde.»

«Ich muss Ihnen etwas erzählen, das Sie vielleicht auch interessieren wird. Im Jahre 1945, es dürfte im September gewesen sein, hatten wir das Büro des Jüdischen Komitees im Vereinshaus. Es kamen ständig durchreisende KZler, die ihre Familien 'suchten, blieben einen Tag in Linz und zogen dann weiter. Wir konnten ihnen nur geringe Hilfe leisten. Jüdische Soldaten der 65. Division hatten uns verschiedene Lebensmittel geschenkt, und wir machten kleine Päckchen, die wir an diese Durchreisenden abgaben. Da kam einmal eines unserer Mitglieder zu mir und sagte: ‚Hör zu, unter den Juden ist einer da mit dem Namen Hitler.‘ Ich antwortete: ‚Den muss ich mir einmal ansehen.‘ Ich ging in das andere Zimmer, man stellte mir den Mann vor, und ich fragte: ‚Wie heisst du?‘ Er sagte: ‚Abraham Hitler.‘ So hatte er auch seine Unterschrift gegeben. Ich hielt das Ganze anfangs für einen Witz und sagte: ‚Das gibt es doch nicht!‘ Daraufhin zog er zwei Bestätigungen heraus, eine in Prag und die andere in Pressburg ausgestellt, die tatsächlich auf den Namen Abraham Hitler lauteten.

Ich sagte, dass sein Aufenthalt im KZ unter dem Namen Hitler unmöglich gewesen sei. Er sagte: ‚Du hast recht, ich war dort unter dem Namen Fuchs.‘ – ‚Warum bist du nicht Fuchs geblieben?‘ Hier empörte sich der Mann und sagte: ‚Mein Vater, Gott erhalte ihn selig, war ein sehr ehrbarer Mann und hat nie seinem Namen Schande gemacht. Ich kann mich doch nicht meines Vaters entsagen, nur weil es einen Verbrecher gegeben hat, der auch Hitler hiess.‘ Ich sagte ihm: ‚Wie willst du in deinem Leben unter Juden mit dem Namen Hitler weiterkommen? Du kannst deine Gründe angeben, jeder wird sie verstehen. Aber du bist jung, wirst heiraten, wirst Kinder haben. Du nimmst durch diesen Namen eine Last auf dich, die du nicht tragen können wirst. Deshalb lautet mein Rat: Bleib Fuchs!‘ Er liess sich nicht überzeugen. Ich hörte zwar von ihm nichts mehr, habe dann aber erfahren, dass er tatsächlich aus Bendzin in Polen stammte, wo es eine Familie Hitler gegeben hat. Ich bin sicher, dass er den Namen doch geändert hat. Sehen Sie, so etwas ist von der Familie Eichmann nicht zu erwarten. Ich habe Ihnen vorhin gesagt: Die Verbrechen Adolfs waren gegen Juden gerichtet, und wir sind noch nicht so weit, dass man jüdische und deutsche Opfer gleichstellt.›

Auch von anderer Seite hörte ich, dass die Familie Eichmann sich in Linz mit niemanden in Diskussionen über die Tätigkeit von Adolf einliess, mit seltenen Ausnahmen von Seiten des Vaters, der immer als tief religiöser Mensch geschildert wurde. Max meinte, dass Adolf sich irgendwo bei Verwandten der Familie aufhalte, doch von Zeit zu Zeit seinen Wohnsitz wechsle und eher Kontakt zu seiner Frau als zu seiner Familie in Linz aufrechterhalten dürfte.

Diese Vermutung hat sich bald bewahrheitet. Instinktiv fühlte ich, dass das Schicksal Eichmanns mit dem seiner Familie Zusammenhänge und dass er sich in Bedrängnis, auch wenn er, wie ich wusste, kein allzu treuer Ehemann gewesen war, an seine Frau klammern würde. Es schien, dass seine Familie in Linz keinen Nutzen aus seiner mächtigen Stellung im Reichssicherheitshauptamt gezogen hatte. Die Familie seiner Frau jedoch, Angehörige der Familie Liebl aus der Gegend von Budweis, hatte durch die Verwandtschaft mit Adolf Eichmann profitiert. Ein Verwandter wurde Gestapochef in Königgrätz und eignete sich viel jüdisches Vermögen an. Ein anderer, Friedrich Liebl, wurde Kommissar für das jüdische Vermögen in Südböhmen. An solche Dinge erinnert man sich, wenn man in Bedrängnis ist. Schliesslich hatte man doch diesen Leuten, die aus ganz kleinen Verhältnissen stammten, Stellungen und Vermögen zugeschanzt.

Ich baute deshalb sehr auf Frau Eichmann und hoffte, dass sie irgendwann einmal eine Dummheit machen würde. Von Zeit zu Zeit erhielt ich auch nach der Abreise von Manus Nachrichten von Aussee. Die Kinder erzählten von einem Onkel, der oft komme. Wer konnte dieser Onkel sein? Es konnte sich auch hier um Kindergeplapper handeln. Manchmal kam jemand von der Fa-



milie Eichmann zu Besuch. Seine Brüder sahen Adolf sehr ähnlich; das führte oft zu Verwechslungen. Ein ihrem Haus gegenüber wohnender Handwerker teilte einmal der Gendarmerie mit, er habe mit Bestimmtheit Adolf Eichmann gesehen, wie er in das Haus ging und es später wieder verliess. Er kannte Eichmann vom Mai 1945. Die Gendarmerie überprüfte seine Aussage und stellte einwandfrei fest, dass der Besucher ein Bruder Eichmanns gewesen war.

Ich wartete auf Fehler, die die Familie machen würde. Ich hatte keine Vorstellung, welcher Art diese Fehler sein könnten, war aber bereit, jede Kleinigkeit zu analysieren – denn Kleinigkeiten werden von Menschen gewöhnlich unbewusst gemacht und sind daher zumeist wahr; grosse Aktionen überlegt man.

Ich war im Büro der Documentation, da übergab mir mein Freund Weissmann den Hörer. CIO Bad Ischl wünschte mich zu sprechen. Am Apparat war Mr. Stevens. Er ersuchte mich, wenn ich Zeit hätte, vorbeizukommen. Mehr sagte er natürlich nicht. Ich hatte mit Mr. Stevens seinerzeit die Frage des beschlagnahmten «Becher-Fonds» behandelt, war mit ihm sogar einmal einen ganzen Abend zusammen, als er mir die Unterlagen und die Liste der beschlagnahmten Wertgegenstände gab. Ich verbrachte damals mit dem äusserst sympathischen und verständigen Mann einen Abend, an dem ich ihm viel vom jüdischen Schicksal erzählte. Ich erwähnte auch den Fall Eichmann und bat ihn – da er mit dem CIC in Bad Aussee oft zu tun hatte – diese Angelegenheit nicht einschlafen zu lassen. Ich erinnerte mich, dass Stevens mich gefragt hatte, warum mir so viel an Eichmann liege. Darauf hatte ich ihm in einer längeren Ausführung, die er geduldig aufnahm, klargelegt:

«Es gibt für die Juden keine moralische Wiedergutmachung, solange sie wissen, dass der Endloser Eichmann am Leben und frei ist. Die Überlebenden dieses grossen Blutbades können nicht mit materieller Wiedergutmachung oder durch Kleider- und Nahrungspakete ermuntert werden, sich in ein normales Leben einzufügen. Was ihnen fehlt, ist die Sicherheit, dass die Welt solche Verbrecher wie Eichmann bestraft und dass diese Bestrafung eine Warnung für alle Zeiten bleibe, damit sich solche Greuel nicht mehr wiederholen.»

Ich kam sehr aufgeregt nach Bad Ischl. Den ganzen Weg dachte ich daran, dass die Sache Becher ja abgeschlossen war, so dass die bevorstehende Unterredung nur den Fall Eichmann betreffen konnte. Meine Vermutung bestätigte sich. Mr. Stevens fragte mich, ob ich Beweise bringen könne, dass Adolf Eichmann noch am Leben sei. Das sei nämlich wichtig.

«Selbstverständlich liegen mehrere Beweise vor, dass Eichmann nach dem Kriege gelebt hat.»

«Nun, Wiesenthal, dann muss ich Ihnen etwas sagen. Es ereignete sich eine komische Geschichte. Seine angeblich geschiedene Frau Veronika Liebl will

ihn angeblich im Interesse der Kinder für tot erklären lassen. Ich habe erfahren, dass ein derartiger Antrag beim Bezirksgericht in Bad Ischl gestellt wurde.»

Todeserklärungen waren damals in Österreich und Deutschland gang und gäbe. Es war immerhin zwei Jahre nach dem Krieg, und wer Zeugen beibringen konnte, die den Tod bestätigten, dessen Antrag wurde ohne viele Schwierigkeiten vom Gericht bewilligt.

«Mr. Stevens, das ist eine ungeheuer wichtige Nachricht, ich weiss nicht, ob Sie sich der Tragweite bewusst sind. Diese Todeserklärung wurde bestimmt mit Eichmann selbst oder einem seiner Mittelsmänner abgesprochen und abgekartet. Hier geht es nicht um die Frau und die Kinder, hier geht es einzig und allein um das Fahndungsblatt.»

Mr. Stevens überlegte etwas, und ich fügte daher hinzu:

«Wenn die Todeserklärung ausgesprochen wird, verschwindet der Name Adolf Eichmann automatisch vom Fahndungsblatt. Wer würde schon nach einem amtlich für tot Erklärten fahnden. Das ist der Zweck der Todeserklärung. Ich weiss, dass Sie sagen werden: die Amerikaner werden sie natürlich nicht für bare Münze nehmen und weiterfahnden. Die Amerikaner werden jedoch eines Tages abziehen. Wenn man ihn bis dahin nicht gefunden hat, wird man sich damit beruhigen, dass er wahrscheinlich tot sei. Nur darum ging es. Das Bezirksgericht in Bad Ischl ist nicht allzu stark besetzt, eine solche Todeserklärung wäre durchgegangen ohne Aufsehen zu erregen, wenn nicht Sie, Mr. Stevens, davon erfahren hätten. Wie haben Sie es erfahren?»

«Ich kann Ihnen meine Quellen selbstverständlich nicht nennen, aber die Nachricht stimmt. Können» Sie sich an unser Gespräch vor einigen Monaten erinnern? Sie überzeugten mich damals, wie wichtig Eichmann für die Juden ist. Sie sehen, ich bin jetzt im Bilde. Ich glaube, wir sollten zum Gericht gehen, denn es wird bestimmt interessant sein, zu erfahren, welche Unterlagen für den Tod Eichmanns vorliegen.»

Mr. Stevens dachte eine Weile nach und schlug vor, ich solle ihn zum Gericht begleiten, er werde mit dem Richter sprechen. Ich verwies darauf, dass vor allem eine Aussage des Obersturnbannführers Höttl in Nürnberg vorliege, wonach er Eichmann am 2. Mai 1945 in Aussee getroffen habe. Ferner gab es da eine zweite Aussage, die man leicht beschaffen könne, dass sich Eichmann nämlich gegen den 1. Mai 1945 in Ebensee aufgehalten hatte. Wenn der Richter über Unterlagen verfüge, die den Tod Eichmanns zu einem späteren Datum festlegten, dann solle er unbedingt eine Verschiebung der gerichtlichen Entscheidung auf einige Wochen oder Monate verlangen, damit ein Gegenbeweis erbracht werden könne. Vor allem sei es sehr wichtig, den Namen des Zeugen zu erfahren, der den Tod Eichmanns bescheinigte.

Vom CIC-Gebäude, das in der Nähe der Kaiservilla lag, bis zum Gericht war es kein allzu weiter Weg. Mr. Stevens bat, über die Sache nicht zu sprechen, da die Leute in Bad Ischl sehr hellhörig seien.

«Sie können sich kaum vorstellen, was und wer sich hier herumtreibt. In manchen Sachen konkurrieren wir mit dem Ausseerland.»

Wie verabredet, wartete, ich vor dem Gericht eine Zeitlang, dann kam Mr. Stevens zurück und überreichte mir einen Zettel. Ich las; Karl Lukas, Prag 18, Molitscherstrasse 22.

«Die Sache war nicht so schwer. Dieser Lukas hat in einem Brief in Form einer eidesstattlichen Erklärung mitgeteilt, dass er dabei war, als Adolf Eichmann am 30. April 1945 in Prag erschossen wurde. Der Brief ist echt und trägt sogar einen Zensurstempel. Der Brief ging über Wien und hat den sowjetischen Zensurstempel ‚österreichische Zensurstelle‘. Ich sagte dem Richter, dass bei amerikanischen Dienststellen Unterlagen vorhanden seien, auf Grund derer Eichmann nach diesem Termin hier in Österreich gesehen wurde. Ich klärte den Richter auf, wer Eichmann war und dass er im Fahndungsblatt ausgeschrieben sei. Ich gewann den Eindruck, dass der Richter sehr betroffen war, und Sie können versichert sein, dass Eichmann nicht für tot erklärt werden wird. Ich sagte dem Richter, dass ich in vier Wochen mehr darüber sagen könne. Er schien froh, dass ich ihn auf alle diese Umstände aufmerksam gemacht habe.»

«Ich danke Ihnen vielmals, Mr. Stevens, ich will mich nun mit diesem Karl Lukas befassen. Ich werde jemanden nach Prag schicken.»

«Ich glaube, das können Sie besser als wir. Bei uns ist ein solcher Weg sehr, sehr umständlich. Lassen Sie mich aber das Ergebnis wissen, denn ich möchte den Richter auf dem Laufenden halten.»

Ich fuhr mit dem Bewusstsein zurück, den ersten Sieg in der Sache Eichmann nach so vielen Misserfolgen davongetragen zu haben. Um nichts in der Welt durfte Eichmann für tot erklärt werden. Ich würde Himmel und Erde in Bewegung setzen. Jetzt war mir auch klar, dass die sogenannte Scheidung eine Farce war; das alles war nur eine Tarnung.

In Linz angekommen, rief ich sofort Mr. Stevens an und sagte ihm, dass man sich um die Post von Karl Lukas nach Aussee kümmern müsse.

«Schon geschehen!» antwortete Mr. Stevens. «Ich wünsche Ihnen Glück für Prag.»

Mit Prag hatten wir, wie schon erwähnt, sehr gute Verbindung. Die Kultusgemeinde arbeitete verlässlich, wir warteten nie lange auf Antwort. Nur der Postweg und die Prüfung bei der Zensurstelle nahm Zeit in Anspruch. Ich beschloss, jemanden mit einem Brief an die Kultusgemeinde zu schicken. Ich musste nicht nur eine verlässliche Person finden, sondern auch amerikanische und tschechische Reisepapiere besorgen. Ich war mit dem tschechischen Verbindungsoffizier in Linz gut bekannt und wusste, dass er mir dieses Ersuchen nicht abschlagen werde. Endlich fand ich einen KZ-Kameraden, Aron Blum, dem ich schon einige Male bei amerikanischen Dienststellen geholfen hatte.

Er hatte Schwierigkeiten gehabt, da ihn der CIC des Schleichhandels verdächtigte. Ich sagte ihm, dass ich ihn mit einem Brief, den er persönlich übergeben müsse, nach Prag schicken wolle. Er hätte dort einige Tage auf Antwort zu warten. Blum interessierte sich nur, ob die Papiere in Ordnung seien. Man reiste damals billig. Ich liess vom DP-Offizier in Linz bescheinigen, dass Blum in einer dringenden Familienangelegenheit nach Prag müsse, und das Permitt-Office stellte einen Passierschein zur tschechischen Grenze aus. Der tschechische Verbindungsoffizier gab ebenfalls Papier und Segen. Ich gab Blum die Adresse der Kultusgemeinde und den Brief. Ich hatte bloss Angst, ob Blum nicht durch die «guten» Papiere in Versuchung kommen würde, irgendetwas in die Tschechoslowakei zu schmuggeln, obwohl ich ihm das ausdrücklich verboten hatte. Er gab mir sein Ehrenwort, dass er wirklich nur meine Mission erfüllen werde. Es dauerte acht Tage, Blum war noch immer nicht zurück; von der Kultusgemeinde kam keine Antwort. Es vergingen weitere acht Tage, die Freunde Blums kamen zu mir und fragten, was los sei, ob ich Nachricht hätte, vielleicht habe man Blum in der Tschechoslowakei verhaftet. Es waren genau neunzehn Tage seit der Abreise von Blum vergangen, als dieser sich bei mir meldete und mir einen Brief der Kultusgemeinde übergab. Blum sagte nur kurz, er habe in Prag warten müssen, – da habe er zur Verkürzung der Wartezeit einen Sprung nach Polen gemacht. Von Prag nach Krakau kam man zu dieser Zeit verhältnismässig leicht, deshalb kaufte er in einem Prager Kaffeehaus einen polnischen und russischen Durchlassschein, kein Menöch habe ihn kontrolliert, er habe auch nicht viele Sachen mitgehabt. Als er nach Prag zurückkehrte, habe der Brief für mich bereit gelegen.

Mit grosser Spannung öffnete ich ihn und las:

«Karl Lukas, Prag 18, Molitscherstrasse 22, verheiratet mit Maria, geborene Liebl aus Mlade bei Budweis, – ehemaliger tschechischer Stabskapitän, gegenwärtig Vermessungsbeamter im tschechischen Landwirtschaftsministerium. Bei Lukas dürfte es sich um den Schwager Adolf Eichmanns handeln. Weitere Ermittlungen sind im Gange.»

Sehr erfreut rief ich sofort den CIC in Bad Ischl an und meldete, dass ich bereits Auskunft aus Prag erhalten hätte und nach Ischl käme.

Mr. Stevens wunderte sich, wie schnell ich die Antwort erhalten hatte. Ich erzählte ihm, dass, wäre Blum nicht zu einem Besuch nach Polen gefahren, ich schon früher hier gewesen wäre. Er seinerseits berichtete mir, dass Lukas in Briefwechsel mit der Schwester von Frau Eichmann stehe, die in Altaussee wohne und einen gewissen Kais geheiratet habe, der in der dortigen Saline arbeite. Auch habe er schon erfahren, dass Frau Kais überall erzähle, dass Adolf Eichmann tot sei. Das wurde auch österreichischen Stellen bekannt. Stevens nahm meinen Brief und ging wieder zum Richter. Als er zurückkehrte, sagte er: Die Sache sei endgültig erledigt, eine Todeserklärung werde nicht

ausgesprochen werden. Übrigens glaube er, dass Frau Eichmann den ablehnenden Bescheid nicht einmal abwarten und ihren Antrag zurückziehen werde. Das habe ihm auch der Richter angedeutet. Stevens sagte noch, er habe den Eindruck gewonnen, dass jemand bei dem Richter für die Todeserklärung interveniert habe, er werde sich noch mit dieser Sache befassen, denn unter Umständen könne man hier auf etwas stossen, was für die Suche von Wichtigkeit wäre.

Ich erhielt später noch einen Brief der Kultusgemeinde, aus dem ergänzend hervorging, dass Karl Lukas und Adolf Eichmann in Prag in einem Haus gewohnt hatten und dass Lukas Eichmann für gewisse Dienste verpflichtet war. Auch diesen Brief übergab ich Mr. Stevens. Was unaufgeklärt geblieben ist, war: Wie hat sich Frau Eichmann mit Lukas wegen seiner Erklärung über den Tod Eichmanns verständigt? Wie hat dieser Familienrat stattgefunden, und wer war daran beteiligt?

Wenn ich heute nach so vielen Jahren an diese Episode in Bad Ischl zurückdenke und mir all das, was ich zur Auffindung Eichmanns beigetragen habe, vor Augen halte, glaube ich, dass dieses Ergebnis in Bad Ischl eines der wichtigsten war. Eichmann finden konnte unter Umständen auch ein anderer, aber wäre es überhaupt jemals dazu gekommen, wenn bekanntgeworden wäre, dass Eichmann tot sei und aus dem Fahndungsblatt gestrichen wurde? Wer hätte ihn überhaupt noch gesucht? Ich hätte Misserfolg auf Misserfolg gehabt, und eines Tages hätte ich aufgegeben. Die anderen, die meine Arbeit übernahmen, hätten sie ad acta gelegt. Innerlich hätten sich die Juden mit einer Todeserklärung Eichmanns nicht zufriedengegeben, aber ihr Vorhandensein hätte alle Schritte gelähmt. Wieweit die Behörden des Ausseerlandes vom Tode Eichmanns überzeugt waren, konnte ich Jahre später feststellen, als ich von einem Bericht hörte, den die Sicherheitsdirektion für die Steiermark im Jahre 1954 an das Innenministerium gab, in dem auf Grund der Mitteilungen der lokalen Behörden des Ausseerlandes, gestützt auf die Aussagen von Frau Kais, der Tod Adolf Eichmanns als eine Tatsache angenommen wurde. Zu dieser Zeit waren nämlich Gerüchte im Umlauf, wonach sich Eichmann wieder im Ausseerland befinde. Das Innenministerium war durch Pressemeldungen veranlasst worden, eine Untersuchung durchzuführen.

In Deutschland und auch anderswo befinden sich zweifelsohne noch grosse Verbrecher, denen es gelungen ist, sich für tot erklären zu lassen. Wer sucht noch nach ihnen? Und welche Mittel stehen zur Verfügung, wenn ein Name im Fahndungsblatt fehlt? Nur durch einen Zufall kann man zu einem Ergebnis gelangen.

Mr. Stevens, ich weiss nicht, wo Sie sich jetzt befinden. Vielleicht werden diese meine Worte Sie erreichen. Ich glaube, Sie haben damals etwas Grossartiges getan, und ich möchte Ihnen hier nochmals meinen Dank aussprechen.

## VI. Kapitel

Ich fuhr wieder einmal nach Nürnberg, weil mir mitgeteilt wurde, dass man neue Dokumente über Eichmann gefunden habe. Es handelte sich um eine Reihe von Verordnungen, die dieser persönlich unterzeichnet hatte und die den Tod von Tausenden von Juden bedeuteten. Weitere Dokumente umfassten die Korrespondenz deutscher Stellen im Ausland, die Eichmann von neuen Judentransporten verständigten. In diesen Dokumenten spiegelte sich der Transport jener lebenden Ware, die aus Menschen aller Altersstufen, vom Kind bis zum Greis, bestand. Transportziel: Tod in den Gaskammern.

Als ehemaligen KZ-Häftling beeindruckte mich ein unscheinbares Dokument am meisten. Dieses Dokument hatte nur den Tod von einhundertfünfzehn Häftlingen zum Inhalt – was war das schon bei der Millionenzahl, die Eichmann auf dem Gewissen hat! –, und dennoch erschütterte es mich tief.

Die Universität in Strassburg hatte an Eichmann einen Brief gerichtet mit dem Ersuchen, nach russischen Gesichtspunkten eine Sammlung von Skeletten für das anatomische Institut dieser Universität anzulegen. Eichmann veranlasste einen Arzt, Dr. Beger, nach Auschwitz zu fahren, um dort geeignete Häftlinge auszusuchen. Die Folge war, dass einhundertfünfzehn lebende Häftlinge: Zigeuner, Juden, Polen, Russen usw., die Beger ausgesucht hatte, von Auschwitz in das Konzentrationslager Natzweiler geschickt wurden, wo sie ohne Beschädigung der Skelette getötet werden sollten. Sie kamen durch Injektionen ums Leben. Ihre Skelette sollten dann eine Zierde des anatomischen Institutes einer ehrwürdigen Universität bilden.

Meine persönlichen Erlebnisse im Konzentrationslager erregten mich immer beim Studium dieses Dokumentes ganz besonders; schliesslich hätte dies ja auch mein Schicksal sein können. Immer wieder musste ich dieses Dokument durchlesen.

Ich hatte oft Besuch, sowohl von Amerikanern wie auch von Österreichern. Immer wieder kam das Gespräch auf Eichmann. Ich hatte allerhand Material und konnte mit verschiedenem aufwarten. Dabei musste ich immer wieder feststellen, dass dieses Dokument genauso wie auf mich auch auf alle meine Besucher – ob es nun Österreicher oder Ausländer, ehemalige Nazis oder Antifaschisten waren – stets den grössten Eindruck gemacht hat.

Ich erlebte in den vielen Jahren meiner Suche nach Eichmann zahlreiche Misserfolge, Entmutigungen und unabsehbare Schwierigkeiten, zum Teil auch persönlicher Natur. Oft war ich nahe daran, die Sache aufzugeben. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, dann erinnere ich mich immer wieder, dass ich in solchen Fällen das Dossier Eichmann aufschlug und dieses Dokument mit den einhundertfünfzehn Skeletten in die Hand nahm. Dann las ich es noch

einmal, so als sei es für mich ganz neu, obwohl mir in diesem Dokument jedes Komma vertraut war, und ich fragte mich schliesslich, ob ich überhaupt das Recht hätte aufzugeben. Die einhundertfünfzehn ahnungslosen Häftlinge standen auf einmal vor mir, obwohl ich sie nie gesehen hatte. Aber einhundertfünfzehn Namenlose aus dieser Häftlingsmasse, zu der ich selbst einmal gehört hatte, blickten mich stumm an. Ich konnte einfach nicht aufgeben ...

Ich glaubte immer noch, dass jeder Mensch, der keine Verbrechen in der Nazizeit begangen hatte und dem das Schicksal seiner Mitmenschen nicht gleichgültig war, verpflichtet sei, mir bei der Suche nach Eichmann zu helfen. Wie bitter waren meine Enttäuschungen! Ich führte unzählige Gespräche, natürlich nicht mit beliebigen Leuten, sondern mit solchen, von denen ich überzeugt war, dass sie mir helfen könnten. Bevor ich mich an jemanden wandte, holte ich natürlich Auskünfte ein. Die Antworten, die ich erhielt, waren manchmal höflich, manchmal ablehnend kühl und manchmal direkt beleidigend: Was ich mir eigentlich dachte! Eichmann möge zwar der grösste Verbrecher sein, ihn aufzuspüren sei jedoch Sache der amerikanischen oder österreichischen Polizei, aber keineswegs Sache eines Bürgers, der dazu keine Befugnisse habe. Ich wollte ja eigentlich so wenig! Ich wollte nur, dass mir diese Leute erzählen sollten, was sie wussten. Und dieses ihr Wissen wollte ich für eine gerechte Sache verwerten. Aber da stand man oft vor einer Wand. Manchmal waren es dieselben Leute, die in anderer Gesellschaft sich damit gebrüstet hatten, wie viele unschuldige Menschen ihnen ihr Leben verdankten.

Es gab in Linz in der Museumstrasse 29 eine Zeitlang ein amerikanisches «Document Center», in dem zahlreiche Naziarchive untergebracht waren, wie zum Beispiel die Archive der Gauleitung, Archive der Konzentrationslager, Gauakten usw. Das Ganze stand unter der Verwaltung eines Amerikaners, vermutlich deutsch-jüdischer Abstammung, an den ich nie heran konnte. Ich wusste, es lagerte dort wertvolles Material im Archiv der Gauleitung Oberdonau, noch aus der illegalen Zeit, und dort müsse sich die «Gauakte Eichmann» befinden. Später wurden Teile dieser Dokumente, die weder gesichtet noch sonst verarbeitet wurden – wie mir Amerikaner berichteten –, in die Keller des Hauses Harrachstrasse 12 in Linz verlegt.

Die Jugendjahre Eichmanns interessierten mich; ich kannte zwar schon seinen Lebenslauf, aber die Zeit, die er bei einer illegalen nationalsozialistischen Organisation in Linz verbrachte, bevor er nach Deutschland ging, sowie seine Mitgliedschaft im illegalen Linzer SS-Sturm konnten mir aufschlussreiche Hinweise über seinen Bekannten- und Freundeskreis geben, von dem ich überhaupt nichts wusste. Ich sprach einige Male mit ehemaligen Angestellten der Gauleitung, und sie erinnerten sich mit Bestimmtheit, dass es eine «Gauakte Eichmann» gegeben habe. Aber wie sollte man an diese Gauakte herankommen?

Ich erfuhr, dass viele Akten der Gauleitung Linz in dieses «Document Center» geschafft wurden. Ich konnte über amerikanische Freunde, die dort arbeiteten, einiges Material bekommen, wie zum Beispiel die Akte über den Brand der Linzer Synagoge in der Reichskristallnacht und einiges über Arierisierungen des jüdischen Vermögens. Das war zwar wichtig, aber ich wollte an die «Gauakte Eichmann» herankommen. Ich war so gut wie sicher, dass sie sich dort befinden müsse.

Zur Einsichtnahme war die Erlaubnis des Majors Bromberg notwendig. Es fiel mir äusserst schwer, mich zu ihm durchzukämpfen.

In einer Baracke in der Linzer Goethestrasse 63 befanden sich mehrere nationale Delegationen der Displaced Persons. Es waren Polen, Deutsche, Juden, Griechen, Italiener usw. Auch ein ukrainisches Komitee gehörte dazu. Der Vorsitzende dieses Komitees kam einmal zu mir und stellte sich vor: Dr. Michael Stroncickij. Er wies sich als ehemaliger Häftling des Konzentrationslagers Auschwitz aus. Die Documentation hatte in allen jüdischen Lagern in Oberösterreich Vertreter, welche die Lebensgeschichten der Überlebenden aufnahmen, unter besonderer Berücksichtigung von Kriegsverbrechern, mit denen die Überlebenden während der Kriegsjahre in Berührung gekommen waren. Diese Berichte – Zeugenaussagen – kamen dann in das Büro der Documentation und wurden hier ausgewertet. Eines Tages kamen zwei Erlebnisberichte aus dem Flüchtlingslager Wels über die Vernichtung der Juden in Mosty Wielkie bei Lemberg. Unser Kanzleichef Weissmann machte mich darauf aufmerksam, dass hier der Name eines ukrainischen Bürgermeisters Stroncickij mehrmals vorkäme. Ich las diese Berichte ganz genau durch und war tief erschüttert. Dr. Michael Stroncickij war im Jahre 1939 Bürgermeister dieses Städtchens, als die sowjetische Armee einmarschierte. Er gab sich gleich als fanatischer Kommunist aus und beschäftigte sich hauptsächlich damit, jüdische Liegenschaften zu «nationalisieren». Unmittelbar vor dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges flüchtete er nach Deutschland und kam dann mit den deutschen Armeen zurück. Er wurde natürlich sofort wieder Bürgermeister. Das Städtchen Mosty Wielkie, in dem auch zweitausend Juden gewohnt hatten, wurde nach dem deutschen Einmarsch von ukrainischen Nationalisten beherrscht. Die Befehlsgewalt übernahm die ukrainische Polizei; der neue Magistrat bestand nur aus Ukrainern. Der deutsche Stadtkommandant war ein Wiener Oberleutnant Kroupa, der in vielen Fällen Juden geholfen hat. Sooft die ukrainische Polizei oder Rollkommandos der SS in dem Städtchen eine Aktion gegen Juden führten, versteckte Oberleutnant Kroupa die bei ihm arbeitenden Juden und gestattete ihnen sogar, auf ihrem Arbeitsplatz zu übernachten, damit sie geschützt wären. Stroncickij richtete ein Ansuchen im Namen des Magistrates und der ukrainischen Bevölkerung von Mosty Wielkie an den Gouverneur des Distriktes Galizien, man solle Mosty Wielkie möglichst



schnell «judenrein» machen. Bei einer Aktion, die die dortige ukrainische Polizei mit der SS gegen Juden unternahm, war auch Stroncickij persönlich anwesend. Einige hundert Juden wurden in die örtliche Synagoge eingesperrt, worauf man die Synagoge in Brand steckte. Auch während dieser Aktion wusste Oberleutnant Kroupa die bei ihm arbeitenden Juden zu schützen. Stroncickij erfuhr davon und denunzierte Kroupa beim Wehrmachtstab. Als «Judenschützer» kam Kroupa vor ein Feldgericht, doch gelang es ihm, sich reinzuwaschen und nach Mosty Wielkie zurückzukehren. Er bestellte Stroncickij zu sich, gab ihm einige Ohrfeigen, riss sich ein Rangabzeichen und zwei Knöpfe ab, rief die Ordonnanz herbei und sagte: Dieser Ukrainer habe ihn überfallen. Die Wache nahm Stroncickij fest, und die Schutzpolizei brachte ihn nach Lemberg. Nach der Befreiung durch die russische Armee fand man in den niedergebrannten jüdischen Häusern noch zahlreiche Leichen.

Nun wusste ich Bescheid über meinen Nachbarn, der zehn Meter von mir entfernt amtierte. Ohne Zeit zu verlieren, rief ich die Lagerleitung in Wels an und befahl, die zwei Zeugen – es war ein Ehepaar Weiler – aus Mosty Wielkie zu mir zu schicken.

Das Ehepaar Weiler kam zu mir, und ich liess mir noch einmal ihre Geschichte erzählen. Ich schickte einen Mann von der Documentation zu Dr. Stroncickij und, bat ihn, zu mir zu kommen. Eine erschütternde Szene spielte sich nun ab. Sie erkannten Stroncickij sofort, und auch er erkannte sie. In einem so kleinen Städtchen kannten sich ja alle. Sie schleuderten ihm ihre Anklage ins Gesicht. Ich hatte inzwischen die Militärpolizei verständigt, Stroncickij wurde verhaftet.

Eine Woche später war er wieder frei. Als ich es erfuhr, liess ich ihn wiederum verhaften, um nach einigen Tagen zu hören, er wäre auf Veranlassung von Major Bromberg neuerlich freigelassen worden. Ich fuhr zur USDIC, einer übergeordneten «War Crimes»-Dienststelle in Gmunden, nahm die Zeugenaussagen gegen Stroncickij mit und gab öffentlich die Verhaftung Stroncickijs in der Presse bekannt. USDIC holte das dritte Mal Stroncickij und brachte ihn in einen Bunker der Fliegerschule. Er war dort ziemlich lange in Haft und wurde später nach Deutschland in ein Kriegsverbrecherlager überstellt.

An Stroncickij dachte ich, als ich zu Major Bromberg ging. Ich war so gut wie sicher, dass er mir «nein» antworten würde; nie im Leben hätte ich mich in einer persönlichen Sache zu Major Bromberg begeben, aber hier ging es nicht um ' mich, sondern um Eichmann, und da hatte ich keine Bedenken. Bromberg war von meinem Besuch etwas überrascht; ich erzählte, worum es sich handelte und wer Eichmann sei, und bat ihn, zu veranlassen, nach der Gauakte Eichmann zu suchen. Aus der anfänglichen kühlen Reserve, mit der mich Bromberg empfing (er wusste ja nicht, worum es ging), entwickelte sich bald ein Wortgefecht. Bromberg, der besser Deutsch sprach als ich, begann auf einmal nur Englisch zu verstehen, fragte mich aus, was ich machte, wer hinter

mir stünde, und komplimentierte mich schliesslich hinaus.

Ich schrieb dann nach Nürnberg und wies auf die Möglichkeit hin, die Gauakte Eichmann in Linz zu finden. Als ich einige Zeit später in Nürnberg war, wurde mir mitgeteilt, dass man von Linz einen Teil des Archivs der Gauleitung bekommen habe, eine Gauakte Eichmann war aber nicht dabei.

Der Gedanke an Oberleutnant Kroupa, der den Juden in diesem Städtchen geholfen hat, liess mir keine Ruhe. Ich wollte Kroupa finden und ihm, wenn er in Not sein sollte, helfen. Wir forschten in Wien nach und erfuhren, Kroupa befinde sich wahrscheinlich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. So verfassten wir von der Documentation aus einen langen Brief an den sowjetischen Hochkommissar in Österreich, General Swiridow, in dem wir die Person des Oberleutnants Kroupa schilderten, wie er ohne Rücksicht auf eigene Gefährdung den Juden geholfen habe. Wir baten, diesem Umstand Rechnung zu tragen, Oberleutnant Kroupa aus der Gefangenschaft zu entlassen und nach Österreich zurückzuführen. General Swiridow würdigte uns keiner Antwort.

Was ich in der Gauakte nicht fand, da diese überhaupt nicht gefunden wurde, versuchte ich durch mühsame Recherchen zusammenzutragen. Aber alles war wie verhext. Schulkameraden aus seinen Linzer Jugendjahren konnten sich an ihn nicht mehr erinnern. Dieselben Leute, die gerne von ihren Professoren, von anderen Schulkameraden lang und breit erzählten, blieben einfach stumm, wenn der Name Eichmann fiel. In Linz sprach sich ja schliesslich bald herum, wer Eichmann war, welche Funktion er gehabt und was er verübt hatte. Was die Ursache dieser Zurückhaltung seitens seiner Schulkameraden war, konnte ich nie ermitteln. Man sagte mir nur, er sei ein Einzelgänger gewesen, der sich mit niemandem anfreundete. Einer verwies mich an den anderen. Ich wollte unbedingt an den illegalen Linzer SS-Sturm der dreissiger Jahre herankommen, das war nicht möglich. Ich suchte seine Bekannten und eventuellen Freunde aus der Nachschulzeit, auch diese waren bis auf einen nicht zu finden. Mit dem führte ich ein Gespräch. Er war Beamter der Zivilverwaltung Mühlviertel und hatte in den dreissiger Jahren im Hause Eichmann verkehrt. Über die Tätigkeit Eichmanns während des Krieges war er nicht im Bilde, mit Ausnahme von Berichten, die er in den Zeitungen nach dem Kriege gelesen hatte und die er nicht glauben konnte. Er schilderte mir Adolf Eichmann als einen etwas unbeholfenen Menschen, der sich manchmal in eine Idee verbohrt und daher in seiner kaufmännischen Laufbahn scheiterte. Nichts, wie er mir sagte, fiel ihm während der einige Jahre dauernden Bekanntschaft mit ihm auf, das er sich heute als Hinweis für die Verbrechen deuten könnte, die ihm angelastet werden. Dabei war mein Gesprächspartner keineswegs ein Nazi, im Gegenteil, er hatte sich während des Krieges nachweisbar als Anti-Nazi betätigt.

Ich wollte mir unbedingt ein persönliches Bild von Eichmann, den ich suchte, schaffen. Zahlreiche Dokumente, die von ihm allein gezeichnet wurden, überführten ihn unmenschlicher Verbrechen.

Ich wollte seinen Werdegang von Jugend an kennenlernen. Ich suchte in seiner Vergangenheit irgendeine Rechtfertigung dafür, warum dieser Mann ein so blutiges Werk doch bis zum Ende führen wollte, in einer Zeit, da andere sich bereits abwandten, kriegsmüde wurden und nicht mehr an den Endsieg glaubten. Ich fand keine Erklärung, oder ich fand sie eigentlich doch.

Ich beging nämlich den Fehler, nach dem Vorbild verschiedener Verbrecherprozesse, wo es sich um ganz gewöhnliche kriminelle Verbrecher handelte, nach den Motiven der Tat zu suchen. Ich hatte ja immerhin schon eine gewisse Lebenserfahrung und ging nach den bekannten Mustern vor. In kriminellen Fällen erforscht man ja immer das Vorleben des Täters, das Milieu, in dem er aufgewachsen ist, seine ersten Schwierigkeiten, seine ersten Entgleisungen, die ihn dann auf die Verbrecherlaufbahn führten. Es war ein Fehler, dass ich hier ähnliches unternahm.

Ich suchte nach Judenbekanntschaften Adolf Eichmanns in seiner Jugendzeit, aber ich fand keine – weder in seiner Schulklassen noch später in seiner Tätigkeit als Reisender für die «Vacuum Oil Company». Niemand wusste etwas davon, dass ihm irgendein Jude während seiner Jugendzeit ein Unrecht zugefügt hätte. Man kannte keinen Misserfolg in seinem Leben, den er Juden hätte zuschreiben können. Ich fand nicht den geringsten Anhaltspunkt dieser Art. Er trat am 1. April 1932 der SS bei. Damals war in Österreich die NSDAP mit ihren sämtlichen Gliederungen, also auch die SS, verboten. Hier machte er Bekanntschaften, die seiner späteren Laufbahn förderlich waren, zum Beispiel begann die Freundschaft mit Kaltenbrunner, der derselben illegalen SS in Linz angehörte. In Linz gab es zu dieser Zeit nur wenig Juden (in ganz Oberösterreich waren es elfhundert). Es sind keine Vorfälle aus dieser Zeit bekannt, aus denen hervorginge, dass sich die SS damals gegen die Juden in Linz besonders hervorgetan hätte. In einer geheimen Schulung machte er die SS-Ausbildung mit und wurde sechs Monate später als SS-Mann ausgemustert. Er trat der NSDAP bei und war auch Mitglied des «Deutsch-Österreichischen Frontkämpferverbandes». Bei einer Inspektion des Reichsführers SS auf einer Tagung in Linz wurde er vereidigt und im August 1933 vom illegalen Gauleiter der NSDAP in Oberösterreich, Bolleck, zur militärischen Ausbildung nach Deutschland geschickt. Er kam in das Lager Lechfeld und in das Lager Dachau; dort avancierte er zum Unterscharführer und später zum Scharführer und wurde schliesslich vom SD-Hauptamt übernommen. 'Aber hier wusste man auch noch nicht recht, wem man ihn zuteilen sollte. So schickte man ihn in die Freimaurer-Abteilung und gab ihm die Kartei zur Bearbeitung. Er war ein Stre-

ber und hatte grosse Pläne. Er wollte vor allem auf dem Gebiet der Freimaurerei mehr wissen als andere. Man erzählte mir, dass er sich in das Studium des Freimaurerwesens vertiefte und alles, was darüber geschrieben würde, studierte. Auf dem Weg über das Freimaurertum kam er mit dem Judenproblem in Berührung, weil ja die Freimaurer in den Augen der Nazis eine Art jüdischer Sekte waren, eine Sekte nämlich, die zumindest von Juden gegründet worden war, um die Welt zu beherrschen. So erstreckten sich seine Nachforschungen auch auf Juden, die als Freimaurer bekannt waren. Er legte damals aus eigenem Antrieb eine Kartei jüdischer Persönlichkeiten an. Seine Vorgesetzten, die ihm an Eifer nachstanden, lobten seine Gründlichkeit, und er verbohrt sich dann derart in sein Fachgebiet, dass er seine Gründlichkeit noch zu überbieten suchte. Als er schliesslich auf das rein jüdische Gebiet hinüberwechselte, wollte er auch hier mehr wissen und mehr erreichen als andere. Er wollte Fachmann auf diesem Gebiet werden. Sein Ziel war: Leiter der Abteilung. In der Freizeit beschäftigte er sich mit aktuellen Fragen des Judentums, zum Beispiel mit zionistischen Parteien, und von Zeit zu Zeit verblüffte er seine Vorgesetzten mit seinen Kenntnissen über das Judentum. Er wurde deshalb oft als Gestapo-Berichterstatter und Beobachter in verschiedene jüdische Versammlungen geschickt. Was den Juden immer auffiel, war, dass er zu dieser Zeit durch sein zurückhaltendes Wesen von den üblichen Rowdy-Manieren der SS abstach. Er war höflich, aber unerbittlich.

Ich fand in Nürnberg Dokumente, die besagten, dass Eichmann zur Vervollständigung seiner Kenntnisse des Judentums bei seinem Vorgesetzten beantragte, ihm Geld für das Studium der hebräischen Sprache bei einem Rabbiner zu bewilligen. Es wurde abgelehnt. Er setzte aber dieses Studium im Selbstunterricht fort, nur kam er nicht sehr weit. Es blieb bei wenigen Brocken. Immerhin imponierte dies, und er wurde in ihren Augen der «grösste Fachmann und Judenkenner», den Deutschland auf diesem Gebiete besass.

Noch war damals in den dreissiger Jahren unklar, was mit den Juden geschehen sollte. Man wollte sie in Deutschland loswerden, man wollte ihnen in der Welt Schwierigkeiten machen. Auch wenn zu dieser Zeit in den Konzentrationslagern Tausende von Juden sassen, war dies doch in den Augen der Nazis keine Lösung. Für die Nazis waren die Juden in der Welt eine anonyme Macht, in deren Händen die Regierungen nur Marionetten waren. Man musste die Juden kennenlernen. Das waren die Gedankengänge sowohl Eichmanns wie auch seiner Vorgesetzten. Aus dieser Erkenntnis erfolgte im September 1937 eine Erkundungsfahrt Eichmanns nach Palästina mit dem Zwecke, dort das jüdische Aufbauwerk zu studieren. Er fuhr in Begleitung des Untersturmführers Hagen, – ich konnte Unterlagen über diese Reise ausfindig machen, nämlich den Bericht Eichmanns nach seiner Rückkehr, seine Telegramme aus Kairo und die Richtlinien, denen er auf dieser Reise gefolgt war. Eichmann

fuhr mit einem falschen Ausweis als Journalist des «Berliner Tageblatts». Für seine Sicherheit wurden zahlreiche Juden in Deutschland, die von ihrer Rolle nichts wussten, als Geiseln in Haft genommen. Eichmann war ganze zwei Tage in Palästina, besuchte die deutsche Kolonie Sarona bei Tel Aviv und eine jüdische Siedlung. Dann fuhr er nach Kairo, um sich dort mit dem Mufti von Jerusalem, Amin el Husseini, zu treffen. Er wollte dann von Kairo wieder nach Palästina zurück, doch die Engländer verwehrten ihm dies. Er reiste daher nach Berlin zurück. Eichmann wollte wissen, wieviel Juden Palästina aufnehmen könne, um die Vertreibung zu organisieren. Ein Bruder Eichmanns in Linz erwähnte einmal im Gespräch mit einem Bekannten von mir, sie hätten Adolf für einen «Zionisten» gehalten, weil er immer von einer Auswanderung der Juden nach Palästina sprach.

Diese zwei Tage Palästina-Aufenthalt hat dann Eichmann speziell im Jahre 1944 im Umgang mit der Vertretung der ungarischen Juden zu dem Bluff veranlasst, er sei aus Palästina, kenne die Juden und so weiter. Es gab Juden, die ihn für einen ehemaligen Theologiestudenten hielten. Ich versuchte, mir bei den einzelnen Abschnitten seiner Laufbahn – soweit ich sie ermitteln konnte – immer vorzustellen, zu welchem Zeitpunkt er sich in das verwandelte, als was ihn die Welt zum Schluss kennenlernte, in eine blutrünstige Bestie oder besser gesagt, in einen Roboter der Vernichtung. Ich sah auf Grund der Dokumente und der Aussagen von Leuten, die ihn kannten, wie er die nationalsozialistische Entwicklung mitmachte, wie er sich langsam aller Skrupel entledigte und schliesslich blind gehorchte. Er entwarf verschiedene Pläne, wie die Juden aus dem deutschen Leben auszuschalten wären. In den dreissiger Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges dachte die NS-Führung noch nicht an den organisierten Massenmord, man fühlte sich hierzu noch nicht stark genug, und der rassentheoretische Fanatismus, der sich nach und nach steigerte, hatte noch nicht diesen Höhepunkt erreicht, wodurch die Juden überhaupt nicht mehr als Menschen, sondern nur noch als eine Art Ungeziefer zu betrachten seien, das zu vertilgen wäre. Eichmann machte genau diese Entwicklung mit. Als er nach dem Anschluss Österreichs nach Wien geschickt wurde, wollte er seine Berlin-Pläne von einer Massenauswanderung und -ausweisung der Juden rücksichtslos verwirklichen.

Ich sprach mit Leuten, die ihn aus dieser Zeit seiner Wiener Tätigkeit kannten. Er wax höflich, aber unbarmherzig. Der Wendepunkt kam erst in der Reichskristallnacht. Ich fand ein Dokument, nämlich ein Fernschreiben Heydrichs an die Gauleitung Wien, in dem die Niederbrennung der Synagogen und sonstige Massnahmen gegen Juden anbefohlen wurden. Heydrich liess in diesem Fernschreiben durch eine besondere Erwähnung Eichmann verständigen. Das fasste dieser als Befehl auf. Augenzeugen berichten, wie er von Synagoge

zu Synagoge fuhr und sich an den Bränden nicht genug berauschen konnte. Er legte auch selbst mit Hand an, um persönlichen Anteil an der Vernichtung der Gotteshäuser zu haben.

Der Wendepunkt kam. Einige Tage nach der Reichskristallnacht hörte die Höflichkeit im Umgang mit den Juden auf. Die vorgeladenen Juden mussten drei Schritte Abstand von ihm nehmen, es gab nunmehr keinen Sessel vor dem Schreibtisch Eichmanns, wenn er mit Juden verhandelte. Er formierte Sonderkommandos mit Auswanderungsaufgaben, die die Juden an die Grenzen trieben und sie zwangen, diese illegal zu überschreiten.

Ende 1947 traf ich in Paris mit Vertretern der tschechischen Kultusgemeinden zusammen. Sie erzählten mir, wie die Situation im Jahre 1939 aussah, als Eichmann von Wien nach Prag kam. Eichmann liess den Präsidenten der jüdischen Gemeinde, Dr. Kafka, zu sich rufen und sagte:

«Die Juden müsen 'raus! Aber schnell!»

Auf die Erwiderung Dr. Kafkas, dass die Prager Juden eine seit Jahrhunderten bodenständige Gruppe seien, sagte Eichmann:

«Bodenständig? Ich werde euch Beine machen!» und kündigte die Deportation der Juden in die Konzentrationslager an.

So konnte ich in weiteren Dokumenten die Entwicklung Eichmanns verfolgen, angefangen von seiner Vertreibungspolitik, die bis zum Jahre 1941 die nationalsozialistische Linie war, bis zur Vernichtungspolitik, wie sie seit 1941 zum offiziellen Endziel in der Behandlung der Judenfrage wurde. Ein schnurgerader Weg lag vorgezeichnet. Die Vertreibung war keine Lösung mehr, denn der Machthunger Hitlers steigerte sich, und man wollte zuerst Europa und dann die ganze Welt beherrschen. Da gab es für die Juden einfach keinen Platz mehr. Eichmann übernahm die Verwirklichung dieser Hitler-Träume. Als blutige Nachhut kamen Eichmann oder seine Stabsleute hinter den siegreichen deutschen Armeen nach Warschau, nach Paris, nach Oslo, Brüssel, Den Haag, Belgrad und später auch nach Budapest.

Diese Entwicklung von der Vertreibung zur Deportierung, die also noch vor der Konferenz in Wannsee am 20. Januar 1942 bereits praktisch eingeleitet wurde, war das Werk Eichmanns. Nun war er der Buchhalter des Todes. Es gab für ihn kein Halten mehr – bis zum Ende des Dritten Reiches. Bevor er im Jahre 1945 aus Budapest flüchtete und das Ende sich abzeichnete, sagte Eichmann zu seinen Mitarbeitern:

«Ich werde leichten Herzens in die Grube hinuntersteigen, denn ich habe fünf Millionen Juden ins Jenseits geschickt!»

Sogar im April 1945 besuchte er noch Theresienstadt. Hier sah er zufällig den ehrwürdigen Rabbiner Dr. Baeck und fragte in der Lagerverwaltung, wieso dieser noch am Leben sei. Dann machte er einen makabren Scherz:

«Wissen Sie, jüdische Totenlisten sind nämlich meine tägliche Lieblingslektüre!»

Aber es war kein Scherz. Es war die nackte Wahrheit, mit der Eichmann sein Wirken und sein Werk beschrieben hat.

Als ich mir das alles vor Augen hielt, sah ich, dass es überhaupt nicht notwendig war, in seiner Schulzeit oder später, da er als junger Mann in Österreich lebte, nach dem Beginn seines Antisemitismus zu suchen. Er brauchte kein Antisemit gewesen zu sein, er hatte sich ganz der Partei verschrieben und machte ihre Entwicklung ohne jede Gefühlsregungen mit. Wenn er vielleicht später welche hatte, unterdrückte er sie. Für mich war Eichmann ein Memento dafür, was aus einem Menschen werden kann, der von Geburt kein Verbrecher ist und nicht in einem Verbrechermilieu aufwächst, sich aber mit Leib und Seele der Ideologie einer Partei verschreibt, deren Befehle er blindlings ohne jede Gewissensregung ausführt, und dies auf solchen Gebieten, wo keine Partei einem Menschen etwas vorzuschreiben hat. Für mich war Eichmann ein vollendetes und konsequentes Produkt der nationalsozialistischen Idee, die den Menschen als solchen verachtete. Ihre Richtlinien arteten in Verbrechen aus, die Eichmann durch seine Strebsamkeit zur Perfektion brachte. Sein verhältnismässig niedriger Rang bei der SS – denn was war schliesslich ein Obersturmbannführer? (Eichmann selber hatte in Gesprächen einmal erwähnt, er hoffe nach Kriegsende Standartenführer zu werden) – stand in keinem Verhältnis zu der Aufgabe, die er auf sich nahm. Aber Eichmann wusste eines: Niemand würde ihn dabei aufhalten, die Vernichtung der Juden bis zum Ende durchzuführen. Er würde seinen Vorgesetzten dasselbe sagen, was er seinen Untergebenen sagte, die in den Konzentrationslagern dieses grausige Werk der Menschenvertilgung ausführten, wenn sie vor Ekel und Abscheu nicht mehr konnten: Es ist Verrat an den Ideen des Führers! Das war das Geheimnis der Macht Eichmanns. Er musste die Vernichtung der Juden vollenden, und wer nicht mitmachte, war ein Verräter. Diese Einstellung bekam auch der Kommandant des Konzentrationslagers Auschwitz, Höss, zu spüren; und deshalb sabotierte Eichmann in Budapest alle Rettungsversuche zugunsten der Juden, die sogar von Himmler gebilligt wurden.

So sah Eichmann, den ich suchte, in meinen Augen aus. Er hatte noch eine menschliche Hülle, aber keine menschliche Seele mehr. Er war die Verkörperung der nationalsozialistischen Ausrottungsidee, der nimmersatte Mörder, dessen Schlaf es störte, wenn irgendwo noch einige Juden am Leben blieben. Je mehr ich mich in Gedanken mit ihm beschäftigte, desto sicherer wurde meine Überzeugung, dass es für Juden eine moralische Wiedergutmachung überhaupt nicht geben könne, solange er am Leben und nicht zur Rechenschaft gezogen sei. Ich fragte mich manchmal, ob das Problem «Eichmann» eigentlich nur die Juden angehe. Ja und nein, musste ich mir antworten. Ja, weil er

sich mit Juden befasste, und nein, weil ja nicht unbedingt Juden das Objekt seiner Verfolgung sein mussten. Eichmann bedeutet letzten Endes die klassische Vollendung einer Seelenzerstörung, die eine totalitäre Idee bei einem Menschen bewirken kann. Eichmann hätte genauso sein Vernichtungswerk vollendet, wenn etwa die Ausmerzungen aller Rothaarigen im Interesse der Partei gewesen wäre oder – es mag noch so absurd klingen – wenn sein Reichsführer SS ihm befohlen hätte, alle Einwohner, deren Name mit dem Buchstaben «K» beginnt, auszurotten. Die Partei und der Führer hatten in seinen Augen immer recht. Es war nicht seine Sache, nachzudenken. Seine Sache war die bedingungslose Ausführung des Befehls. Ich hoffe, dass Eichmanns zukünftiger Prozess, in dem alle seine von der «Idee» befohlenen, perfekt ausgeführten Schandtaten zutage kommen werden, der Welt die Augen öffnen wird, wie weit eine totalitäre Diktatur führen kann, deren Programm Hass ist und die von ihren Anhängern blinden und bedingungslosen Gehorsam verlangt. Es geht hier nicht nur um die Juden!

Unsere Documentation bekam eine Einladung nach Paris zu einer europäischen Konferenz der jüdischen historischen Forschungszentren für den 9. Dezember 1947. Wir hatten bereits zahlreiche verzweigte Verbindungen mit verschiedenen jüdischen historischen Institutionen. Die Art der Arbeit, wie sie unsere Documentation leistete, die das Hauptgewicht auf die Verfolgung der Kriegsverbrecher legte, wurde nur noch von einer anderen in Wien tätigen Documentation geteilt. Die Wiener Documentation stand unter der Leitung von Tadek Friedmann, der sehr agil war und mit dem wir oft gemeinsam verschiedene Kriegsverbrecherfragen behandelten. Unsere Documentationen ergänzten sich: Wir hatten hauptsächlich Verbindung zu den West-Alliierten und zu den lokalen österreichischen Polizeistellen, die Wiener Documentation dagegen hatte dank Friedmann gute Beziehungen zur österreichischen Staatspolizei und zu manchen sowjetischen Dienststellen. Friedmann hatte viele Erfolge bei der Verfolgung der Kriegsverbrecher, er befasste sich mit ganzen Gruppen von Wiener Schutzpolizisten, die während des Krieges ihr Vernichtungswerk in Galizien und auch anderswo getrieben hatten. Die Documentation in Wien entstand ein Jahr später nach der unseren und unter Zuhilfenahme unserer Statuten. Um bei der Wahrheit zu bleiben, möchte ich bemerken, dass Friedmann während seines Aufenthaltes und seiner Tätigkeit im Rahmen der Wiener Documentation, die sich ungefähr bis zum Jahre 1952 erstreckte, keinerlei direkte oder auch indirekte Aktivität in der Sache Eichmann entwickelte. Mir war wenigstens nichts davon bekannt. Manus Diamant, der für einen Teilabschnitt der Fahndung nach Eichmann von Arthur eingesetzt war, hatte nur eine lose Bindung an die Wiener Documentation und schied – glaube ich – im Jahre 1948 aus. Die Zusammenarbeit zwischen uns und Friedmann gestaltete sich sehr eng und rege, wir wussten beide immer, welche Kriegsver-



brecher verfolgt wurden, und wir schickten uns gegenseitig Material und Zeugnisaussagen. Auch die Haltung auf der Pariser Documentations-Konferenz, bei der auch Friedmann teilnahm, war zwischen uns reibungslos abgestimmt.

Das Pariser Documentationszentrum war eine mächtige Organisation mit einem grossen Apparat, einem umfangreichen Archiv und sehr guten politischen und diplomatischen Verbindungen. Es wurde von einem Mann mit grosser Initiative geleitet, nämlich von Herrn Isaak Schneersohn, dem eine Reihe bewährter und anerkannter Wissenschaftler zur Seite standen. Die Dokumentation wies auch schon im Jahre 1947 eine Reihe wichtiger Publikationen auf. Auch andere Documentationszentren, die an der Pariser Konferenz teilnehmen sollten, hatten bereits mehrere Bücher und Broschüren über die vergangene Nazizeit publiziert. Das Ziel der Konferenz war, gegenseitig Erfahrungen auszutauschen und auf eine engere Zusammenarbeit hinzuarbeiten. Ich fuhr zu dieser Konferenz mit der Hoffnung, dass es mir gelingen könnte, die Arbeit anderer Documentationszentren durch das österreichische Beispiel zu beeinflussen. Ich hörte bei der Tagung viele wirklich gelehrte und wissenschaftliche Referate, ich lernte eine Reihe interessanter Menschen kennen und sah in der Ausstellung sehr interessante Publikationen. Ich hatte aber bei all dem das Gefühl einer gewissen Enttäuschung. Man sprach von der Wichtigkeit, die Naziperiode nicht vergessen zu lassen, man sprach, wie wichtig es sei, für unsere Kinder und für künftige Geschlechter die Kunde von der grossen Katastrophe – von diesem Blutbad, das sechs Millionen Juden verschlungen hat – in Form von Büchern festzuhalten. Die Konferenz beantwortete aber in meinen Augen die Frage nicht, die ich mir täglich stellte und die mir einst mein Kind stellen würde, genauso wie andere jüdische Väter von ihren Kindern und Enkelkindern gefragt werden würden: Was haben die Überlebenden getan, um die Verantwortlichen dieser Katastrophe der Sühne zu überantworten?

Es gab in jüdischen Kreisen ständig Debatten über die Haltung der Juden in der Nazizeit. Warum haben sich Millionen ohne Widerstand abschlachten lassen? Warum, wenn sie für sich keine Rettung mehr sahen, warum kämpften sie nicht? Das Beispiel des Aufstandes im Warschauer Ghetto im April 1943 und vereinzelte kleine Widerstandsnester in anderen Ghettos und Konzentrationslagern waren zwar eine Ehrenrettung, aber keine Beantwortung der Frage. Diese Frage haben sich nicht nur Juden, die am Leben geblieben sind, oder Juden in anderen Ländern, die verschont blieben, diese Frage haben sich auch Nichtjuden gestellt. Warum liessen sich Millionen, die ja durch die Masse allein schon nicht wehrlos waren, abschlachten? Ich war einer in dieser Masse, aus der ich wahrscheinlich mehr durch Zufall als durch mein Verdienst am Leben blieb, obwohl ich mir mit einer Waffe in der Hand die Flucht aus dem KZ Lemberg unmittelbar vor der Vernichtung der Lager-Insassen erzwungen

habe. Der Gedanke, dass noch mehr Juden hätten gerettet werden können, plagte mich und plagt mich heute noch. Hier haben wir Fragen zu erwarten und zu beantworten, die sich unserem Einfluss entziehen. Aber jetzt geht es doch um die Nachkriegszeit, jetzt werden mit Recht unsere Kinder fragen: Was habt ihr unternommen, um die Schuldigen zu bestrafen? Wenn wir nichts tun, werden wir kaum ein Alibi finden. Die Generationen nach uns werden es uns nicht verzeihen. Das jüdische Volk müsste doch das grösste Interesse an der Verfolgung der Kriegsverbrecher haben, die Mörder sind am Leben geblieben und vielen von ihnen scheint die Zahl von sechs Millionen ermordeten Juden noch nicht ausreichend. Sie werden sich immer und überall in der Welt mit den Feinden des Judentums verbinden. In meinen Augen ist die Verfolgung der Kriegsverbrecher die elementarste Abwehr, zu der die Juden verpflichtet und berechtigt sind.

Auf dieser Konferenz hielt ich ein Referat über die Rolle der Documentation bei der Verfolgung der Kriegsverbrecher. Für mich war das jüdische Volk noch nicht ganz ausgestorben – so wie es die Nazis hätten haben wollen –, für mich gab es noch Überlebende, die Mut fassen sollten und die angesichts der mangelhaften Bestrafung der Verbrecher vor dem seelischen Zugrundegehen gerettet werden mussten. Für mich war das jüdische Volk noch nicht so ausgestorben wie das der Etrusker oder Azteken, auch wenn es dezimiert war. Mir schien es zuwenig, dass die ganze Energie der Forschungszentren sich im Verfassen gelehrter Bücher und Erinnerungen erschöpfen sollte. Ich bejahte vor allem eine aktive Documentation, neben dem Schreiben der Bücher musste Hilfe geleistet werden, Hilfe bei der Ermittlung der Kriegsverbrecher, beim Sammeln von Unterlagen für gerichtliche Verfolgungen. Das war für mich das Ziel einer Documentation, wenigstens für die ersten zehn Nachkriegsjahre. Mein Referat wurde als «interessant» befunden und beachtet, und in privaten Gesprächen gab man mir recht. Die versammelten Leute, sagte ich mir, waren eben keine Kämpfer. Es waren sehr ehrenwerte Menschen, es waren Gelehrte, Wissenschaftler, von denen nur ein Teil persönlich die Schrecken der Nazizeit am eigenen Leibe verspürt hatte. Ich sagte mir, nicht jeder hat eben das Zeug in sich, solche Konsequenzen zu ziehen, wie ich sie zog. Ich wusste, ich würde diesen mir vorgezeichneten Weg allein gehen, ich wusste ausserdem, dass mein Kollege in Wien, Tadek Friedmann, genauso dachte. Bei dieser Konferenz war der stellvertretende Chef der Documentation des Nürnberger Tribunals, Fred Herz, anwesend, der meine Anregungen bejahte und mit dem ich dann innige Freundschaft schloss. Herz lud mich später mehrmals nach Nürnberg ein, und ich bekam eine Reihe von Dokumenten, die für unsere Arbeit von grosser Wichtigkeit waren. Ich blieb noch über eine Woche in Paris, sah mehrere Dokumente durch, machte mir Notizen, fand Namen heraus, kam ins Gespräch mit Leuten, die Eichmann kannten, bat sie, mir ihre Erinnerungen zu

schicken, und ersuchte um die Personenbeschreibung von Mitgliedern des Stabes Eichmann. Das Ergebnis dieser Konferenz waren dann dauernde Verbindungen zu verschiedenen jüdischen Persönlichkeiten in vielen europäischen Staaten. Unsere Documentation gewann Freunde in Italien, in Griechenland; auch aus Bulgarien und Rumänien schickte man uns Zeugenaussagen, ungefähr bis zum Jahre 1949. Nach dieser Zeit war es für dortige jüdische Institutionen gefährlich und wahrscheinlich nicht ratsam, mit jüdischen Institutionen im Westen in Verbindung zu stehen.

Es war im Frühjahr 1948. In Kleinstarbeit konnte ich bereits den Weg zusammensetzen, den Eichmann vom 20. April 1945 bis Ende Juni 1945, das heisst bis zu seiner Flucht aus dem Lager Cham in Bayern, zurückgelegt hatte: 20. April – Theresienstadt; 27. und 28. April – Prag; 29. April – Budweis; 1. Mai – Ebensee; 2. bis 9. Mai – Altaussee; dann amerikanische Gefangenschaft bis Ende Juni. Noch im Frühjahr 1947 tauchten in Nürnberg Behauptungen auf, Eichmann sei in Norddeutschland in irgendeinem Versteck. Diese Behauptungen stammten vom Chef der Einsatzgruppen Pohl und vom Kommandanten des KZ Auschwitz, Höss. Die beiden wurden in der britischen Zone gefasst und lebten fünfzig Kilometer voneinander entfernt in Verstecken, bis sie verhaftet wurden. Bei ihrer Verhaftung wurden sie nach Eichmann gefragt, schliesslich hatte Höss doch Eichmann unterstanden, dem er immer die Meldungen von Auschwitz schickte, und Pohl als Chef der Einsatzgruppen trieb ja auch dasselbe Handwerk, nämlich Judenmord, ebenso wie Eichmann. Die amerikanischen «War Crimes» – Stellen wandten sich an ihre britischen Kollegen, doch konnten diese nichts Bestimmtes herausfinden, (fahre später stellte sich dann heraus, dass sich das Versteck Eichmanns in Norddeutschland genau auf halbem Wege zwischen dem von Pohl und dem von Höss befunden hatte.)

Anfang 1947 wurde ich einmal zum CIC Linz bestellt, und man ersuchte mich, eine Liste der Verwandten von Eichmann und auch eine Liste der Verwandten der Frau Eichmann, soweit sie uns bekannt waren, zusammenzustellen. Man sagte mir nur, dass eine höhere amerikanische Dienststelle in Deutschland es verlange. Ich habe alle mir bekannten Adressen gegeben und bekam auch tatsächlich dann von Nürnberg die Nachricht, dass diese meine Liste Nürnberg passierte und dass eine Reihe von Verwandten sowohl Eichmanns wie auch seiner Frau einvernommen wurden. Die Liste der Verwandten in der britischen Zone (es handelte sich nur um die Verwandten seines Vaters in Solingen) wurde von britischer Seite behandelt. Der Bruder des Vaters von Eichmann, der in Solingen lebte, wurde von den Briten vernommen. Er behauptete, von gar nichts zu wissen, fahre später, als Eichmann nicht mehr in Europa war, sickerte durch, dass zu einer Zeit, als die Briten seinen Onkel in Solingen ver-

hört hatten, der gesuchte Adolf gerade dort bei ihm versteckt war. Durch die Verhaftungen in der britischen Zone wurde Eichmann aufgeschreckt und flüchtete zu seinem Onkel. Nach dem Verhör des Onkels flüchtete er wieder aus Solingen. Der Kontakt mit seiner Familie riss jedoch nie ab. Es ist aber bis heute noch nicht untersucht worden, welche Kontaktleute Eichmann hatte und wer seine Verbindungsmänner zur Familie in Österreich waren. Dass hierfür Kanäle des neonazistischen Untergrundes benutzt wurden, steht ausser Zweifel. Doch wer waren diese Männer?

Die CIC-Dienststelle in Bad Aussee und auch die österreichische Gendarmerie des Ausseerlandes bekamen laufend Meldungen, wonach Eichmann im Ausseerland gesehen wurde. Es wurden wiederum mehrere Personen vernommen, und diese bestätigten ihre Wahrnehmungen. Eichmann musste daher zur gleichen Zeit an Orten, die mehrere Kilometer voneinander entfernt lagen, gesehen worden sein. Im CIC Bad Aussee neigte man zu der Ansicht, dass es sich sowohl um Eichmann selber wie auch um einen seiner Brüder handeln konnte, die ihm sehr ähnlich waren und die von Zeit zu Zeit die «geschiedene» Frau Eichmann in Altaussee besuchten. Es gab in diesem Zusammenhang verschiedene Kombinationen und Überlegungen. Immer, wenn irgendwo von Eichmann die Rede war, sei es in Tirol, in Norddeutschland oder in Bayern, kam das Echo aus dem Ausseerland, dass Eichmann dort gesehen worden sei. Man vermutete daher, dass irgendein Mitglied der Familie Eichmann möglicherweise durch Reisen ins Ausseerland diese Ablenkungsmanöver durchführte. Ich selber habe eine solche Vermutung nie geteilt, ich registriere sie nur, weil sich aus dieser Vermutung später ganze Ketten von Kombinationen und Gedankenspekulationen ergeben haben.

## VII. Kapitel

Die britische Zone Österreichs und Deutschlands war für mich ein Gebiet, in dem ich nur sehr wenig unternehmen konnte. Es gab zu dieser Zeit ständig Spannungen zwischen jüdischen Flüchtlingen, die in den dortigen Lagern untergebracht waren, und den britischen Besatzungsbehörden. Es ging um die illegale Einwanderung nach Palästina, die die Briten auf jede mögliche Weise zu verhindern suchten. Ihr Geheimdienst befasste sich viel mehr mit der Tätigkeit jüdischer Komitees und jüdischer Institutionen als mit der Fahndung nach Kriegsverbrechern. Das sprach sich bald in Nazikreisen herum, und die britische Zone Österreichs wie auch Deutschlands wurde zum beliebten Versteck. Ich habe oft von der Documentation aus mit jüdischen Lagerkomitees in der britischen Zone Briefe gewechselt, und immer wieder zeigten sich diese Missstände. Auch amerikanischerseits liess man einmal in einem Gespräch, als die Rede auf den geflüchteten Bürger kam, durchblicken, er sei angeblich in die

britische Zone Österreichs geflüchtet, doch hätten ihn die Briten bisher nicht gefunden. Ich versuchte daher immer, in der britischen Zone Österreichs oder auch Deutschlands bei der Suche nach Eichmann, Burger oder Leuten seines Stabes mich anderer Mittelsmänner als der der Besatzungsmacht und der ihr hörigen österreichischen Polizeidienststellen zu bedienen. Ich kannte genau die Schwierigkeiten, welche die österreichischen Sicherheitsdienststellen in Kärnten und Steiermark hatten. Sie wurden zwar von der Besatzungsmacht nicht gehindert, aber sie bekamen auch von ihnen keinerlei Hilfe; ihre Möglichkeiten und Mittel waren beschränkt.

Im Linzer CIC war leider nur kurze Zeit hindurch ein äusserst freundlicher Beamter tätig, Mr. Petigrove. Als ich ihn kennenlernte, sah ich gleich, dass ich mit ihm offen wegen verschiedener Schwierigkeiten sprechen konnte. Petigrove hatte Sympathie für Juden; er hatte mir schon einmal einen Dienst erwiesen, als er mich auf eine Person, die soeben aus dem Internierungslager in Glasenbach entlassen wurde, aufmerksam machte. Es handelte sich um einen deutschen Diplomaten auf dem Orientsektor. Dieser Mann war im Internierungslager nur unter automatic arrest, gegen ihn lag nichts vor. Ich kam mit diesem Diplomaten häufiger zusammen und führte mit ihm längere Gespräche über die deutsche Orientpolitik, über den Mufti und die in Deutschland tätigen Araber. Er war nicht nur gern bereit, mir diese Auskünfte zu geben, sondern machte mich darüber hinaus auf verschiedenes aufmerksam. Ich konnte seine Hinweise sehr gut bei der Zusammenstellung meines Muftidossiers brauchen. Auch in der Sache Eichmann hatte ich indirekt durch ihn insofern einen Nutzen, als er mir eine Reihe von Moslems nannte, die während des Krieges in Deutschland waren und die auch in der Nachkriegszeit von Zeit zu Zeit nach Deutschland kamen. Manche von ihnen gehörten dem Stabe des Muftis an und waren auch mit Eichmann bekannt. Aber darüber in einem besonderen Kapitel.

Ich war Mr. Petigrove für die Bekanntschaft mit dem Orient-Diplomaten sehr dankbar und bat ihn auch um eine weitere Unterstützung. Meine Absicht war, gewisse Gegensätze, die zwischen der Wehrmacht und der SS bestanden hatten und die sich speziell nach dem 20. Juli 1944 sehr krass abzeichneten, auszunutzen und über ehemalige Wehrmachtsangehörige, die Einblick in die SS-Verhältnisse hatten, auch jetzt in der Nachkriegszeit Informationen zu bekommen. Das war keine Erfindung von mir. Schon in Nürnberg hat man solche Versuche mit mehr oder weniger Geschick unternommen, der Erfolg war unterschiedlich. Angehörige der Wehrmacht-Abwehr (Gruppe Canaris) waren im Allgemeinen geneigter, gegen die SS auszusagen oder auch indirekt mitzuarbeiten. Angehörige anderer Wehrmachtsteile waren zumeist ablehnender, es war in beiden Fällen eine Charaktersache.

Mr. Petigrove nannte mir einmal einen Wehrmachtsmajor, der während des

Krieges seine bitteren Erfahrungen mit der SS gemacht hatte. Nach dem 20. Juli entging er mit knapper Not seiner Verhaftung. Petigrove hatte ihn in Gmunden einmal kennengelernt, und in einem Gespräch mit ihm fiel auch der Name Eichmann. Petigrove meinte, dass der Major Eichmann kannte, jedenfalls wusste er viel von jenem SS-Milieu, in dem sich Eichmann bewegte. Petigrove gab mir sogar ausdrücklich das Recht, mich auf ihn zu berufen, und sagte:

«Ich gebe Ihnen einen Rohdiamanten in die Hand. Sie können ihn zum Brillanten schleifen, er kann Ihnen aber auch unter den Fingern zerbrechen.»

Ich wusste genau, was er damit meinte. Diesen Major als Mitarbeiter zu gewinnen und ihn in der Sache Eichmann einzusetzen war keine leichte Sache; viel leichter war es mit SS-Leuten, die hatten keine Skrupel, besonders wenn sie sich Vorteile daraus erhofften. Sie hatten zwar ein Schlagwort: «Unsere Ehre heisst Treue.» Es war aber nicht viel von beiden zu merken. Ich schrieb dem Major einen Brief unter Berufung auf Mr. Petigrove, teilte ihm mit, dass ich mich mit der Geschichte der Kriegszeit befasse, und bat um eine Zusammenkunft. Nach einigen Tagen erhielt ich Antwort und fuhr nach Gmunden. Der Major dürfte in seiner Jugend ein Couleur-Student gewesen sein, in seinem Gesicht waren Spuren von Mensurnarben erkennbar.

«Sie haben mir den Zweck Ihres Besuches geschrieben, ich weiss nicht, ob ich Ihnen dabei viel helfen kann. Aus dem Briefkopf sah ich, dass Sie sich mit jüdischen Dokumenten beschäftigen. Ich habe keine Dokumente, ich habe nur einige Erinnerungen, und die kann ich Ihnen mitteilen.»

«Herr Major, mich interessiert alles, was mit Juden zusammenhängt und was sich in der Kriegszeit abgespielt hat. Millionen von Juden sind umgekommen, sie selbst können daher die Geschichte ihres Unterganges nicht beschreiben. Die wenigen Überlebenden waren nicht überall dabei. Wir haben noch immer kein Gesamtbild. Ich wäre Ihnen für alles, was Sie mir diesbezüglich sagen könnten, dankbar.»

«Ich war während des Krieges zuerst in Polen, dann in Russland zuletzt in Frankreich. Mit Juden hatte ich keinen direkten Kontakt, aber in Russland – ich war im südlichen Abschnitt – hat man ja so manches gesehen und auch gehört. Wissen Sie, dort waren ja diese Einsatzgruppen tätig, und das war das fürchterlichste. Ich sah Transporte und erfuhr später, was mit diesen Transporten geschehen ist. Wochenlang gab es unter den deutschen Offizieren kein anderes Gesprächsthema als die Juden. Ich gehöre nicht zu diesen, die heute behaupten, sie hätten von nichts gewusst. Es hat sich ja in der Wehrmacht in Russland herumgesprochen.»

«Herr Major, nicht einmal die Juden wissen heute noch alles. Wir wissen, dass die Menschen weg sind, aber manche Ortschaften wurden so gründlich ausgerottet, dass kein einziger lebender Zeuge übriggeblieben ist. Wir haben

grosse Lücken; besonders dort, wo die Einsatzkommandos wüteten, machten sie kurzen Prozess.»

«Wie gesagt, ich selbst war kein Zeuge. Ich habe aber einmal dem Vater meines Studienkollegen helfen wollen und wäre beinahe selber unter die Räder gekommen.»

«Ich weiss, dass es äusserst schwierig war, zu helfen, und ich kenne Leute, die darunter seelisch gelitten haben, dass sie nicht helfen konnten. Es war ein Ausrottungsprogramm mit bewährten Henkern wie Heydrich, Pohl und Eichmann.»

«Jetzt haben Sie mir das Stichwort gegeben! Sie sagten soeben Eichmann. Passen Sie auf, ich will Ihnen etwas erzählen. Meine Frau ist aus Brünn, und als ich im Jahre 1942 – damals war sie noch meine Braut – im Urlaub zu ihr kam, erzählte sie mir, dass die SS den Vater unseres Kollegen Hirsch verhaftet und in ein Lager abtransportiert habe. Der alte Herr war mir wie ein Vater, ich erinnerte mich an die Szenen in Russland, und mir war der Gedanke unerträglich, dass auch dieser Mann diesen bitteren Weg gehen sollte. Aber man war doch machtlos. Hirsch war kein Glaubensjude, er führte mich und seinen Sohn Robert immer in die Kirche, ich habe im Haus Hirsch mehr Zeit verbracht als in meinem Elternhaus. Die Nachricht traf mich sehr hart, und ich wusste nicht, was ich machen sollte. Ich hatte einen Schulkameraden, der bei der SS war und ein ziemlich hohes Tier in Brünn wurde. Ich ging zu ihm und erzählte ihm ohne Umschweife, worum es ging; er spielte zuerst den Entrüsteten, dass ich mich für einen Juden einsetze, dann dachte er eine Weile nach, telefonierte mit einigen Stellen und sagte, die Entscheidung liege einzig und allein bei Eichmann. Offen gesagt, ich hörte damals diesen Namen das erstemal. Es war klar, dass ich bei Eichmann nichts ausrichten konnte. Allein der Versuch musste mich, ohne dem alten ‘Herrn helfen zu können, in Schwierigkeiten bringen. Mein SS-Freund sah mir meine Verzweiflung an und bat mich, ihm eine kurze Niederschrift zu bringen, worin ich alle Verdienste des Herrn Hirsch, seinen Charakter, seine Familienverhältnisse und so weiter schildern sollte. Am nächsten Tag brachte ich ihm das Schriftstück. Der alte Herr war immer deutsch gesinnt, er war deutschnational, fromm, ehrlich, angesehen, immer hilfsbereit. Ich habe alle Tugenden aufgezählt, die auch in meinen Augen und den Augen meiner Frau Tugenden waren.»

Der Major schöpfte Luft, ich sah ihm an, dass er sich in Gedanken in diese Zeit zurückversetzte. Er fuhr fort:

«Mein Bekannter nahm das Schriftstück anlässlich seiner Dienstreise nach Berlin mit und sprach mit Eichmann. Als er zurückkam, war mein Urlaub noch nicht zu Ende. Er bestellte mich zu sich und sagte: ‚Du hast uns beiden etwas Schönes eingebracht! Als ich Eichmann vom alten Hirsch erzählte und ihm deinen Wisch hinlegte, da fiel er fast vom Sessel. Er brüllte mich an: «Na, so

etwas von einem alten, stinkenden Jud zu schreiben, das klingt ja fast, als wäre der Hirsch eine alte deutsche Sagengestalt.» ‘ Er machte meinem Bekannten heftige Vorwürfe, dass er ihm seine Zeit stehle, sich in Unkenntnis der Juden überhaupt auf Interventionen einlasse und so weiter.»

«Das war freilich von Eichmann zu erwarten. Es konnte ja in seine nationalsozialistische Anschauung nicht hineinpassen, dass Deutsche irgendeinen Juden als makellos und rechtschaffen ansehen.»

«Ich habe mir das auch so gedeutet. Die SS hat sich eben nicht darum geschert, wie die Juden waren, Hauptsache war in ihren Augen, dass sie Juden waren.»

«Herr Major, zu diesem Thema könnte ich Ihnen auch ein Erlebnis schildern und nicht einmal aus Nazideutschland; es würde Ihnen verständlich machen, dass Träger von totalitären Ideen, wenn sie dazu Fanatiker wie Eichmann sind, in ihrem Wahnwitz konsequent bleiben.»

Ich erzählte dem Major ein Erlebnis vom Oktober 1939. Ich war damals in meiner Geburtsstadt Buczacz, kurz nachdem ich zum sechsten Male in meinem Leben befreit wurde, diesmal durch die Sowjets. Da sah ich eines Tages auf der Strasse eine grosse Ansammlung von Bauern, die in Richtung Magistrat – jetzt Stadtsowjet – zogen. Es waren Einwohner des benachbarten Dorfes Barysz, das dem Fürsten Swidrigiello gehört hatte. Der Fürst wurde von der sowjetischen Polizei verhaftet und im Gefängnis in Buczacz festgehalten. Seine Bauern, mit denen er in grosser Freundschaft gelebt hatte, waren unterdessen in einer Versammlung zusammengekommen und beschlossen, auf dem Gut des Fürsten eine Kolchose zu errichten. Den Fürsten wählten sie zum Kolchosvorsitzenden. Sie schickten eine Delegation zum Stadtsowjet mit dem Bericht, wie gut der Fürst zu ihnen immer gewesen sei, und im ganzen Dorfe sei keiner, der sich irgendwie über etwas beschweren könnte. Ich fasse mich nun kurz: Den Sowjets passte das Bild des Grossgrundbesitzers, das ihm die Bauerndelegation zeichnete, keineswegs. In ihren Augen gab es ja nur Blutsauger, Ausbeuter und Tyrannen. Und dass die Bauern noch dazu den Fürsten in ihrer Mitte haben wollten, das passte ihnen schon ganz und gar nicht. Mit Schimpf und Schande flog die Delegation hinaus, und der Fürst wurde noch in derselben Nacht nach Sibirien abtransportiert.

«Sehen Sie, Herr Major», fuhr ich fort, «bei Totalitären gibt es eben keinen Platz für Nuancen. Ich will mit Ihnen offen sprechen. Ich suche Eichmann. Sie wissen, was Eichmann dem alten Hirsch angetan hat, und ich weiss, wie er den übrigen Juden mitgespielt hat. Hat Hirsch übrigens die Sache überlebt?»

«Keine Spur, er ist ein Jahr später umgekommen.»

Ich erzählte dem Major noch vieles vom Schicksal der Juden. Manches wusste er, manches empörte ihn. Vieles konnte er weder glauben noch konnte er es fassen. Ich sagte ihm, dass Eichmann sich irgendwo in einem Versteck aufhielte; angeblich habe er einige SS-Bekanntschaften, die ihm Verbindungs-



dienste leisteten; er habe auch mit gewissen nazistischen Untergrundbewegungen Kontakt. Der Major lächelte und sagte:

«Es ist einfach unfassbar, dass diese Leute ihre totale Niederlage nicht zur Kenntnis nehmen. Hier in Gmunden habe ich auch schon von geheimen Zusammenkünften von Nazis und von SS-Größen gehört, die erst kürzlich aus Internierungslagern entlassen wurden.»

Ich wollte ihm nicht gleich bei der ersten Zusammenkunft mein Anliegen mitteilen und sagte ihm nur, dass ich für zwei Tage in das Ausseer Gebiet fahren und möglicherweise bei meiner Rückkehr noch vorbeikommen würde. Der Major lud mich dazu ein. Ich fuhr tatsächlich nach Bad Aussee und war nochmals in Altaussee. Beim CIC erfuhr ich, dass das Telefon des Wimmer, bei dem Frau Eichmann wohnte, überwacht werde. Es hiess auch, dass von Zeit zu Zeit Männer anriefen und nach der Frau Vera Liebl fragten. Auf all diese Mitteilungen aber konnte man sich nicht verlassen. Zwar wurden manchmal irgendwelche Ortschaften in der Steiermark genannt, manchmal wurden Grüsse aus Deutschland ausgerichtet. Vertrauliche Mitteilungen, die der CIC über die Gendarmerie in Aussee bekam, bewiesen, dass Eichmann sich irgendwo in der Steiermark, also doch in der britischen Zone, befinde. Ich besuchte noch auf dem Rückweg nach Gmunden einige Leute, die ich anlässlich der Überprüfung der Widerstandskämpfer durch die Amerikaner kennengelernt hatte. Diese berichteten mir von neonazistischer Wühlarbeit in der Steiermark und von geflüchteten Nazis aus dem britischen Internierungslager in Wolfsberg. Es sah so aus, als wollten die Neonazis versuchen, aus der Steiermark eine Art nazistisches Piemont zu machen. Auch im Salzkammergut regten sich diese Herren wieder. Sie bemitleideten nun ihre Nazifreunde, die im Jahre 1945 in Erkenntnis ihrer Schuld und aus Angst vor der Sühne Selbstmord begangen hatten. Man erzählte mir von einer neonazistischen Gruppe, die in Gmunden ihre Zentrale haben sollte. Die Organisation hiess «Spinne» und soll von einigen SS-Führern, die dort unter falschem Namen lebten, aufgezogen worden sein. Die Gruppe hatte gute Verbindungen nach Salzburg und von dort über die Grenze nach Deutschland. Selbstverständlich gab es auch solche ins Ausseerland. Gmunden liegt verkehrstechnisch günstig, ausserdem fallen in einem Kurort Fremde nicht auf.

Als ich auf dem Rückweg wieder den Major aufsuchte, merkte ich sofort, dass mein Gespräch mit ihm nicht ohne Wirkung geblieben war. Er gab auch sofort zu, dass er nach meiner Abreise seiner Frau über unser Gespräch berichtete und die halb vernarbte Wunde, die die Verhaftung und der Tod des alten Hirsch bei ihm hinterlassen hatte, wieder aufgerissen sei. Ich berichtete von meinen Gesprächen in Ischl und erwähnte die «Spinne», die in Gmunden tätig sein sollte. Ich fragte ihn, ob er in Eichmann den Mörder des alten Hirsch sehe?

«Ohne Zweifel», sagte er militärisch kurz.

«Würden Sie auch die Konsequenzen ziehen?»

Der Major zögerte, dachte nach. Meine Frage traf ihn unvorbereitet, deshalb musste ich meine Frage präzisieren:

«Sie brauchen gar nichts zu tun, was Sie nicht verantworten können. Ich habe Ihnen von der ‚Spinne‘ erzählt. Sie sehen, die Geister von gestern regen sich wieder. Sollen wir wieder warten, bis man neue Hirschs ans Messer liefert? Das wollen Sie doch sicher nicht. Die ‚Spinne‘-Leute profitieren nur von der Trägheit anderer. Sie sind eine kleine Minderheit. Die ‚Spinne‘ hat Verbindungen zu Kriegsverbrechern, die in Verstecken liegen. Über diese Leute könnte man vielleicht zu Eichmann gelangen.»

Der Major schwieg. Ich wusste, er überlegte sich eine Antwort. Deshalb fuhr ich fort:

«So geheimnisvoll dürfte die Sache nicht sein, dass man hier in Gmunden nichts erfahren könnte. Man macht ja schliesslich in den sogenannten nationalen Kreisen daraus kein allzu grosses Geheimnis.»

«Herr Wiesenthal, ich will Sie nicht verletzen und möchte nicht, dass Sie sich irgendwelche falsche Hoffnungen machen. Ich war deutscher Major, habe meine Uniform nicht befleckt und kann mich dazu nicht hergeben, etwas zu unternehmen, das gegen den Kameradschaftsgeist verstösst. Sie müssen mich verstehen. Sie können bestimmt Leute finden, die die Aufgabe übernehmen werden.»

«Herr Major, ich habe diese Antwort fast erwartet, denn ich habe diese Antwort schon in vielen Varianten gehört. Sie sind nicht der einzige, der von Kameradschaft spricht. Ich habe keine militärische Vergangenheit und kenne diesen Geist der Kameradschaft nicht. Für mich galt immer und hauptsächlich jetzt nach dem Kriege der Grundsatz: Wo Verbrechen beginnt, dort hört Kameradschaft auf. Auch ich hatte KZ-Kameraden, die eine Schuld auf sich geladen haben, sie sind in meinen Augen keine Kameraden, und ich habe sie nicht geschont. Wen wollen Sie schonen? Sie wollen SS-Männer schonen, Sie wollen Parteigenossen schonen, die noch nicht aufgeben und davon träumen, wieder Sklavenhalter zu werden. Ich habe immer geglaubt, dass die SS-Leute keine Kameraden der Wehrmacht waren. Vielleicht habt ihr euch im Kriege als Waffenkameraden der SS gefühlt. Sie aber hatten für euch, speziell nach dem 20. Juli, nur Verachtung übrig. Alles war eine Frage der Zeit. Manche von euch mussten diese Verachtung büssen, die anderen hätten später daran glauben müssen.»

«Ich kann aber aus meiner Haut nicht heraus.»

«Gut, Herr Major, vergessen Sie unser Gespräch. Ich will Ihnen aber noch zum Abschluss ein Erlebnis erzählen, das Sie vielleicht mehr als mich betrifft, obwohl ich daran beteiligt war.»

Ich erzählte dem Major von der Evakuierung des Konzentrationslagers Lemberg im Juli 1944. Wir waren ganze einhundertvier Juden und über sech-

zig SS-Männer, die nicht an die Front wollten: Sonst hätten sie uns ja nach bewährtem Muster umgelegt. Ihr grösster Schatz war ihr Leben, und der Schlüssel zu diesem Schatz waren die überlebenden einhundertvier Juden, also gewissermassen ihre Lebensberechtigung und Lebensversicherung. Man fuhr uns mit der Bahn nach Przemyśl, von dort trieb man uns zu Fuss nach Dobromil, aber die Russen waren schon sehr nahe. Auf der Landstrasse, auf der sich unser Rückzug vollzog, bewegte sich ein Treck Volksdeutscher, bestehend aus vielleicht vierzig Pferdewagen, auf denen ihr Hab und Gut aufgestapelt war. Die Volksdeutschen flüchteten vor den Russen. Unser Lagerkommandant, Hauptsturmführer Warzok, hielt den Treck an, zwang die Volksdeutschen, ihre Bündel und ihr sonstiges Eigentum zu entladen und requirierte dreissig Wagen. So fuhren wir in Richtung San. Wir kamen in die Nähe der Sanbrücke, die Strasse war von der wahrscheinlich letzten Nachhut der Wehrmacht blockiert. Die Russen befanden sich in Schussnähe. Es war klar, dass wir nicht durchkommen würden, wenn die Wehrmachtsskolonne, bestehend aus Autos und einigen Panzern, die Brücke früher passieren sollte. Warzok wusste, was ihm bevorstand, falls er mit dem KZ-Gefolge in russische Hände geriet. Zusammen mit seinem Adjutanten. Ritschek fuhr er zur Spitze der Wehrmachtsskolonne und zwang mit vorgehaltener Pistole und unter Abdeckung durch die Maschinenpistole von Ritschek den Wehrmachtsmajor, seine Kolonne aufzuhalten. So erzwangen unsere Wagen die Vorfahrt. Bei der Vorbeifahrt unseres Wagens – es befanden sich auf jedem Wagen zwei SS-Männer – sahen wir Warzok, Ritschek und den Wehrmachtsmajor. So gelang uns die Flucht über die Brücke. Die Russen aber holten die Wehrmachtsskolonne ein, die Sprengung der Brücke, die ja vorbereitet war, wurde von Soldaten auf Befehl Warzoks vollzogen. Die Wehrmachtsskolonne geriet so in die Gefangenschaft.

«Sehen Sie, Herr Major, Sie hätten auch dieser Major sein können. Bekennen Sie sich zu einer Kameradschaft mit Warzok?»

Ich liess den Major nicht antworten und verabschiedete mich. Ungefähr vier Wochen später tauchte er bei mir im Büro in Linz auf, war etwas verlegen und entschuldigte sich, vorbeigekommen zu sein. Er hätte in der Nähe zu tun. Wir gingen weg und setzten uns in eine Ecke eines Kaffeehauses. Ich sah ihm an, dass er mit sich kämpfte. Dann schoss er los:

«Herr Wiesenthal, Sie haben doch amerikanische Freunde, ich kann Ihnen jetzt einiges von den Verbindungsleuten der ‚Spinne‘ nach Deutschland sagen. Sie werden lachen, – diese Verbindungsleute sind als Chauffeure bei der amerikanischen Armee beschäftigt und fahren auf der Strecke München-Salzburg die amerikanische Armeezeitung ‚Stars and Stripes‘ aus. Diese Leute bringen auf den Armeewagen, die natürlich nicht kontrolliert werden, neonazistische Literatur, Flugzettel oder sonstiges Zeug nach Österreich. Sie sind die verläss-

lichsten Verbindungsleute. Bitte vergessen Sie meinen Namen, wenn ich etwas erfahre, komme ich lieber zu Ihnen nach Linz. Es ist ratsamer, wenn man uns in Gmunden nicht zusammen sieht.»

Ich dankte dem Major für seinen Tip. Mir war klar, dass ich ihm nicht Lebensmittel oder Zigaretten anbieten konnte, da ich ihn dadurch beleidigt hätte. Als ich bei ihm gewesen war, hatte ich gesehen, dass er keineswegs mit Gütern dieser Erde gesegnet ist. Mein nächster Weg führte mich zu Mr. Petigrove, da ich mich verpflichtet fühlte, ohne Nennung des Namens des Majors Mr. Petigrove von dem Tip Mitteilung zu machen. Er war aber nicht da, und niemand wusste, wann er komme. Es hiess, dass er sich ständig in Wien aufhalte. So fuhr ich nach Salzburg und ging dort zum CIC, wo ich einen Bekannten hatte. Diesem berichtete ich über die Angelegenheit. Er wollte natürlich unbedingt die Quelle wissen, doch diese gab ich nicht preis. Dennoch versprach er, alles Notwendige zu veranlassen. Eine Woche später führte der CIC an der Grenze eine Razzia durch, zwei Fahrer wurden festgenommen. Es stellte sich heraus, dass sie falsche Papiere hatten und von einer Münchner amerikanischen Stelle nach mangelhafter politischer Überprüfung in Dienst genommen worden waren. Was man unter den Bündeln von «Stars und Stripes» fand, waren hektographierte Flugzettel gegen die «Siegerjustiz», Mitteilungen über Zwischenfälle zwischen Russen und Amerikanern und Aufmunterungspareolen für alle Neonazis. Die Sache wurde sehr peinlich, als ein amerikanischer Korrespondent davon erfuhr, denn die Amerikaner wollten nicht nur die beiden Fahrer, die blosses Werkzeug waren, sondern auch die Drahtzieher verhaften.

Eines Tages wurde ich nach Salzburg zum CIC bestellt, wo man mir die Verhaftung der Chauffeure (davon wusste ich schon vorher) mitteilte. Man bat mich um weitere Details. Mich interessierte vor allem, wer die beiden Chauffeure waren, das heisst ihre wirkliche Vergangenheit, sowie die Personen, denen sie das Propagandamaterial hätten zustellen sollen. Ich erfuhr ohne Erstaunen, dass das Propagandamaterial für die Steiermark bestimmt sei, von wo es weiterverteilt wurde. Mehr war aus den Verhafteten nicht herauszuholen. Entweder wussten sie nichts oder wollten nichts sagen. Oder man wollte mir nichts sagen. Immerhin hatten die verhafteten Anton Schmitz und Josef Berka einiges über eine lokale Gruppe ausgesagt, deren Mitglieder sie nur mit Vornamen kannten. Da waren ein gewisser Karl und ein gewisser Sepp, die bei ihnen immer das Material abgeholt hatten. Der CIC verfolgte die Spuren, und bald stellte sich heraus, dass die Gruppe wahrscheinlich mit der identisch war, die den in Glasenbach Internierten zur Flucht verhalf und sie entweder nach Deutschland oder in die Steiermark und nach Tirol schaffte. Es erfolgten deshalb auch Konsultationen mit den britischen Behörden, deren Ergebnis mir nicht bekannt ist. Einige Wochen später wurde an der Salzburger Grenze wie-

der ein Kurier der Untergrundbewegung vom CIC verhaftet. Bei ihm wurden einige Schriftstücke sichergestellt, aus denen hervorging, dass er aus der Gegend von Hannover komme, um die Verbindung mit den «Kameraden» in Österreich aufrechtzuerhalten. Er wurde nach kurzer Haft in Österreich an die Amerikaner nach München überstellt, wo man die weiteren Untersuchungen führte. Das waren alles kleine Teilerfolge, die der beste Beweis waren, dass die Nazis sich wieder regten. Ich hatte zwar die Genugtuung, dass ich den Nazis von Zeit zu Zeit durch meine Mitteilungen an die Amerikaner ein Schnippchen schlagen konnte, doch brachte mich das in der Sache Eichmann selbst nicht weiter. Ich hatte immer mehr das Gefühl, dass der Schlüssel zu Eichmann in der britischen Zone Österreichs oder in der britischen Zone Deutschlands liege.

Eines Nachts, es dürfte ein Uhr gewesen sein, wurde an meiner Wohnungstür stürmisch geklopft. Als ich öffnete, stand der Vorsitzende des Verbandes der ehemaligen jüdische# Partisanen, mein alter Freund Lewin, in Begleitung von zwei Personen draussen. Ich liess sie eintreten, und sie erzählten mir eine etwas seltsame Geschichte. Die Begleitpersonen Lewins stellten sich als zwei jüdische Flüchtlinge aus dem Lager Admont in der Steiermark vor und teilten mir mit, sie hätten in der Nähe von Admont einen grossen Nazi ausgekundschaftet, der möglicherweise Eichmann sein könnte oder sonst ein anderer grosser Verbrecher. Die beiden waren während des Krieges nicht im Konzentrationslager, sondern in der Sowjetunion, wo sie Partisanenverbänden angehörten. Als sie nach Hause zurückkehrten, fanden sie ihre Familien ermordet und flüchteten von der Sowjetunion über Polen nach Österreich. Als Mitglieder des Partisanenverbandes suchten sie ihren Chef Lewin auf und berichteten von ihren Wahrnehmungen. Lewin wusste Rat und der hiess: Wiesenthal.

Die Sache war so: Die beiden Flüchtlinge hatten bei einem Bauern in der Gegend des Lagers Konserven gegen andere Produkte eingetauscht. Dabei kamen sie mit ihm über die Nazis ins Gespräch. Der Bauer beteuerte, selbst kein Nazi gewesen zu sein, zeigte jedoch in eine Richtung und sagte:

«Dort sitzt ein ganz grosser Nazi, den bestimmt alle Juden suchen.»

Die beiden begaben sich am nächsten Tag zum britischen FSS (Field Security Service), baten um einen Passierschein in die amerikanische Zone zwecks «Familienbesuch» und suchten Lewin auf, berichteten ihm kurz, was vorgefallen war, und dreissig Minuten später waren sie bei mir. Mich reizte es immer, etwas in der britischen Zone zu unternehmen, dennoch riet ich meinen Besuchern, sich schlafen zu legen, ich würde mir und Lewin um acht Uhr früh ein Permit für die britische Zone besorgen, dann würden wir fahren. Ich wagte zu hoffen, dass der Mann Eichmann sei, doch ich tippte eventuell auch auf Burger, der – wie ich ja vor Kurzem erfahren hatte – in die britische Zone ge-

flüchtet war. Auf dem Wege hatte ich mir den Plan zurechtgelegt, die Angelegenheit mit Hilfe der österreichischen Gendarmerie zu erledigen. Wir fuhren vorerst nach Liézen, dort suchte ich die Gendarmerie auf, um mich über die Zuständigkeit zu informieren, ohne allerdings zu sagen, worum es ginge. Dann fuhren wir zum Gendarmerieposten nach Admont. Am Posten in Admont hörte man sich die Geschichte an, und nach einem Blick auf die Landkarte erklärte man uns, dass dieses Gebiet in die Kompetenz des Posten Gaishorn falle. Ich bat, den Posten anzurufen und uns anzumelden. Nach der Ankunft in Gaishorn erklärte der diensthabende Beamte, als ihm die Angelegenheit beschrieben wurde, der Hof, um den es sich nach der Meinung des Bauern handeln müsse, gehöre einem gewissen Murer, der während des Krieges angeblich in Polen oder Russland gewesen war. Als wir den Namen Murer hörten, erblassten wir, denn es handelte sich hierbei um den Namen eines Massenmörders, der für den Tod von achtzigtausend Juden in Wilna mitverantwortlich war. Wir äusserten uns am Posten überhaupt nicht, ersuchten, dass nichts unternommen werde, und versprachen, bald wiederzukommen. Wir fuhren in das Lager zurück, denn sowohl Lewin wie auch seine beiden Begleiter wussten, dass sich dort einige Überlebende aus Wilna befanden. Ich ging in die Kanzlei des Lagerkomitees, bald war eine ganze Ansammlung von Menschen draussen. Einige Frauen stürzten herein, die im Ghetto Wilna gewesen waren, und erzählten die schrecklichsten Geschichten, die ich je gehört hatte, und ich hatte ja schon zu dieser Zeit einiges gehört. Wir schrieben mit Hilfe der Schreibkräfte des Lagerkomitees vier Zeugenaussagen nieder, liessen die Unterschriften beglaubigen und begaben uns unverzüglich, zusammen mit den Zeugen, zum Posten Gaishorn. Zwei Gendarmeriebeamte begaben sich sofort zu Murer und konnten ihn noch rechtzeitig verhaften. Irgendwie musste er gewarnt worden sein; er wurde reisefertig mit zwei Koffern, in denen sich Wertgegenstände und Gold befanden, angetroffen. Als man Murer zum Posten Gaishorn brachte, war gerade eine Streife des FSS eingetroffen, die vom Postenkommandanten Gaishorn verständigt worden war. Diese übernahm Murer. In der Zwischenzeit brachte man mir aus Admont zwei weitere Zeugenaussagen. Diese drückte ich den Leuten des FSS noch in die Hand. Wir kehrten in das Lager zurück; Lewin hatte Dringendes in Linz zu erledigen, aber ich beschloss, noch zwei oder drei Tage in Admont zu bleiben, um mich um die Sache Murer zu kümmern. Murer war ja immerhin der Gebietskommissar von Wilna gewesen, der sogar eine Person, die ich gekannt hatte, nämlich die Sängerin Ljuba Lewicka, beim Ghettotor erschoss, weil er in ihrer Tasche ein halbes Kilogramm Erbsen fand.

Bis spät in die Nacht sassen in dem Zimmer, das mir zugewiesen wurde, Juden aus Wilna und berichteten die Geschichte des Unterganges der dortigen Gemeinde. Das Gebiet Ponary wurde als Massengrab von achtzigtausend Ju-

den bezeichnet. Der Gedanke, dass kaum zwanzig Kilometer von ihnen entfernt der Mörder ihrer Familien, sogar unter seinem eigenen Namen Franz Murer, unangetastet und unbehelligt gelebt hatte, war haarsträubend. Es war einfach unfassbar. Ich wusste, dass das Weltjudentum zu dieser Zeit politische Differenzen mit Grossbritannien wegen Palästina hatte. Ich wusste, dass Grossbritannien die Tore dieses Landes für die Überlebenden der Konzentrationslager geschlossen hielt, ich wusste vom Kampf der Juden gegen die englische Mandatsmacht in Palästina, und ich wusste auch, dass vereinzelt Gruppen der palästinensischen Untergrundbewegung Irgun Zvai Leumi in Europa, vor allem in Österreich und in Deutschland tätig waren. Dennoch war ich überzeugt, dass all das keinen Einfluss auf die Bestrafung der Judenmörder haben konnte. Am nächsten Tag begab ich mich zur Dienststelle des FSS in Admont. Ich glaubte, dort ein völlig Unbekannter zu sein. Bei dem kurzen Gespräch nach der Verhaftung Murers hatte ich nur meinen Namen genannt und hinzugefügt, mich in Zusammenarbeit mit amerikanischen Kriegsverbrecherstellen mit der Auffindung von Judenmördern zu befassen.

Ein freundlich lächelnder britischer Sergeant forderte mich auf, Platz zu nehmen. Ich begann über die Sache Murer zu sprechen und legte eine Zusammenfassung des Falles auf Grund der Zeugenaussagen zur besseren Orientierung und Übersicht auf den Tisch. Der Sergeant würdigte das Schriftstück keines Blickes und schob es zur Seite. Stattdessen begann er mich auszufragen, warum ich mich nach meiner Ankunft nicht gleich an den FSS gewendet hätte, sondern an die Österreicher. Ferner wollte er wissen, wie oft ich schon in der britischen Zone gewesen sei und ob ich hier schon Verhaftungen veranlasst hätte. Nach einer Weile bemerkte ich, dass der Sergeant einen ganzen Bogen mit Fragen vor sich hatte, zu denen er sich auf Grund meiner Antworten Notizen machte. Dann begann er mich über meine Tätigkeit in Linz auszufragen. Ich sprach über die Tätigkeit der «Documentation». Er unterbrach mich nicht, war aber etwas nervös. Ich wusste, auf was er hinauswollte, und beschloss, es ihm aber nicht leicht zu machen. Auf einmal platzte er heraus:

«Und was ist mit den illegalen Transporten, die ihr nach Italien schafft? Warum erzählen Sie mir nichts darüber?»

«Sergeant, wir können uns nur über die Sache Murer und über nichts anderes unterhalten.»

«Hier stelle ich Fragen und bestimme, worüber gesprochen wird.»

Ich stand auf und wollte mich zur Tür begeben, da sperrte mir ein anderer Brite, der sich im Zimmer befand, den Weg ab.

«Bin ich etwa verhaftet?»

«Nein, aber Sie werden uns Fragen beantworten.»

«Sie sind Optimist.»

Ich wusste nicht, dass in der Zwischenzeit ein im nächsten Zimmer um ein

Permit ansuchender Flüchtling irgendetwas vom Gespräch vernommen hatte. Auf alle Fälle lief er ins Lager und erzählte dort, der FSS habe Wiesenthal verhaftet. Nun sass ich hier im Zimmer, bat um Erlaubnis, rauchen zu dürfen, erhielt sie und stellte mich auf alle an mich gerichteten Fragen taub. Ich erklärte, was übrigens reine Wahrheit war, nur wegen der Sache Murer hier zu sein. Nur darüber wolle ich sprechen. Der Sergeant ging ins nächste Zimmer, ich hörte, dass er mit Graz telefonierte. Er kam zurück und sagte:

«Wenn Sie mit mir nicht reden wollen, dann werden Sie vielleicht mit dem Major sprechen. Er wird am Nachmittag aus Graz kommen. Bis dahin bleiben Sie hier.»

«Sergeant, bestätigen Sie mir doch, dass Sie mich verhaftet haben. Lassen Sie mich fotografieren, nehmen Sie mir die Fingerabdrücke ab und untersuchen Sie mich nach Waffen.»

Der Sergeant antwortete nicht. In mir sammelte sich die ganze Bitternis der ersten Nachkriegsjahre. Einige Monate vorher war ich als Sprecher der jüdischen Flüchtlinge in der amerikanischen Zone Österreichs vor der britisch-amerikanischen Untersuchungskommission wegen der Zulassung von hunderttausend jüdischen Flüchtlingen nach Palästina vorgeladen. Damals hatte ich den mich vernehmenden Senatoren und Parlamentariern einige bittere Wahrheiten über das Schicksal und die Hoffnungen der überlebenden Juden gesagt. Die amerikanischen Mitglieder der Untersuchungskommission nickten mir verständnisvoll zu, während die Briten unbewegt blieben. Ich erinnerte mich an die von mir unternommenen Versuche in Kriegs Verbrecher-Angelegenheiten in der britischen Zone, die immer fehlgeschlagen waren. Ich kochte vor Wut, da ich eine gerechte Sache vertrat und etwas getan hatte, was eigentlich in den Aufgabenkreis der britischen Besatzungsbehörde gefallen wäre. Anstatt mir dankbar zu sein, wollte man nicht darüber sprechen, sondern man fragte mich nach Informationen, die ich weder geben wollte noch geben konnte und auch nicht geben würde. Mochten die Informationen noch so belanglos sein. Schliesslich waren ja die illegalen Transporte ein offenes Geheimnis, die Routen waren bekannt, die Transporte durch die russische Zone wurden von den Russen geduldet, von den Amerikanern stillschweigend gefördert, von den Franzosen ignoriert und von den Briten machtlos beobachtet. Die Engländer wussten doch von allem, warum brauchten sie dann von mir Auskünfte? Das einzige, was mich beschäftigte, war der Gedanke, was mit Murer geschehen würde. Ich erfuhr, dass man ihn in einem Jeep von Admont nach Graz gebracht hatte.

Es wurde inzwischen Mittag. Der Sergeant kam und fragte mich, ob ich etwas zu essen wollte, ich gab ihm überhaupt keine Antwort. Auf einmal hörte ich auf der Strasse Lärm. Das Gebäude des FSS war klein und einstöckig, es waren wahrscheinlich drei bis vier Zimmer im Untergeschoss und drei bis vier



Zimmer oben. Insgesamt hatte ich sechs Engländer gesehen. Das Zimmer, in dem ich mich befand, hatte einen Balkon. Ich sass ziemlich weit von der Balkontür entfernt. Als der Lärm draussen heftiger wurde, trat ein Brite, der mit mir im Zimmer war, auf den Balkon, kam zurück, klopfte an die Tür des Nebenzimmers. Kurz darauf waren vier Briten in meinem Zimmer, von denen sich zwei auf den Balkon begaben. Jetzt drangen auch vereinzelt Stimmen zu mir ins Zimmer. Ich hörte Männer- und Frauenstimmen, die meinen Namen riefen. Ich ahnte, dass man irgendwie im Lager von meiner Festnahme erfahren hatte. Inzwischen kam aus Liezen ein weiterer Engländer, anscheinend ein Offizier, der fliessend Deutsch sprach; dieser brachte mich in ein anderes Zimmer. Er stellte sich naiv, fragte, was eigentlich los sei und wer diese Leute vom Lager hierherbestellt habe. Ich stellte mich auch dumm und fragte, welche Leute denn. Er gab keine Antwort und fragte:

«Wer ist der Chef der Irgun Zwai Leumi in Österreich?»

«Kenne ich nicht. Übrigens kann ich mit Ihnen nur über die Sache Murer oder über andere Kriegsverbrechersachen sprechen.»

Die Flüchtlinge draussen nahmen eine ziemlich drohende Haltung ein. Von den fast zweitausend Insassen des Lagers war mindestens die Hälfte vor dem Haus des FSS versammelt. Das Tor wurde abgeriegelt, und der Posten stellte ein Maschinengewehr auf den Balkon. Diese Massnahme versetzte die im Lager Admont lebenden rund fünfzig ehemaligen Partisanen in helle Empörung.

Der Lärm draussen wurde so stark, dass der Leutnant, der mit mir sprechen wollte, sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Auf einmal kam der Sergeant herein und sagte dem Leutnant etwas ins Ohr. Dieser sagte mir:

«Gehen Sie auf den Balkon und beruhigen Sie die Leute. Es geschieht Ihnen ja gar nichts. Sagen Sie ihnen, dass Sie bald ins Lager zurückkehren werden.»

«Ich habe die Leute nicht hierherbestellt und werde deshalb nicht mit ihnen sprechen. Das ist eure Sache. Über euer Benehmen mir gegenüber könnt ihr den Leuten direkt Auskunft geben.»

Der Leutnant ging auf den Balkon und sprach zu den Leuten. Daraufhin wollten die Leute eine Delegation schicken, die mit mir sprechen sollte. Der Brite war nicht einverstanden. Die Engländer waren unschlüssig, was zu tun sei. Sie befürchteten einen Skandal und eventuellen Tadel ihrer Vorgesetzten in Graz. Als letzten Ausweg riefen sie den Major, der nach Admont kommen sollte, an. Dieser war noch in Graz. Man bat mich zum Apparat, der Major wolle mit mir sprechen. Er sprach ein gutes Deutsch, obwohl mit englischem Akzent. Er fragte mich:

«Was ist mit Ihnen los? Warum sind Sie zu meinen Leuten unhöflich?»

«Herr Major, ich kann mit Ihren Leuten nur über den Fall Murer sprechen.»

Sie wollen aber von mir Auskünfte anderer Art, dazu bin ich weder berechtigt noch bereit.»

«Herr Wiesenthal, glauben Sie nicht, dass Sie für uns ein Unbekannter sind. Wir wissen über Ihre Tätigkeit genau Bescheid.»

«Wenn Sie glauben, dass ich etwas Unrechtes tue, lassen Sie mich einfach verhaften.»

Anstatt zu antworten, bat er mich, den Hörer dem Leutnant zu übergeben. Ich wurde wieder in das andere Zimmer zurückgeführt, nach einer Weile kam der Leutnant und setzte ein strahlendes Lächeln auf.

«Sie können gehen», sagte er und reichte mir die Hand.

Ich ging hinunter, da sah ich erst die ganze Ansammlung. Sofort nahmen mich die Partisanen in Empfang und führten mich triumphierend ins Lager. Am Abend musste ich noch an einer Partisanen-Zusammenkunft teilnehmen, es wurde aus Freude, dass Murer verhaftet war und die Engländer mich freigelassen hatten, viel getrunken. Ich kehrte am nächsten Tag nach Linz zurück. Dort verständigte ich die Presse sofort von der Verhaftung Murers, setzte die Wilnaer Landsmannschaften in aller Welt davon in Kenntnis und verständigte auch die Nürnberger Anklagebehörde, da Murer unter Umständen ein wichtiger Zeuge war. Ich wusste, dass die Sowjets die Auslieferung Murers verlangen würden, da das Gebiet, auf dem er gewütet hatte, jetzt sowjetisches Territorium war.

Was mich am traurigsten stimmte, war der Zwischenfall mit dem FSS. Keineswegs wegen der paar Stunden, die ich bei ihnen verbrachte, sondern weil ich erkannte, welchen Schwierigkeiten ich noch begegnen könnte, wenn sich herausstellen sollte, dass Eichmann – wie es viele vermutet haben – in der britischen Zone versteckt war. Die illegalen jüdischen Transporte von Österreich nach Italien gingen ständig. Das konnten die Briten nicht verhindern, sogar aus der britischen Zone Österreichs gingen solche Transporte ab. Eine Gruppe des Irgun Zwai Leumi verübte einen Sabotageakt gegen einen britischen Militärzug in der Nähe von Malnitz. Die Verbitterung unter den Juden gegenüber den Engländern im Zusammenhang mit ihrer Palästina-Politik wuchs. Die Engländer reagierten sauer.

Der Major aus Gmunden besuchte mich wieder. Diesmal berichtete er von weiteren Verbindungen der «Spinne» in der Steiermark und nach Kärnten. Er sagte mir, er habe gehört, dass sowohl die «Spinne» wie auch andere Organisationen über ziemliche Geldmittel verfügten und dass diese angeblich aus dem Ausseer Gebiet stammten. Er berichtete, dass sich eine Schwesterorganisation der «Spinne» in Graz befinde, die Verbindungen zum Lagerpersonal des Kriegsverbrecherlagers in Wolfsberg aufrechterhielt.

All das war für mich nicht neu. Das wussten auch amerikanische und österreichische Stellen in Oberösterreich. Man konnte die Tätigkeit der Untergrundgruppen eindämmen, indem man ihnen die finanzielle Grundlage entzog, das

heisst, man musste sich an die Quellen und Geldgeber im Ausseerland heranzumachen. Aber was hatte man schon aus dem Ausseerland weggeschafft und an sicheren Orten deponiert? Das war noch immer ein Geheimnis, das sowohl die Amerikaner wie auch Österreicher zu dieser Zeit nicht zu lüften vermochten. Welche Rolle Eichmann hier spielte, war ungewiss. Informationen, die die österreichische Sicherheitsdirektion aus mehreren Quellen besass, bejahten einen solchen Kontakt. Die Amerikaner erklärten mir, auch etwas davon gehört zu haben, vermutlich von den österreichischen Sicherheitsbehörden, also war es praktisch ein und dieselbe Quelle. Der Major sagte mir, dass er ein- oder zweimal im Gespräch mit den Leuten, von denen er vermutet hat, dass sie dem Kreise der «Spinne» angehörten, so beiläufig den Namen Eichmann erwähnte; seine Gesprächspartner hatten geheimnisvoll gelächelt. Sie wussten genau über seine Person Bescheid. Ob sie auch wussten, wo er sich aufhielt, konnte der Major nicht ergründen. Er glaubte aber, dass er im Interesse der Angelegenheit nicht zuviel fragen dürfe.

### VIII. Kapitel

Es bereitete mir Freude, als mich eines Tages der Major aus Gmunden aufsuchte und mich bat, ihm ein Permit nach Westdeutschland zu besorgen, da er in Familienangelegenheiten dort dringend zu tun habe. Jetzt konnte ich ihm einen Dienst erweisen, ohne ihn irgendwie zu verletzen. Bei den vielen Zusammenkünften hatte er sich manchmal sogar geweigert, eine Zigarette anzunehmen, damit es nicht so aussehe, als ob er eine Entschädigung für seine Informationen erhalte. Als ich einen Tag später das Permit für ihn erhielt, schickte ich es ihm per Post und bat ihn, auf der Reise nach Deutschland für ein paar Stunden in Linz Station zu machen. Fast mit Gewalt musste ich ihm einigen Reiseproviant aufzwingen. Da er einigermaßen über die Verbindungen der Untergrundbewegung zwischen Deutschland und Österreich informiert war, bat ich ihn, falls es seine Zeit erlaube, in Deutschland noch mehr darüber festzustellen und vor allem zu erfahren, was dortige Nazikreise über Eichmann wüssten.

Ich erläuterte ihm in einem längeren Gespräch, dass die Informationen, die von allen Seiten seit Ende 1946 und Anfang 1947 über die Bildung von Untergrundgruppen einliefen, alle denselben Fehler haben, nämlich unvollständig seien. Man wisse bloss von vereinzelt Gruppen, die miteinander in Verbindung stünden, ansonsten würden Einzelaktionen bekannt, die nach aussen hin zueinander – man könnte fast sagen – in keinem Zusammenhang stünden, aber doch irgendwie abgestimmt sein müssten. Es sei möglich, dass sich solche unabhängige voneinander operierende «Notgemeinschaften» unter dem Druck

verschiedener alliierter Stellen gebildet hätten, um mit kleinem Radius zu wirken, und nach aussen hin legal als eine Art Hilfsgemeinschaft mit Wohlfahrtszwecken als übliche und verständliche Tarnung aufzutreten. Das konnte aber nur im Anfangsstadium gewesen sein, über das man bereits weit hinaus sei. Die einzelnen Gruppen sorgten für die Hinterbliebenen, für die Familien der Eingekerkerten, für den Rechtsbeistand bei den Prozessen. Nun gingen sie aber weiter. Sie begannen illegale neonazistische Literatur in Form von Zeitschriften und Broschüren zu drucken. Sie sorgten dafür, dass dieses Material an den Mann gebracht wurde. Sie gaben Parolen heraus, die sich mit erstaunlicher Schnelligkeit von Bremen im Norden bis Graz im Süden verbreiteten. Sie waren in der Lage, für aus Internierungslagern ausgebrochene Kriegsverbrecher zu sorgen, sie mit falschen Dokumenten auszurüsten, ihnen Arbeitsplätze zu verschaffen und sie auch in andere Länder und nach Übersee zu bringen. Das sei jetzt die zweite Phase.

Der Major hörte mir aufmerksam zu und unterbrach mich nur selten. Ich entwickelte daher meine Gedankengänge weiter, um dann auf die offenen Fragen einzugehen, die mich damals bewegten. Für mich stand ausser Zweifel, dass es irgendwo in Deutschland oder Österreich einen Verteilerkopf, das heisst eine gut getarnte zentrale Gruppe gäbe, die darüber bestimmte, wem zu helfen sei, wer ausser Landes gebracht werden sollte, wer gewarnt werden musste. Sie musste auch die Parolen ausgeben, die in Nazikreisen in Umlauf gesetzt wurden. Die zentrale Frage war jedoch die Finanzierung. Für mich war es klar, dass dieser Verteilerkopf, mochte es eine Einzelperson oder eine Gruppe sein, vor allem in SS-Kreisen grosses Vertrauen besass. Es sei einleuchtend, dass gewisse SS-Kreise den Schock des Zusammenbruches nicht überwinden konnten und der Personenkreis der Waffen-SS sich durch gewisse Handlungen der allgemeinen SS belastet fühlte und keiner Zentrale gehorchen würde, die aus Belasteten bestand. Meine Überlegungen gingen darauf hinaus, dass eine solche Zentrale, mochte sie in Deutschland oder in Österreich bestehen, unbedingt Verbindungen mit dem neutralen Auslande, mit den Gruppen der Geflüchteten in Südamerika, in Spanien, in Ägypten haben musste. Möglicherweise war eine solche Zentrale nur die Aussenstelle einer ausländischen Zentrale, – auf alle Fälle musste sie im deutschen Raum bestehen.

Mir war bekannt, dass die alliierten Sicherheitsdienststellen ähnliche Überlegungen anstellten, ohne dass sie meines Wissens dem Problem irgendwie nähergekommen waren. Auch die österreichischen Sicherheitsbehörden machten sich bei Einleitung des Kampfes gegen neonazistische Gruppen Gedanken, von wem diese gesteuert waren, ob es sich um eine rein österreichische Erscheinung handle oder Verbindungen mit dem Auslande bestünden.

Es war bei der Suche nach Eichmann von ausschlaggebender Wichtigkeit, diese offenen Fragen zu klären. Wenn Eichmann Europa verlassen wollte,

konnte er das nur mit Hilfe dieser Organisation tun. Eichmann war einer der Geheimnisträger des Dritten Reiches, der unmittelbar vor dem Zusammenbruch erhebliche Werte in Verstecke geschafft hatte. Dies musste jede neonazistische Untergrundorganisation ins Finanzierungskalkül ziehen. Es war mir daher auf Grund mehrerer Andeutungen klar, dass die Untergrundorganisation an Eichmann herantreten musste, sollte dieser es vorgezogen haben, aus Sicherheits- oder anderen Gründen abseits zu bleiben.

Meine Bitte an den Major, der vier Wochen in Deutschland bleiben wollte, war, sich alles, was ich ihm dargelegt hatte, durch den Kopf gehen zu lassen und, wenn möglich, zur Klärung dieser offenen Fragen beizutragen. Was ich ihm ausserdem ans Herz legte, war, zu erfahren, warum viele gesuchte Kriegsverbrecher nach ihrer Flucht aus der amerikanischen oder französischen Zone wieder in Norddeutschland, also in der britischen Zone, auftauchten.

Ich wartete vier Wochen ungeduldig, aber nicht ohne Arbeit, auf die Rückkehr des Majors. In der Documentation gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Jeden Tag wurde neues Zeugenmaterial gegen Kriegsverbrecher bearbeitet, fast täglich erhielten wir Berichte von neuen Verhaftungen auf Grund des früher zusammengestellten Materials. Kaum jemals blieb es bei acht Stunden am Tag, denn auch die Abende waren mit Versammlungen, Konferenzen, Zusammenkünften mit ausländischen Freunden ausgefüllt. Ich wurde zu einem seltenen Gast im eigenen Haus und sah mein Kind nur schlafend. Wenn ich nach Hause kam, schlief es schon, wenn ich das Haus verliess, schlief es noch. Es war ein schweres Leben, das ich mir selbst gewählt hatte, – wenn ich heute zurückdenke an diese Zeit, habe ich trotz allem das Gefühl, meine Pflicht getan zu haben.

Endlich kehrte der Major zurück. Er setzte mich von seiner Rückkehr in Kenntnis, und wir trafen einander auf dem halben Wege in Lambach. Er hatte vieles zu erzählen. Es stellte sich heraus, wie wichtig es gewesen war, dass wir noch vor seiner Abreise eine Zusammenkunft gehabt hatten. Er sagte mir, dass er nach der Unterredung mit mir die Dinge klarer sehe. Er hielt sich in mehreren Städten in Deutschland auf, traf verschiedene Leute, so Divisionskameraden und auch andere Bekannte, darunter einige Schulkameraden, die später bei der SS waren. Er sondierte in vielen Gesprächen die Fragen, die wir besprochen hatten, und sagte mir nun:

«Es sieht so aus, dass Sie mit der Zentrale, oder wie Sie es nannten, dem ‚Verteilerkopf‘, recht hatten. Wie ich gesprächsweise ermitteln konnte, dürfte dieser Verteilerkopf seinen Sitz in Augsburg haben, – ein SS-Obergruppenführer dürfte dabei eine Rolle spielen. Ich glaube nicht, dass der Mann belastet ist. Es dürfte sich mit Bestimmtheit um einen solchen handeln, gegen den ausser seinem hohen Rang bei der SS nichts vorliegt. In vielen deutschen Städten,

in denen ich war, in Frankfurt, in Köln, in München und auch in Hannover gibt es mit Bestimmtheit Zellen, die untereinander verbunden sind und Direktiven von einer Stelle empfangen. Sie werden es nicht für möglich halten, doch haben diese Gruppen auch Verbindungen zu kirchlichen Stellen, die Komitees gegründet haben, um Leuten, die in Gefängnissen sind, zu helfen und für die Familien der Verhafteten zu sorgen. Übrigens gibt es auch in Österreich eine ähnliche Organisation, die sich 'Soziales Friedenswerk' nennt. In Deutschland versucht man über solche Komitees, die Zutritt zu den Gefängnissen haben, den Inhaftierten gewisse Nachrichten zu übermitteln. Das Ganze ist sehr raffiniert gemacht, da dabei Antinazis in den Dienst einer Sache gestellt werden, die sie ablehnen, aber ausführen, ohne davon zu wissen.»

«Was erfuhren Sie über die Verbindungen zu Österreich?»

Der Major lächelte:

«Das Ausseerland, das vor dem Kriege in Deutschland kaum bekannt war, ist heute in Nazikreisen ein Begriff. Die Verbindungen sind sehr eng und vielseitig, sie laufen nach Gmunden, Bad Aussee, Graz und Salzburg; in letzter Zeit sogar nach Wien.»

Dann begann er mir ausführlich zu berichten, was er über die Finanzierung wusste. Dabei kam wieder die Sprache auf Aussee. Gewisse dort deponierte Schätze seien gleich nach dem Kriege gehoben und in andere Teile Österreichs und nach Deutschland gebracht worden. Die Nazis waren sich im Klaren, dass man vor allem im Ausseer Gebiet Suchaktionen einleiten werde, denn es war der Bevölkerung nicht verborgen geblieben, was man kurz vor Kriegsende dorthin geschafft hatte. Ausserdem hielten manche von den Verhafteten nicht dicht. Dass die Suchaktion nicht mehr Erfolg hatte, war die Folge der untauglichen Mittel, deren sich die Besatzungsmacht bediente. Der Major gab mir weitere wichtige Aufschlüsse über die ausländischen Bankkonten, die seit 1944 von deutscher Seite vorsorglich angelegt wurden, um eine stürmische Nachkriegszeit überdauern zu können. Manche dieser Konten waren blockiert, da sie auf zwei Namen lauteten, – das hatte sich als ein Fehler erwiesen, denn oft war der zweite Mann nicht zu finden, so dass das Geld nicht abgehoben werden konnte. Die Konten befanden sich in der Schweiz, in Südamerika und in Spanien, – aber auch in Liechtenstein und selbst in Deutschland wurde Geld bei verschiedenen Strohmännern deponiert. Die Untergrundgruppen hatten keine Geldsorgen, das war sicher. Ausnahmen gab es nur in solchen Fällen, wo einzelne Mitglieder sich dieser Gelder für persönliche Zwecke bemächtigten. Solche Dinge sollten vorgekommen sein. Der Major hatte von einigen Femegerichtsurteilen, die vollstreckt und als Verkehrs- oder Bergunfälle dargestellt wurden, gehört.

Nun kamen wir zur zentralen Angelegenheit, die mich am meisten interessierte. Ich fragte den Major nach Eichmann. Dieser sagte, dass mindestens ein dutzendmal in den Gesprächen dieser Name gefallen sei. Er habe mit Genug-

tuung festgestellt, dass Eichmann sogar in SS-Kreisen keine Freunde habe und viele SS-Leute Eichmann verantwortlich machten, dass diese Organisation durch sein Wirken mit so vielen Scheusslichkeiten belastet wurde. Er habe zwei Meinungen gehört: Die einen sagten, Eichmann sei in Norddeutschland in der Gegend von Hannover, die anderen, er sei in Österreich, im Ausseerland. Was davon wahr sei, wäre schwer zu entscheiden. Eines stand fest, dass er Deutschland noch nicht verlassen hatte. Die Frage nach eventuellen Führern zu der Nachkriegsorganisation der SS war noch ungeklärt, für den Major jedenfalls war sie nicht lösbar. Der Major meinte aber, dass Eichmann als fanatischer Nazi mit Bestimmtheit der Organisation die Werte, die sich in Verstecken befanden, zur Verfügung gestellt hatte, möglicherweise ohne für sich oder seine Familie einen Pfennig zurückzubehalten. Er erklärte mir weiter, dass auch seiner Meinung nach der Schlüssel zu Eichmann bei seiner Familie liege. Schon allein die Tatsache, dass er in SS-Kreisen keine Freunde habe, musste dazu führen, dass sich Eichmann in Bedrängnis an seine Familie klammere, wenn er nicht in der Zwischenzeit eine neue Familie gegründet habe. Zum Schluss unseres Gesprächs sagte der Major:

«Ich rate Ihnen, Herr Wiesenthal, befassen Sie sich mehr und eingehender mit allen Vorgängen im Ausseer Gebiet. Je mehr Sie davon wissen, desto schneller kommen Sie ans Ziel. Auch ich werde mich von Zeit zu Zeit über Aussee informieren.»

Die Vorgänge im Ausseer Gebiet seit Mitte 1944 verdienen mit Bestimmtheit ein besonderes Buch; oder vielleicht sogar mehrere Bücher. Sie würden genügend Material für eine Reihe spannender Filme enthalten, in denen die unglaublichsten Dinge vorkommen dürften, die historisch belegt sind. Ich habe in den früheren Kapiteln schon mehrmals die Wichtigkeit des Ausseerlandes als zentralen Ausgangspunkt für die Suche nach Eichmann angedeutet und manche Kriegs- oder Nachkriegsgeschichte der «Alpenfestung» gestreift. Zum besseren Verständnis der Rolle des Ausseerlandes möchte ich jetzt eine etwas ausführlichere Untersuchung anfügen.

Als die Amerikaner am 6. Mai 1945 das Ausseerland besetzten, hatte es 80'000 Einwohner. Im Jahre 1943 waren es nur 18'000. Wer waren die zusätzlichen 62'000 Bewohner? Ein Teil von ihnen waren Wehrmattsangehörige, die bald abtransportiert wurden. Es blieben aber noch immer 50'000. Und diese 50'000 sind in der Zeit zwischen Anfang 1944 und Mai 1945 hinzugekommen. Während der Bombenangriffe auf die grossen Städte war es üblich geworden, die Familien aufs Land zu schaffen. So gab es auch im Ausseer Gebiet eine Anzahl solcher Familien, die dorthin evakuiert worden waren, aber ihre Zahl war nicht ausschlaggebend. Seit die Deutschen Mitte 1944 nach der Invasion in Frankreich einen sich schliessenden Ring um die engere Heimat spürten und nur noch auf den Einsatz von neuen «Wunderwaffen» hoff-

ten, wurde beschlossen, für die Elite des Dritten Reiches einen Wartesaal zu schaffen, bis der Einsatz der «denkenden Torpedos» die Alliierten zertrümmern würde. So entstand der Gedanke der «Alpenfestung». Der Ausdruck «Alpenfestung» wurde übrigens von Goebbels geprägt. Er wurde vorerst in Deutschland geheimgehalten, um nicht Gerüchten über die schlechte strategische Lage Deutschlands Nahrung zu geben. Wer im Dritten Reich Rang und Namen hatte, schaffte vorsorglich seine Familie in die «Alpenfestung». Es hiess anfangs, dass man die Familien vor den Bombenangriffen schützen wolle. Die Strategen der SS rechneten aus, dass bis zum Einsatz der «Wunderwaffen», die sich ja zum Teil noch im Entwicklungsstadium befanden, Monate vergehen könnten, da viele Produktionsstätten durch die Bombenangriffe in Schutt und Asche gelegt worden waren. So sollte der Rückzug in das Alpenmassiv vorsorglich vorbereitet werden, und von dort aus werde man mit Hilfe der neuen Waffen an allen Fronten zur Offensive übergehen. Im Herbst 1944 brachte man unschätzbare Kunstwerke, nicht nur aus deutschen Museen, sondern auch Schätze aus den Raub- und Plünderzügen in ganz Europa, die Privatsammlungen Hitlers, Görings und anderer, angeblich um sie vor Bombenangriffen zu schützen, in Wirklichkeit aber, um sie dem Zugriff der Alliierten zu entziehen, ins Ausseerland. Man schätzte den Wert der Kunstwerke, die die Amerikaner im Mai 1945 aus dem Salzbergwerk in Altaussee übernommen hatten, auf zweieinhalb Milliarden Dollar. Auch grosse Mengen von Lebensmitteln und von verschiedenen Rohstoffen wurden dorthin gebracht. Nach und nach übersiedelten die Familien vieler Nazigrössen ins Ausseerland. Aber nicht nur sie selbst, sondern auch die Familien der Adjutanten und der wichtigsten Mitglieder des Reichssicherheitshauptamtes. Kleinere Gestapochefs ahmten ihren Chef Kaltenbrunner nach und schickten ihre Familien, die sich dort neben den Familien der SD-Stabsmitglieder des Amtes VI und des Amtes IV ansiedelten. Noch im Januar 1945 durfte die deutsche Presse auf Grund einer geheimen Weisung von Goebbels kein Wort über die «Alpenfestung» verlieren, um keinen Defätismus aufkommen zu lassen. Pausenlos gingen die Transporte ins Ausseerland. Die Kunstschatze rollten in Kisten und Waggonladungen mit der Aufschrift «Marmor» und wurden im Salzbergwerk in grosse unterirdische Stollen eingelagert. Auch die Spionageorganisation der SS (Amt VI) zog sich bis zu den Ausläufern der «Alpenfestung» zurück und verlagerte ihre Bestände an Gold, Devisen und Rauschgiften dorthin. Rauschgift ist ja bekanntlich eine der begehrtesten Valuten des Spionagegeschäftes. Im Gebiet der «Alpenfestung» wurden einige SS-Lazarette aufgebaut. Um die Bevölkerung irrezuführen, wurden viele Transporte von Wertgegenständen in Lazarettautos mit dem roten Kreuz ins Ausseerland gebracht.

Das Dritte Reich wollte seit 1944 seine Einkäufe im neutralen Ausland und seine sonstigen Auslandsausgaben durch die Herstellung falscher Pfund- und



Dollarnoten finanzieren. Die Fälscherwerkstätten unterstanden dem Amte VI des RSHA und waren anfangs im Konzentrationslager Sachsenhausen untergebracht, wurden aber später in die Nähe der «Alpenfestung» in eine Brauerei in Redl Zipf verlegt. Seit dem 20. Juli 1944 hatte die SS auch einen massgeblichen Einfluss auf die Forschungsstätten der Rüstungsindustrie. Auf Grund eines geheimen Erlasses durften die wichtigsten Ergebnisse der deutschen Forschung auf vielen Gebieten, wichtige Konstruktionspläne und Details, unter keinen Umständen in alliierte Hände fallen, deshalb wurden diese durch spezielle Kommandos in das Ausseerland gebracht. Die Abteilung IV b4 des Reichssicherheitshauptamtes, die Eichmann unterstand, verwaltete zum Teil sehr grosse Effektenbestände, die aus dem Raub und der Ermordung von Millionen Juden in Europa herrührten. Den Juden war ja bekanntlich alles genommen worden: die Wohnungen, die Möbel, Geschäfte, ihr Geld, Liegenschaften, Kleidung, man wies sie in die Konzentrationslager ein, wenn man sie nicht gleich tötete. In den Konzentrationslagern schnitt man den Frauen sogar die Haare ab, um sie der Filztiefelindustrie zur Verfügung zu stellen, den Toten brach man die Goldzähne aus. Man verwertete die Asche aus den Krematorien als Düngemittel. Das Gold aus den Goldzähnen kam in die Deutsche Reichsbank, aber ein Teil des Schmuckes, der den Juden abgenommen worden war, ausserdem beschlagnahmte Devisen, befanden sich noch unter der Verwaltung der Abteilung IV b4. Diese hatte ihre Stellen in Budapest, Prag, Wien, Paris und so weiter. Eichmann ahmte seine Kollegen vom Amt VI nach und veranlasste den Transport von Judeneffekten in Form von Gold und Schmuck und auch von wichtigen Dokumenten ins Ausseerland. Mit dem letzten Transport, der aus zweiundzwanzig Kisten bestanden hat, kam er selbst am 1. Mai 1945 nach Aussee, – seine Familie war bereits früher dorthin gezogen. Auch die kleineren Häuptlinge seines Stabes, wie zum Beispiel der Kommandant von Theresienstadt, Burger, machten sich im Ausseerland sesshaft.

Wenn ein deutscher Staatsbürger im Gespräch äusserte, dass er Zweifel am deutschen Sieg hege, war – wenn die Gestapo davon erfuhr – sein Schicksal besiegelt. Dies war sogar zu einer Zeit der Fall, wo dieselben Gestapomänner ihre Familien auf die Flucht schickten. Die Spitzen des Dritten Reiches, die SS, die grossen Wirtschaftsführer, die Rüstungsindustrie, glaubten nicht mehr an den Sieg und versuchten! Mittel und Wege zu finden, die Nachkriegsperiode zu überdauern und die Grundlagen für ein «Viertes Reich», das eine Zeit nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches erstehen sollte, zu schaffen. Ich habe vorhin schon ein Dokument erwähnt, das ich noch während meiner Arbeit für das OSS im Jahre 1945 in der Hand hatte. Es war das Protokoll einer Sitzung, die am 10. August 1944 in Strassburg stattgefunden hat und bei der beschlossen wurde, einen Teil des Vermögens des Dritten Reiches ins Ausland zu

schaffen, um es nicht in alliierte Hände fallen zu lassen. Ausserdem wurde beschlossen, geheime Konstruktionsbüros in der Nähe der Alpenseen, getarnt als Versuchsanstalten für Wasserwirtschaft; zu errichten, die im Notfall in der Lage wären, die wichtigsten Konstruktionspläne und Forschungsergebnisse in wasserdichten Behältern in den Seen zu versenken. Von besonderer Wichtigkeit für die Nachkriegszeit waren die Gelddepots im Auslande. Auf der Sitzung in Strassburg, der später noch weitere Sitzungen folgten, wurde beschlossen, dass grosse deutsche Firmen vom Staat Geldmittel zur Anlage im Auslande erhalten sollten. Es wären sowohl Bankkonten wie auch der Ankauf von verschiedenen Firmen auf den Namen von einheimischen Strohmännern, die als eine Operationsbasis für die Nachkriegszeit geplant waren, vorgesehen. Als bevorzugte Länder für solche Deponierungen und Investitionen wurden in diesem Protokoll die Schweiz, das Fürstentum Liechtenstein, Spanien, Argentinien und eventuell noch andere südamerikanische Länder, soweit sie sich nicht zu dieser Zeit im «Kriegszustand» mit Deutschland befanden, genannt.

Die Beschlüsse der Strassburger Konferenz wurden nach und nach ausgeführt. Es wurden zahlreiche Firmen im neutralen Auslande aufgekauft. Das wichtigste Geheimnis des Dritten Reiches war nunmehr die Liste ihrer Depositare. Wer waren diese Leute, die mit ihnen nicht gehörenden Mitteln von Nazideutschland aus im Auslande Firmen kauften oder Bankkonten errichteten? Die Flucht vieler Nazis nach dem Kriege nach Spanien und Südamerika hat bewiesen, dass den Geflüchteten oder der Organisation, die die Flucht ermöglichte und die Flüchtlinge mit falschen Papieren versorgte, die Depositare im Auslande bekannt waren. Amerikanische Stellen suchten nach dem Kriege vergebens nach dieser Liste der Depositare des Dritten Reiches, weil sie diese Bankeinlagen als Feindvermögen beschlagnahmen wollten. Sie fanden die Liste nicht. Mit der Schweiz wurden lange Verhandlungen wegen der Bankkonten geführt, die mit einer Kompromisslösung abgeschlossen wurden. In Spanien und Südamerika wurde das auf diese Weise transferierte Vermögen mangels Handhabe nicht angetastet, ausserdem zogen die dortigen Regierungen aus dem Vorhandensein dieser Vermögenswerte Vorteile. Auf Grund amerikanischer Erhebungen wurden nach dem Kriege 750 Firmen im neutralen Auslande festgestellt, bei denen die Vermutung nahelag, dass sie mit Hilfe des deutschen Fluchtkapitals gegründet oder aufgekauft worden waren. Davon befanden sich 58 in Portugal, 112 in Spanien, 35 in der Türkei, 98 in Argentinien, 214 in der Schweiz und der Rest in verschiedenen kleinen mittelamerikanischen Staaten. Wenn auch diese Liste keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, wollen wir bei der Zahl von 750 bleiben. Einige dieser Staaten waren nach dem Kriege das Fluchtziel von Deutschen und Österreichern, die während des Krieges Schuld auf sich geladen und jetzt Angst vor der Verantwortung hatten.

Seit März 1945 waren im Ausseer Gebiet Übergabe- und Übernahmekommandos der SS tätig. Im März und April setzte man noch bürokratisch detaillierte Listen auf, die unterschrieben und verwahrt wurden. Nur eine einzige dieser Listen wurde von den Amerikanern nach dem Kriege erbeutet, die die Bestände des Amtes VI (SD) und die Bestände Kaltenbrunners betraf. Es wäre vielleicht am Platze, einige in dieser Liste erwähnte Namen anzuführen, da diese Leute auch späterhin noch eine Rolle spielen werden: SS-Oberführer Spacil (Amt Kaltenbrunner), SS-Oberführer Vitzhun (Kasse Albanien), SS-Obersturmbannführer Gertsch (Aktion Bernhard), SS-Sturmbannführer Höttl (Amt VI), SS-Hauptsturmführer Mandl (SD Jugoslawien), SS-Sturmbannführer Auner (SD Rumänien). Dazu kommt noch die Kasse Skorzeny. In diesen Aufstellungen befanden sich Posten von Dollars, Schweizer Franken und Schmuck, ausserdem eine sehr grosse Zahl von französischen Goldmünzen. Die Bestände Kaltenbrunner stammten hauptsächlich aus jüdischem Besitz. Ich möchte wenigstens diese Posten detailliert anführen, um ersichtlich zu machen, was der oberste Gestapochof mit in die Alpenfestung brachte: 50 Kilogramm reines Barrengold der Nationalbank, 50 Kisten Gold und Goldgegenstände in Feingoldstandard, in Kisten zu 40 bis 50 Kilogramm schwer, 2'000'000 Schweizer Franken, fünf Kisten Brillanten und Edelsteine, eine Briefmarkensammlung im Schätzwerte von fünf Millionen Goldmark. Es ist bekannt, dass es auch ein Übernahme-Übergabe-Protokoll aus den Beständen Canaris' gegeben hat, das eingebrachte Werte auf dreieinhalb Schreibmaschinenseiten anführte. Diese Listen waren nur ein Bruchteil dessen, was gegen Kriegsende und sogar noch in den letzten Minuten des Dritten Reiches ins Ausseerland verlagert wurde. Die wichtigste und wertvollste Liste bezog sich auf die Depositare des Dritten Reiches. Diese soll es in vier Ausfertigungen gegeben haben, die an vier verschiedenen Stellen versteckt wurden.

Das Gebiet der «Alpenfestung» beschränkte sich nicht auf das Ausseerland, sondern erstreckte sich bis nach Tirol. Als die Strassen ins Ausseerland verstopft waren, wurden Transporte in Richtung Land Salzburg und Tirol umgeleitet. Auch in den Tiroler Seen wurden Behälter mit Gold und «Wertgegenständen» versenkt. Zur Abrundung des Bildes müsste ich noch erwähnen, dass es eine besondere Gruppe gab, die von März bis Mai 1945 geheime Pläne, Forschungsergebnisse, Konstruktionszeichnungen, vor allem Unterlagen über die deutsche Atomforschung, Behälter mit schwerem Wasser in das Ausseerland brachte und vornehmlich in das Gebiet des Toplitz-Sees verlagerte. Ein Teil davon wurde in wasserdichten Behältern im See versenkt. Eine besondere Marinegruppe zeichnete in den Seekarten die Stelle der Versenkungen ein. Wie mir später ein Augenzeuge berichtete, waren an den Behältern mit Draht Holzstangen befestigt, die je nach Tiefe zwischen sieben und fünf Meter unter der Seeoberfläche sichtbar waren.

Es waren sogar Pläne für Massnahmen vorhanden, die einen raffinierten Schutz gegen fremde Bergungen gewährleisten sollten, doch dazu kam es nicht mehr. Die Ereignisse überstürzten sich, das Ende des Dritten Reiches kam viel schneller, als es von den Machthabern der «Alpenfestung» vorausgeahnt wurde. Sowohl englische wie auch amerikanische Suchkommandos unternahmen im Jahre 1945 zumeist erfolglose Recherchen, und mit Ausnahme eines Teiles der Griechenland-Kasse des SD, in der sich fünfhundert französische Goldmünzen befanden, fiel nichts in amerikanische Hände. Eine Gruppe österreichischer Widerstandskämpfer beschlagnahmte in der Villa Keri in Altaussee einen Teil des Goldschatzes von Kaltenbrunner und übergab ihn den Amerikanern. Was bis zum 20. April nach Aussee gebracht wurde, konnte noch gut versteckt werden, da die Absperrungsmassnahmen der SS bei den Verlagerungen es der Bevölkerung unmöglich machten, die Vorgänge zu beobachten. Später gab es jedoch ein Durcheinander und sogar Auflösungserscheinungen innerhalb der SS.

Im Ausseerland gab es gegen Ende des Krieges eine organisierte kommunistische Gruppe, die ganz genau die Vorgänge im Ausseerland beobachtete und die Kenntnis von den Verlagerungen so vieler Sachwerte in Gold und in Kunstgegenständen, die einen unermesslichen Wert darstellten, hatte. Schon in den ersten Maitagen 1945 haben Kuriere dieser KP-Gruppen, von denen ein Teil bei den Freiheitskämpfern des Ausseerlandes waren, die sowjetischen Armeespitzen in Niederösterreich erreicht und ihnen Mitteilungen über die Vorgänge im Ausseer Gebiet gemacht. Auf Grund dieser Mitteilungen erwarteten die KP-Gruppen, dass die Sowjets vor den Amerikanern in das Ausseerland einmarschieren würden. Obwohl es gegen die alliierten Abmachungen über die Demarkationslinien und besetzten Gebiete war, nützten die Sowjets das Vakuum und rückten in die Steiermark ein und kamen fast bis vor Liezen, ganz an der Grenze des Ausseerlandes.

Im Zusammenhang damit wäre am Platze, über einen geheimnisvollen «Leutnant» mit dem Durchschnittsnamen Schmidt einiges zu berichten. Dieser «Leutnant Schmidt» hatte Kontakt mit den Russen aufgenommen und sich unmittelbar bevor die Amerikaner im Ausseerland eintrafen nach Liezen abgesetzt und war zu den Russen übergegangen. Ich wusste, dass der Name Schmidt falsch war und dass auch sein Wehrmachtsrang falsch war. Bei meinen Nachforschungen im Ausseer Gebiet bin ich wieder auf diesen «Leutnant Schmidt» gestossen, der zusammen mit einer SS-Gruppe am 1. oder 2. Mai 1945 nach Altaussee gekommen sein sollte. Den Leuten war aufgefallen, dass ein Mann, der damals über fünfzig Jahre alt war, nur den Wehrmachtsrang eines Leutnants hatte. Er trat aber erst am 4. oder sogar 5. Mai in Erscheinung. Es fiel weiter auf, dass er mit hohen SS-Offizieren im Befehlston sprach. Das war etwas Aussergewöhnliches. Erstens zeigte sich im Ausseerland die SS für

die Wehrmachtsangehörigen nur Verachtung und zweitens hatten gerade in den letzten Tagen des Zusammenbruchs Wehrmachtsoffiziere Kontakt mit der SS gemieden. Dieser «Leutnant Schmidt» hatte auch zwei Zivilisten mit sich, die angeblich Funker gewesen sein sollen und denen nachgesagt wurde, dass sie Funkverbindungen mit den Russen hatten. Sie hatten auch Beziehungen zu der KP-Gruppe im Ausseer Gebiet.

Alle diese Vorgänge blieben verschiedenen Leuten im Ausseerland nicht verborgen, und einige von ihnen begaben sich am 5. Mai 1945 zu den Amerikanern, die sich schon in Bad Ischl befanden, um sie zu verständigen. Die Amerikaner schickten eine ganz kleine Kampfgruppe unter dem Namen «Pearson Task Force» unter der Leitung des Obersts Pearson, die das Ausseerland besetzen sollte. Die Gruppe hat am 6. Mai 1945 mit schwachen Kräften das Ausseerland besetzt und ist bis nach Altaussee vorgedrungen. Auf diese Weise sind die Amerikaner den Russen zuvorgekommen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai gab es noch Schiessereien in anderen Gebieten des Ausseerlandes, und Mitglieder der KP-Gruppen versuchten, die Amerikaner von Altaussee abzulenken und ihre Kräfte in andere Gebiete zu locken, doch Oberst Pearson liess sich nicht durch diese Manöver aus seiner Ruhe bringen und blieb in Aussee, wo er am nächsten Tag mit der Entwaffnung der SS begonnen hat.

Erst Jahre später, als ich vorübergehend meine Eichmann-Akte geschlossen hatte, konnte ich die Identität dieses geheimnisvollen «Leutnants Schmidt» lüften. Es war kein anderer als der Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Heinrich Müller, der am 1. Mai 1945 zusammen mit der Gruppe Eichmann ins Ausseer Gebiet gekommen war und der ganze Kisten voll falscher Dokumente mitgebracht hatte. Müller ist nicht nur einer der Hauptverbrecher, sondern auch einer der Hauptmitwisser über die Depositare des Dritten Reiches. Ausser den falschen Dokumenten und der Liste der Vertrauensleute des RSHA in verschiedenen europäischen Ländern hatte Müller noch in seinem Gepäck grosse Mengen von Giftphiole mitgebracht, die er an die hohen SS-Würdenträger verteilte, in so reichlicher Menge, dass es auch für ihre Familien gereicht hätte. Meines Wissens dürfte auch die Familie Eichmann von Müller solche Giftampullen erhalten haben.

Man hörte aber wenig davon, dass die SS oder ihre Familien von diesem Gift Gebrauch gemacht hätten.

Müller wollte wahrscheinlich die verlagerten Schätze des Dritten Reiches gegen seine persönliche Sicherheit eintauschen, oder er betrieb schon gegen Ende des Krieges ein Doppelspiel. Aber nun zurück nach Aussee.

Was provisorisch versteckt worden war, das versuchten kleinere Gruppen oder sogar Einzelpersonen aus dem Ausseerland in andere Gebiete Österreichs oder sogar ins Ausland zu bringen. Einem Teil der SS-Leute gelang es, mit schon frü-

her vorbereiteten falschen Papieren unterzutauchen oder sich als «Aufpasser» im Ausseer Gebiet niederzulassen, um eventuelle Bergungen zu kontrollieren. Im SS-Jargon hiessen diese Leute «Birkenkommando». Ich möchte hier den Fall des persönlichen Adjutanten Martin Bormanns, des SS-Hauptsturmführers Dr. Helmut von Hummel, erwähnen, der nach Kriegsende versucht hat, zwei Kisten mit Gold, die provisorisch im Ausseerland untergebracht waren, nach Tirol zu bringen. Eine Kiste, in der der Kirche (dem Stift Krensmünster) gehörende Goldgegenstände sich befanden, hinterlegte Hummel im erzbischöflichen Palais in Salzburg, die zweite Kiste wurde nicht aufgefunden. Hummel selbst wurde von den Amerikanern verhaftet. Die Kisten, die Eichmann und sein Stab nach Aussee gebracht hatten, wurden irgendwo in der Gegend der Bla-Alpe provisorisch untergebracht; mehr wurde nicht bekannt. Über Bergungen oder teilweise Verlagerung war eine Reihe von Vermutungen und Gerüchten in Umlauf, die weder bestätigt noch bestritten werden können. Die Vorgänge, die sich bei den Verlagerungen der SS- und Nazi- Schätze abspielten, wiederholten sich zum Teil bei den Transporten von Wertgegenständen, die Angehörige der Satellitenregierungen Deutschlands in die «Alpenfestung» brachten. Von Slowaken und Kroaten habe ich bereits in einem anderen Kapitel berichtet, es wären der Vollständigkeit halber noch die Effekten des bulgarischen Ministerpräsidenten Zankow zu erwähnen, der eine Villa in Altaussee bezog. Man sprach davon, dass in der Nähe dieser Villa im Altausseer See mehrere Kisten versenkt worden seien. Als Bestätigung dafür, dass in der Nähe der Villa Zankows Versenkungen stattgefunden hatten, kann ein merkwürdiges Ereignis aus dem Jahr 1949 gewertet werden.

Eines Tages erschien eine Gruppe von sechs Männern in Monteuranzügen mit Baskenmützen – es handelte sich um Mitglieder der nazistischen Untergrundbewegung – auf einem Lastwagen. Die Männer luden Tauchergeräte am Ufer des Altausseer Sees ab, arbeiteten ungefähr zehn Stunden, hoben vier Kisten, die in der Nähe des Ufers waren, aus dem See und fuhren wieder ab. Die Gendarmerie glaubte, dass es sich um Franzosen handelte, weil sie Baskenmützen trugen und sich in einem Kauderwelsch unterhielten. Zahlreiche Zuschauer waren am Ufer versammelt, unter ihnen auch der amerikanische CIC-Vertreter mit Sepplhut und Buschhemd in Begleitung von zwei Schönheiten des Ausseerlandes. Der Amerikaner erkundigte sich, worum es gehe, und ging dann seiner Wege. Die Sache interessierte ihn nicht weiter.

Zu dieser Zeit waren die Nazis nicht mehr wehrlos. Sie hatten sich erholt vom Schock ihrer Niederlage. Manchem Nazi war es gelungen, mit Hilfe von zwei «Geheimwaffen», die selten versagten, die Verfolger abzuschütteln. Die eine Geheimwaffe war politischer Natur: man denunzierte die Verfolger bei den Amerikanern als Kommunisten.

Die amerikanischen Untersuchungsbehörden hatten alle Hände voll zu tun, um die Lawine von Denunziationen gegen die Widersacher der Nazis zu bewältigen. Wenn auch viele vernünftige Amerikaner dieses Spiel durchschauten, gab es auch andere, die solchen Informationen Glauben schenkten. Die nazistische Untergrundbewegung hatte in vielen österreichischen Städten ihre Exponenten, die sich damit befassten, Nazigegner auf diese Weise bei den Amerikanern unschädlich zu machen. Auch nach dem Abzug der Besatzungsmächte blieb den Nazis diese bewährte Geheimwaffe. Wer gegen die Nazis ist, muss Kommunist sein. In allen möglichen Varianten kann man diese Ansicht heute noch in der nazifreundlichen Presse lesen. Die zweite Geheimwaffe hiess: Ablenkung. Diese «Ablenkung» vermittelten liebeshungrige Mädchen, die einflussreiche Amerikaner umschwärmten und versuchten, gewisse Handlungen zu beeinflussen. Dies führte sehr oft zu internen Untersuchungen innerhalb der amerikanischen Sicherheitsbehörden, und so mancher Amerikaner musste seinen Dienst als Folge dieser «Ablenkung» quittieren. Im Ausseerland blühte die «Ablenkung». Schade, dass ich damals keine Verbindungen zu amerikanischen Frauenvereinen hatte, – ich hätte leicht einen mächtigen Verbündeten gewonnen.

Ich habe im Jahre 1951 in der amerikanischen Zeitung «Aufbau» unter dem Titel «Die Schatzgräber von Altaussee» eine Artikelserie geschrieben. In dieser Serie beschrieb ich auch die oben geschilderte Bergungsszene von vier Kisten aus dem Altausseer See. Dadurch wurden amerikanische Dienststellen alarmiert. Darauf wurde ich zum CIC in Linz vorgeladen, wo mir heftige Vorwürfe gemacht wurden, weil ich in einer amerikanischen Zeitung versucht hätte, den CIC zu blamieren. Ich hatte aber alles andere eher im Sinne, denn ich wollte die Amerikaner veranlassen, ihre Methoden zu revidieren. Aber zu dieser Zeit war es schon reichlich spät.

Die Bergungen verliefen nicht immer so friedlich und grotesk wie in dem gerade geschilderten Falle. Es gab eine Serie von rätselhaften Unfällen im Ausseer Gebiet. Die Opfer dieser «Unfälle» waren gewöhnlich Personen, die gegen Kriegsende im Ausseer Gebiet irgendwelche Funktionen bekleideten. Es gab Vermisste, die nicht mehr aufgefunden wurden, es gab Tote, deren letzte Stunden nicht geklärt werden konnten. Das führte natürlich zu einer Flut von Vermutungen, doch die österreichische Gendarmerie im Ausseer Gebiet gibt über diese Vorgänge nur ungerne Auskunft.

Laufend kamen aus dem Ausseer Gebiet Meldungen über Goldfunde. Auch die Gendarmerie erstattete derartige Berichte, bis ein geheimer Erlass des Innenministeriums dies verbot. Zur Besatzungszeit mussten nämlich alle diesbezüglichen Meldungen der zuständigen Besatzungsmacht bekanntgegeben werden. Die Weisung des Innenministeriums verfolgte das Ziel, alle Informatio-

nen über die Verlagerung von Wertgegenständen oder Gold geheimzuhalten und sie erst nach dem Staatsvertrag auszuwerten. Das betraf nicht nur das Ausseer Gebiet, sondern auch das Land Salzburg, denn in einige Hotels in Badgastein waren Kassetten mit Gold eingemauert worden. Aber trotz dieses Erlasses sickerten immer wieder Informationen durch, denn die Beamten hielten sich nicht immer an die Weisungen. Das Innenministerium verfolgte auch einen weiteren guten Zweck: Man wollte vor allem die Leute davon abhalten, sich in das Ausseer Gebiet zu begeben und nach Schätzen zu suchen. Trotz der Geheimhaltung machten sich an jedem Wochenende Dutzende auf den Weg in das Ausseerland; man fand immer wieder an verschiedenen Stellen Spuren ihrer Tätigkeit.

So also sah es im Ausseerland in den Nachkriegsjahren aus. Für Eingeweihete gab es grosse Möglichkeiten. Es war klar, dass die Untergrundgruppen die Frage der Finanzierung mit den verlagerten Beständen des Dritten Reiches koppelten. Die wichtigste neonazistische Organisation in Österreich führte den Decknamen «Sechsgestirn». Dieser Name sollte ein Hinweis auf sechs Landeshauptstädte sein, die durch die Arbeit der Neonazigruppen erfasst werden sollten. Als die Organisation sich auf mehrere Bundesländer und auf einige Besatzungszonen erstreckt hatte, war es Aufgabe der österreichischen Behörden, mit ihr fertig zu werden. Ich kannte die Arbeit der österreichischen Sicherheitsbehörden, die sich wirklich sehr grosse Mühe gaben, sehr genau. Es ist nicht abzusehen, welche Folgen es für die Zukunft Österreichs gehabt hätte, wäre nicht damals diesen hartgesottenen Nazis, die sich wieder zusammengetan hatten, das Handwerk gelegt worden. Im österreichischen Innenministerium und in den Sicherheitsdirektionen sasssen Männer, die ihre eigenen Erfahrungen mit den Nazis gehabt hatten und sich ihrer Verantwortung voll bewusst waren. Sie konnten zu dieser Zeit nicht nur auf die Hilfe der Besatzungsmächte, sondern auch auf die eines Teiles der Bevölkerung zählen, der vom Nazispuk genug hatte.

Interessant war das Programm des «Sechsgestirns». Es handelte sich um einen gemilderten Nationalsozialismus, angepasst an die neuen Verhältnisse. Vom alten Programm der NSDAP übernahm die Gruppe zwei Punkte als nicht reformbedürftig, nämlich das Führerprinzip und die Ausschaltung des Einflusses der Juden. Die anderen Programmpunkte wurden zum Teil geringfügigen Änderungen unterzogen. Als die ersten Verhaftungen der Mitglieder des «Sechsgestirns» erfolgten, versuchten die Behörden von den Verhafteten vor allem die Finanzierungsfrage herauszubekommen. Es zeigte sich, dass die Spuren ins Ausseer Gebiet führten. Das hing auch mit dem Programmpunkt, die Ausschaltung des Einflusses der Juden betreffend, zusammen. Nur auf diese Weise konnte die Eichmann-Gruppe – von einer solchen sprach man bereits in Untergrundkreisen – dazu bewogen werden, gewisse Beträge für die Zwecke der Untergrundbewegung freizugeben. Es handelte sich sozusagen um einen Zeitzünder Eichmanns.



Merkwürdigerweise hatte ich unter den Nazis einen «guten» Namen. Dies datierte aus der Zeit, wo ich noch als Vertreter des «War Crimes» persönlich aktiv an Verhaftungen teilnahm, jedoch nie einen Verhafteten berührte oder beschimpfte, und darauf sah, dass keinesfalls die Methoden der Nazis angewandt wurden. Alle die Leute, die ich verhaftet hatte, waren überzeugt gewesen, dass ich ihnen als Jude bei der Verhaftung mit derselben Münze heimzahlen würde. Mir erschien aber eine Ohrfeige, ein Schimpfwort und ähnliches als zu billige Rache, die in keinem Vergleich zu den ungeheuren Verbrechen, die die Nazis an den Juden begangen hatten, stand. Es zeigte sich bald, dass mein Verhalten viele der Verhafteten zum Nachdenken zwang. Noch Jahre später, als manche von ihnen nach Verbüßung von Kerkerstrafen freigelassen worden waren, kamen sie zu mir und wollten mit mir sprechen. Manche besuchten mich auch im Büro. Einer sagte mir wörtlich:

«Wissen Sie, als Sie mich damals verhafteten und sich unpersönlich benahmen, dachte ich lange nach und sagte mir: Die Juden sind ein ungeheuer geduldiges Volk. Nicht einmal eine übers Ohr haben Sie mir gegeben.»

Was ich leider in Gesprächen mit solchen Leuten immer wieder feststellen musste, war die Tatsache, dass viele zu der Ansicht gelangten: Nun sind wir quitt. Da waren Leute, die zum Beispiel im besetzten Polen Funktionen bekleidet hatten, die mit Mord und Raub verbunden waren; sie wurden verhaftet, kamen in das Lager Glasenbach, wo sie einige Jahre festgehalten wurden, bevor man sie den österreichischen Justizbehörden überstellte. In den polnischen Städtchen, wo sie gewirkt hatten, waren alle Zeugen ihrer Verbrechen kaltgemacht worden. Es gab nur Überlebende, die keine Augenzeugen waren, der Mann kam deshalb frei und glaubte, die Sache sei nun erledigt: «Wir sind mit den Juden quitt!» Auf einer Waagschale unzählige Morde, auf der anderen Waagschale einige Jahre Untersuchungshaft; das bedeutete in ihren Augen «pari». Wenn ich darüber nachdachte, verursachte mir das immer eine grosse seelische Qual, obwohl man mir «Korrektheit» bescheinigt hatte.

Ich musste das zur Einführung eines Besuchers, der sich bei mir einfand, vorausschicken. Es handelte sich um einen Mann, der im Herbst 1945 durch die «War Crimes»-Gruppe, der ich angehörte, verhaftet wurde. Er kam in das Internierungslager Glasenbach und war Ende 1946 wieder frei. Es handelte sich um eine Art «automatic arrest», die über ihn verhängt worden war. Ich hatte diesen Mann im Jahre 1945 während der Eskorte nach Glasenbach gesprochen. Jetzt erkannte ich ihn kaum wieder.

«Sie sind doch der Herr, der mich damals nach Glasenbach brachte?» lächelte er mich an.

«Das kann stimmen, was kann ich für Sie tun?»

«Ich glaube, ich kann etwas für *Sie* tun.»

Ich war über diesen Besuch erstaunt. Ich musterte meinen Gesprächspartner und war mir nicht klar, worauf er hinauswollte.

«Sehen Sie, man hat mich nicht in Glasenbach behalten. Ich habe erst dort in Gesprächen mit anderen Internierten so manches erfahren, was mir während der Kriegszeit verborgen blieb. Ich hatte in diesem Jahr, das ich in Glasenbach verbrachte, genug Zeit zum Nachdenken. Ich sah mir diese Leute an, zu denen wir früher hinaufsahen, erkannte die jämmerliche Rolle, die manche spielten, und verliess Glasenbach mit einem gewissen Ekel, den ich nicht loswerden kann.»

«Sie sind vielleicht eine Ausnahme. Ich habe auch Internierte kennengelernt, die als Mitläufer nach Glasenbach kamen und es als überzeugte Nazis wieder verliessen. Ich glaube, Sie waren kein Mitläufer.»

«Nominell nicht, faktisch ja. Herr Wiesenthal, ich will Ihnen nicht viel Zeit nehmen und Sie auf etwas aufmerksam machen. Es gibt leider unter den ehemaligen Nationalsozialisten Leute, die glauben, dass jetzt ein neuer Wind weht und man langsam versuchen sollte, sich wieder im alten Geiste zu betätigen. Sie müssen das verhüten, es ist ja bereits genug Unheil geschehen.»

«Verhüten ist leicht gesagt. Wer bin ich schon? Interesse, etwas zu verhüten, müsstet ihr selbst haben, ihr alle, die ihr das auslöffeln musstet, was man in eurem Namen begangen hat. Die wenigen überlebenden Juden sind nicht bedroht. Bedroht seid ihr alle.»

«Sie verstehen mich falsch. Ich möchte Ihnen eine Mitteilung machen, die Sie, wenn Sie versprechen, meinen Namen nicht zu nennen, verwerten können. Es handelt sich um gewisse Vorgänge über eine im Entstehen begriffene österreichische Untergrundbewegung.»

«Sie sind Österreicher, warum wenden Sie sich nicht selbst an eine österreichische Behörde?»

«Ich habe meine Gründe hierfür. Wenn Sie mir versprechen, dass mein Name geheim bleibt, kann ich Ihnen sogar ein Dokument übergeben, mit dem Sie etwas anzufangen wüssten.»

Der Mann machte einen seriösen Eindruck auf mich; deshalb sagte ich die Geheimhaltung seines Namens zu. Er überreichte mir darauf einen Brief.

«Bitte, lesen Sie diesen Brief, er wird Sie interessieren.»

Ich las ihn. Es befand sich darin ein Plan der Untergrundarbeit in Österreich, der die Gründung von Hilfskomitees von Bregenz bis Eisenstadt vorsah, die nach aussen hin «soziale Zwecke» verfolgen, im Kern aber eine Basis für alle, «die wieder mittun wollten», bilden sollten.

Es war mir klar, dass es sich hier um eine der Gruppen handelte, die in Österreich unabhängig vom «Sechsgestirn» im Begriffe waren, wieder aktiv zu werden. Es war eine beliebte Tarnung auch späterer Neonazigruppen, eine grössere Anzahl von Vereinen unter verschiedenen Namen, aber mit denselben

Zielen, zu gründen. Zweck dieser Zersplitterung war es, den Behörden die Bekämpfung zu erschweren und bei Auflösung einer Gruppe bereits eine für die Aufnahme von Mitgliedern vorbereitete andere Gruppe zur Verfügung zu haben.

«Fragen Sie mich bitte nicht, woher ich den Brief habe. Er ist echt, darauf können Sie sich verlassen. Ich weiss, Sie haben gute Verbindungen und können vielleicht dazu beitragen, diesen Hitzköpfen das Handwerk zu legen.»

Ich versprach es. Sodann versuchte ich, die Gelegenheit des Besuches auszunützen und mein Lieblingsthema Eichmann anzuschneiden. Ich fragte meinen Besucher, ob er jemals den Namen Eichmann gehört habe.

«Natürlich, in Glasenbach hat man sehr viel über Eichmann gesprochen. Man erzählte von seinen Transporten ins Ausseerland und dass es ihm gelungen sei, aus einem amerikanischen Internierungslager auszubrechen. In Glasenbach selbst waren einige Leute, deren Namen ich nicht mehr weiss, die dem Stabe Eichmann angehörten. Ob sie unter ihren richtigen Namen in Glasenbach waren, weiss ich nicht, ich weiss jedoch, dass es sich um Leute Eichmanns handelte. Man erwähnte oft, dass diese Leute nach Wiedergewinnung der Freiheit für ihr ganzes Leben von materiellen Sorgen – befreit sein würden.»

«Haben Sie einen Mann mit dem Namen Burger gekannt?»

«Persönlich nicht, aber ich glaube, den Namen gehört zu haben.

Handelt es sich nicht um einen KZ-Bonzen?»

«Ja, er gehörte der Gruppe Eichmann an.»

«Wissen Sie, wir haben uns in Glasenbach von den KZ-Leuten abgesondert. Zum Teil sorgten die Amerikaner selbst dafür, zum Teil wollten wir, die nichts auf dem Kerbholz hatten, mit dieser Gruppe nichts zu tun haben.»

«Haben Sie nach dem Verlassen Glasenbachs einmal den Namen Eichmann gehört?»

«Ich habe ihn einige Male gehört, Sie wissen, ich gelte als ‚Glasenbacher‘. Mit so einem reden die Leute, die etwas zu erzählen haben, anders. Ich hörte, dass sich der Mann in Freiheit irgendwo in Österreich herumtreiben soll, und glaube, dass er mit Leuten, die eine Nazi-Organisation aufziehen, Verbindung hat. In Glasenbach sprachen seine Leute darüber, dass er sich nicht so schnell geschlagen geben werde. Und wenn die Kunde von seinen versteckten Schätzen stimmt, dann haben ja die Leute auch die Mittel für eine subversive Tätigkeit.»

Ich bedankte mich. Der Mann versprach wiederzukommen, doch er kam nicht mehr. Wahrscheinlich hatte er den Mut verloren.

Ich nahm den Brief und übergab ihn dem Sicherheitsdirektor. Ich hielt mein Versprechen und gab den Namen nicht preis; obwohl seit dieser Zeit Jahre vergangen sind, will ich auch weiterhin mein Versprechen halten. Der Brief war ein weiteres Glied in der Kette der Beweise. Ich hörte einige Zeit später, dass

auch der Briefschreiber verhört werden konnte, der längere Zeit unter falschem Namen in Linz im Gefängnis sass und sich hartnäckig weigerte, seinen richtigen Namen zu nennen.

## IX. Kapitel

Auf der Suche nach Eichmann zog ich immer seine Freunde ins Kalkül. Unter den Deutschen waren sie nicht allzu zahlreich, auch nicht unter den Österreichern. Immerhin war mir aber eine Reihe von Moslems bekannt, mit denen er während des Krieges Kontakt hatte. Während seines deutschen Exils interessierte sich besonders der Mufti von Jerusalem, Amin el Husseini, für die Arbeit Eichmanns. Schliesslich führte ja Eichmann das Programm des Muftis aus, denn wenn die Juden in aller Welt ermordet werden sollten, konnte kein jüdischer Staat entstehen, und der Weg für ein Palästina-Königreich unter dem Mufti blieb offen. Aus diesen Erwägungen besuchte einmal der Mufti in Begleitung Eichmanns das Konzentrationslager Auschwitz. Der Mufti kam auch nach Budapest, wö Eichmann persönlich die Judenaktionen leitete. Die Konzentrationslager fanden bei dem Mufti grossen Beifall, so dass er sogar Araber aus seiner Umgebung, die sich gegen ihn stellten (wie zum Beispiel Selim Abdul Rahman, der zum Gegenspieler des Muftis, Rashid Ali, dem ehemaligen irakischen Ministerpräsidenten, hinüberwechselte), mit Hilfe Eichmanns durch die Gestapo verhaften und in ein Konzentrationslager bringen liess. Es war mir ausserdem bekannt, dass in einigen Konzentrationslagern sowohl sowjetische wie jugoslawische Moslems inhaftiert waren, die der Mufti unter der Bedingung freibekommen wollte, dass sie einwilligten, in die von ihm formierten Divisionen einzutreten.

Eichmann hatte also dem Mufti mehrmals einen Gefallen getan, ausserdem liefen ja das antijüdische Programm des Muftis und dasjenige Eichmanns fast parallel. Ich sprach nach dem Kriege mehrmals mit SS-Führern aus dem Amte VI und auch mit einigen «Abwehr»-Leuten der Gruppe Canaris, die über die Beziehungen und Bindungen zwischen Eichmann und dem Mufti informiert waren und die mehrmals die Vermutung ausgesprochen hatten, Eichmann könnte sich diesmal unter die Protektion des Muftis stellen und in den Nahen Osten gelangen. Schliesslich war ja der Nahe Osten ein Zufluchtsort mehrerer Deutscher, die Grund hatten, Gerichte in Österreich und in Deutschland zu scheuen, da sie wegen ihrer Verbrechen in der Kriegszeit mit Bestimmtheit verurteilt worden wären.

Ich erwähnte bereits, dass ich im Jahre 1947 ein Buch über den Mufti veröffentlichte, in dem die Beziehungen des Muftis zu Eichmann geschildert wurden. – Das Buch fand in der damaligen lesehungrigen Zeit grosse Verbreitung, und ich bekam viele Zuschriften. Eine der Zuschriften freute mich besonders.

Sie war aus der Hand eines moslemischen Kameraden aus Mauthausen, Musa Ali Bey.

Er schilderte mir in seinem Brief die Bekanntschaft sowohl mit dem Mufti wie auch mit Eichmann. Er war Krimtürke und Angehöriger der sowjetischen Armee im Range eines Majors und befand sich zunächst als Kriegsgefangener in einem deutschen Kriegsgefangenenlager in Ostpreussen, in dem auch der Sohn Stalins als Kriegsgefangener war. Nachdem der Sohn Stalins durch Partisanen aus dem Lager entführt wurde, steckte die Lagerkommandantur strafweise eine Reihe von sowjetischen und französischen Offizieren in ein Konzentrationslager, von wo diese schliesslich nach Mauthausen kamen. Hier wurde Musa Ali zur selben Zeit wie ich von der amerikanischen Armee befreit.

Als sich im Jahre 1943 der Partisanenkrieg in Jugoslawien verschärfte, trafen sich der Mufti und Himmler zu einer Besprechung. Der Mufti verpflichtete sich, nach Bosnien zu gehen, um bei der Aufstellung der freiwilligen mohammedanischen SS-Verbände mitzuwirken. Dem Mufti wurde der deutsche Generalmajor Forstner und ein Ustascha-General zugeteilt. Die jugoslawischen Moslems nahmen nach der Besetzung Jugoslawiens durch die Deutschen offene Stellung für den Okkupanten. Im Ustascha-Kabinett sassen auch Moslems. Der Mufti formierte dort die 2. und 13. bosnisch-herzegowinische freiwillige SS-Gebirgsdivision Kroatien, welche gegen die «jüdisch-plutokratisch-bolschewistische Allianz» eingesetzt werden sollte. Ausser diesen Divisionen versuchte der Mufti aus russischen Kriegsgefangenen, die Mohammedaner waren, auch Kampfgruppen zu bilden. In den deutschen Kriegsgefangenenlagern und auch in den Konzentrationslagern wurden geeignete Leute mit Kriegsausbildung ausgesucht, und der Mufti versprach ihnen, sie aus der Kriegsgefangenschaft oder aus dem KZ zu befreien, wenn sie die Waffen für Deutschland ergriffen. Musa Ali war einer dieser Leute, dem der Mufti seine Entlassung aus dem Konzentrationslager auf Grund einer Intervention Eichmanns versprach, wenn er sich bereit erklären sollte, in die Moslem-Division einzutreten. Dabei spielte auch ein gewisses Verwandtschaftsverhältnis eine Rolle. Musa Ali hatte einen Vetter in der Türkei, der wiederum ein Bekannter des Muftis war, der ja, bevor er im Jahre 1915 zu den Engländern desertierte, ein türkischer Offizier gewesen war. Musa Ali lehnte aber das Angebot ab. In dem Brief, den er mir schrieb, erzählte er mir ziemlich ausführlich über diese Mission des Muftis und nannte mir namentlich andere sowjetisch-moslemische Kriegsgefangene, die das Angebot des Muftis annahmen und zur SS gingen.

Gegen Ende des Krieges flüchteten die Angehörigen der Mufti-Division aus Jugoslawien nach Österreich und Deutschland, und hier wurden sie von den einziehenden Amerikanern gefangengenommen und in Internierungslager für

Kriegsgefangene gesteckt. Zugleich mit den Volksdeutschen aus Jugoslawien flüchteten auch die Familien der Angehörigen der jugoslawischen Moslem-Divisionen nach Österreich und Deutschland; nachdem die Internierungslager für Kriegsgefangene aufgelöst worden waren, kamen die moslemischen Kriegsgefangenen in Flüchtlingslager, wo sie sich dann mit ihren Familien vereinigten. Solcher Flüchtlingslager gab es einige in Deutschland, das grösste davon war das sogenannte «Grenzlager» in Ulm; in Österreich war das grösste in der Nähe von Villach. Bis zum Jahre 1947 ereignete sich eigentlich noch gar nichts, die Leute sassen in den Flüchtlingslagern, gingen einer Gelegenheitsarbeit nach und dachten an Auswanderung. Doch wurden sie damals noch nicht als DP der Vereinten Nationen gewertet und nicht von der IRO betreut.

Die Situation wandelte sich in dem Augenblick, als die Ausrufung des Staates Israel bevorstand und als die benachbarten arabischen Staaten mit dem Einmarsch in Palästina drohten. Als ausgebildete Soldaten wurden die Bosniaken auf einmal für die arabischen Staaten interessant. Dies geschah vor allem auf Grund von Vorstellungen deutscher Militärfachleute in Ägypten und in Syrien und auch auf Grund von Interventionen des Muftis, der diese Bosniaken als eine Art privater Truppe angesehen hat. Während des Krieges diente eine grössere Anzahl von Arabern in der deutschen und italienischen Wehrmacht. Sie kehrten nach dem Kriege in den Nahen Osten zurück, und es war daher naheliegend, dass sie an ihre Kriegskameraden, die in den deutschen und österreichischen Flüchtlingslagern untergebracht waren, dachten, als man sich wegen Aufstellung einer Streitmacht gegen die Juden Sorge machte.

Es scheint auch angebracht, einiges über die Deutschen im Nahen Osten zum besseren Verständnis der Lage mitzuteilen.

Die Deutschen, die sich in den ersten Nachkriegsjahren im Nahen Osten befanden, müsste man in drei Gruppen einteilen: Die erste Gruppe bestand aus deutschen Kriegsgefangenen (zumeist Offiziere), die in den englischen Internierungslagern in Ägypten und auf Zypern gewesen waren und denen die Flucht aus dem Lager glückte. Zur zweiten Gruppe gehörten die nazistischen Kriegsverbrecher, denen es unmittelbar nach dem Kriege gelang, über Italien in den Nahen Osten zu gelangen, um der Strafe zu entgehen. Die dritte Gruppe bestand aus deutschen Militärfachleuten, die nach einer kurzen alliierten Internierung entlassen wurden und Arbeit suchten. Diese Gruppe wurde zumeist von syrischen und ägyptischen Anwerbern dorthin gebracht. Die prodeutschen Sympathien im arabischen Nahen Osten waren zu dieser Zeit das einzige Gut haben, das die Deutschen auf dem Vertrauenskonto der Welt besaßen. Die Niederlage Rommels in Afrika rettete die Sympathien der Araber für Deutschland, denn es blieb ihnen eine deutsche Besetzung mit den Auswüchsen der Rassentheorie erspart. Durch die Einsickerung der Deutschen verstärkte sich

in den arabischen Staaten die antiwestliche Einstellung. Diese Staaten versuchten mit deutscher Hilfe, sich von den Engländern und Franzosen unabhängig zu machen, ohne dabei auf politische Konzessionen eingehen zu müssen. Hierzu schienen ihnen die Deutschen geeignet. Ausser den Militärfachleuten suchten die Araber auch Techniker und schickten nach ganz Deutschland und Österreich Anwerber. Die Ausreise aus Österreich und Deutschland quer durch verschiedene Besatzungszonen war nicht so einfach, und sowohl Engländer wie auch Amerikaner standen dieser Bewegung keineswegs freundlich gegenüber.

In Ägypten befanden sich viele deutsche Beutewaffen, die seinerzeit der Armee Rommels abgenommen worden waren, – die Ägypter kauften sie den Engländern als Schrott ab. Mit Hilfe deutscher Spezialisten und mit Ersatzteilen deutscher Waffen, die in Deutschland und in Österreich versteckt waren und von schlaun Ankäufern mittels falscher Deklarierungen nach Ägypten gebracht wurden, entstanden Waffenlager aus deutschem Material. Deshalb brauchte man die Bosniaken besonders dringend, da sie ja seinerzeit an deutschen Waffen ausgebildet worden waren.

So tauchten eines Tages in den Flüchtlingslagern der Moslems Abgesandte des ägyptischen und syrischen Roten Halbmondes auf und verteilten Geschenkpakete an die Moslems, in denen sich das Bild des Königs Faruk befand, ausserdem einige Segnungen aus dem Koran mit dem Zusatz, die Moslems würden hoffentlich ihre heilige Pflicht erfüllen. Unmittelbar vor der Ausrufung des Staates Israel besuchte auch der ägyptische Charge d'Affaires in Bern, Dr. Ismail Rassin, die Lager und sprach bei der IRO wegen einer «Repatriierung» der Moslems in den Nahen Osten vor. In der IRO in Genf, die ja dieser Repatriierung zustimmen musste und sogar deren Kosten zahlen sollte, sassen einige Engländer, die der Gründung eines jüdischen Staates feindlich gesinnt waren; sie setzten es durch, dass sich nunmehr «Repatriierungstransporte» in den Nahen Osten in Marsch setzten. Nach Ausbruch der Feindseligkeiten wurden – entgegen den Statuten der IRO, die in kriegführende Staaten keine Flüchtlinge repatriieren darf – diese Transporte besonders forciert.

Im Frühjahr 1948 kam ich mit Musa Ali in München zusammen. Dieser Mann, der in den Konzentrationslagern zusammen mit Juden gelitten hatte, machte mich darauf aufmerksam, dass nunmehr die Bosniaken unter deutschem Befehl in Ägypten und Syrien sich dazu hergeben wollten, gegen die Juden in Palästina vorzugehen. Er erzählte mir, was sich in dem «Grenzlager» in Ulm abspielte. Dort wurde nicht nur die Sammelstelle für die Repatriierungen in den Nahen Osten errichtet, sondern die arabischen Zutreiber brachten hierher auch mehrere Deutsche, die dann mit falschen Papieren in die Repatriierungslisten aufgenommen wurden. Zwischen den Syrern und den Ägyptern wurden die Rollen verteilt und auch die Zahl der Bosniaken wurde auf Syrien

und Ägypten aufgeteilt. Zum Leiter der Transporte wurde ein Sowjet-Mohammedaner Dudalginsky ausersehen, der im Range eines SS-Sturmabführers Kommandeur der «Aserbeidschanischen Legion» war und der jetzt mit seinem neuen Syrischen Pass unter dem Namen Fatali Bejli auftrat.

Ich sprach mit Musa Ali lange über Eichmann und bat ihn, öfters das «Grenzlager» in Ulm zu besuchen, denn es bestand immerhin die Möglichkeit, dass Eichmann als «Mohammedaner» mit Hilfe seiner moslemischen Freunde über das «Grenzlager» in Ulm auf Kosten der IRO nach Ägypten oder Syrien gelangen könnte. Ich sagte ihm auch, dass möglicherweise der Mufti über die arabischen Emissäre, die nunmehr in Österreich und in Deutschland tätig waren, versuchen würde, seinem Freunde Eichmann zu helfen. Bei dieser Gelegenheit überraschte mich Musa Ali mit der Bemerkung, dass er seit einiger Zeit mit dem Mufti in Korrespondenz stehe und dass dieser die Gründung einer Moslem-Vereinigung in Deutschland angeregt habe. Ausserdem fragte der Mufti an, ob Musa nicht nach Ägypten oder nach Syrien kommen wolle, wo er ihm leicht eine seiner Bildung entsprechende Stelle verschaffen könnte.

Ich verbrachte einige Tage in München, fuhr nach Ulm, sah mir dieses «Grenzlager» an, konnte aber natürlich dort nicht viel herausfinden. Die Bosniaken sind ja eigentlich Slawen, deren Vorfahren zum Islam übergetreten sind, sie sahen auch jetzt noch wie Slawen aus. Ich sah dort auch einige Deutsche, doch wusste ich nicht, ob diese Deutschen zum Lagerpersonal gehörten oder ob sie als zufällige Besucher dort waren. Es war für mich klar, dass man in diesem Lager Transporte zusammenstellen konnte, wie man sie brauchte und wie man wollte, kein Mensch kümmerte sich darum. Die Deutschen waren froh, dass sie die Flüchtlinge loswurden, und die IRO-Beamten waren froh, in ihren Statistiken hohe Zahlen von Repatriierungen angeben zu können. Dass hier nicht ein, sondern hundert Eichmanns mit Leichtigkeit durchrutschen konnten, stand ausser Zweifel. Ich hatte keine Möglichkeit, dem irgendwie entgegenzuwirken.

Soeben war der Staat Israel ausgerufen worden, die zweitausendjährige Sehnsucht aller Juden ging in Erfüllung. Die Begeisterung kannte keine Grenzen. Doch bangten wir in diesen Stunden um den neugeborenen Staat, der durch die Invasion der arabischen Armee bedroht war.

Ich verständigte die neuernannten Vertreter Israels von den arabischen Umtrieben mit den Bosniaken, doch waren sie nicht in der Lage, wirksame Gegenmassnahmen zu ergreifen. Damals sagte sich Dr. Ismail Hassan zu einem Besuch beim amerikanischen Hochkommissar in Wien an, um auch von amerikanischer Seite die «Repatriierung» der bosnischen Moslems aus Österreich nach Ägypten und Syrien durchzusetzen. In meiner Eigenschaft als Präsident



des Jüdischen KZ-Verbandes verfasste ich ein Memorandum, das ich dem Hochkommissar zusandte, in dem ich aufzeigte, dass es sich überhaupt um keine Repatriierung, sondern um die Anwerbung von Soldaten für einen kriegsführenden Staat handle. Ich wurde damals zu Oberst Dellert bestellt, der Näheres zu meinem Memorandum wissen wollte. Ich gab ihm alle notwendigen Auskünfte und konnte eine Zeit später mit Freude feststellen, dass die Mission Dr. Hassans gescheitert war. Doch die Araber fanden einen anderen Ausweg, allerdings erst ein Jahr später. Sie schoben die Türkei als nicht kriegsführenden Staat vor, und gegen die Repatriierungen in die Türkei war nichts mehr einzuwenden. Es zeigte sich später, dass die Türkei nur ein Transitland für die Weiterreise der Bosniaken nach Syrien war. Als ich dann von dieser Sache erfuhr, richtete ich an das Hauptquartier der IRO ein Memorandum und fuhr auch nach Genf, wo ich eine längere Unterredung mit dem damaligen Eligibility-Officer Mr. Segat hatte, den ich von seiner früheren Tätigkeit in Österreich her kannte. Doch zu diesem Zeitpunkt hatten die Bosniaken schon keine Lust mehr, nach Ägypten und Syrien zu reisen, im Gegenteil, sie wollten wieder zurück nach Europa. Die Nachkriegszeit war eigentlich eine Tragödie für diese slawischen Moslemgruppen, die in Jugoslawien gutnachbarliche Beziehungen zu den dortigen Juden hatten. Sie wurden verführt durch Versprechungen skrupelloser Anwerber. Dieses wenig bekannte Kapitel ist einer besonderen Studie wert. Vielleicht finde ich noch einmal Zeit hierfür. Zahlreiche Dokumente stehen mir zur Verfügung.

Mein Freund Musa verständigte mich, dass einige Bosniaken aus Syrien zurückgekommen seien. Er sprach mit ihnen und erfuhr, was für Deutsche sich in Syrien herumtrieben. Was mich am meisten interessierte, konnten mir die Bosniaken allerdings nicht sagen. Eichmann war nicht in Syrien. Die bosnischen Moslems fuhren nach Syrien in der Meinung, sie kämen heim. Dort wurden sie unter den Befehl von deutschen Offizieren gestellt, und es kam laufend zu Reibungen. Als Klagen laut wurden, gaben die Syrer den Deutschen recht, daraufhin flüchteten die Bosniaken nach Beirut, belagerten dort die IRO-Stelle und baten um Rücktransport nach Europa. Jetzt wusste man bei der IRO-Zentrale in Genf nicht mehr, was mit diesen Leuten anzufangen sei. Für die Bezahlung der Kosten des Rücktransportes konnte die IRO kaum aufkommen.

Inzwischen arbeiteten in Österreich und in Deutschland sogenannte arabische Einkäufer fieberhaft. Sie kauften Ersatzteile für das MG 42, sie kauften «Pläne für Geheimwaffen», die man ihnen angedreht hatte, sie kauften auch Spezialisten. Die Syrische Gesandtschaft in Rom hatte ein spezielles Werbebüro, das genau nach demselben Prinzip wie die Werbung für die Fremdenlegion arbeitete. Man erzählte mir, dass die französischen Werber für die Fremdenlegion ihren arabischen Kollegen bereits geworbene Soldaten zu Preisen

zwischen dreihundert und fünfhundert Dollar pro Kopf loco italienischer Häfen lieferten. Für die französischen Werber war der Transport von Deutschen über Deutschland, Österreich und Italien eine Kleinigkeit, sie brauchten ja die Leute nur in die französische Zone Deutschlands zu bringen, von dort ging es wie am Schnürchen. Ich hörte aber, dass diese Sache eine Entgleisung untergeordneter Stellen war und dass von französischer Seite später auf Grund von Untersuchungen einige Werber, die diese Transaktionen durchgeführt hatten, bestraft wurden. Die Araber hatten aber eine Reihe deutscher Helfer, die ihnen die Spezialisten vermittelten. Am begehrtesten waren natürlich solche Fachleute, die früher bei der SS waren und nun Grund hatten, Deutschland oder Österreich zu verlassen. Jede arabische Einkaufsmission hatte einige Deutsche bei sich, die sozusagen als Dolmetscher fungierten und mit ihren Auftraggebern Deutschland und Österreich bereisten. Aus Kairo und Damaskus brachten die Einkäufer immer Wunschlisten; soundso viele Spezialisten für die Panzerwaffe, für Maschinengewehre, für Reparaturwerkstätten, für die Luftwaffe und so weiter. Sie suchten sogar Spezialisten für die Führung von Konzentrationslagern nach deutschem Muster, welche für politische Gegner bestimmt waren. Ein solches Lager wollten sie auf der Halbinsel Sinai errichten und hatten hierfür schon in Ägypten bewährte Spezialisten, darunter auch Dirlwanger.

Musa Ali informierte mich von Zeit zu Zeit über das Auftreten dieser Einkäufer in München, in Frankfurt, in Köln. Die Sache sprach sich ja immer unter den Moslems in Deutschland herum. Als im Jahre 1949 in München die «World Moslem Union INSAF» gegründet wurde, deren Mitglied auch Musa Ali war, war ich über alles, was geschah, vorzüglich informiert. Die INSAF hielt sogar Arabisch-Kurse für Deutsche ab, die nach Ägypten oder nach Syrien gehen sollten. Dem entgegenzuwirken war schwer, da man nicht wusste, über welche Strecke und wann der Transport erfolgen sollte. Musa signalisierte mir eines Tages:

«Im Lager Ulm sind jetzt sechzehn deutsche Militärfachleute. Sie sind in einer besonderen Baracke untergebracht und sollen demnächst abreisen. Vielleicht ist auch Eichmann unter ihnen.»

Ich setzte mich mit dem damaligen Bayerischen Staatskommissar Auerbach in Verbindung und erreichte immerhin, dass Auerbach seinerseits bei den amerikanischen Behörden in Bayern und auch bei der IRO intervenierte. Es war für mich nicht rätlich, überall zu erscheinen, deshalb suchte ich unbedingt Helfer. Mehrmals informierte ich amerikanische Freunde in Deutschland über diese Vorgänge, einige Male führten Amerikaner im «Grenzlager» Ulm Durchsuchungen durch, doch waren die Leute anscheinend vorher gewarnt worden. Das Ergebnis war negativ. Ich hatte einige Male solche Transportlisten in der Hand; sie bestanden gewöhnlich aus etwa vierzig Namen; es handelte sich zumeist um Berufssoldaten, vom Feldwebel aufwärts, doch die

Echtheit der Namen war schwer festzustellen. Ich machte einige Stichproben, die Namen stimmten.

Es war in der zweiten Januarhälfte 1949. Als ich eines Tages nach Hause kam, war eine Voranmeldung für mich da. Mein Freund Musa bat mich, an die deutsche Grenze nach Freilassing zu kommen. Ich fuhr hin, und wir trafen uns im Bahnhofsrestaurant. Er war ganz aufgeregt.

«Simon, ich glaube, wir sind jetzt soweit! Der Mann, den du suchst, wird bald durch Österreich kommen.»

Ich schnappte nach Luft. «Musa, bist du sicher, dass es Eichmann ist?»

«Weisst du, die tun so geheimnisvoll, es ist ein ganz kleiner Transport, ich glaube sechs Leute, der siebte ist ein Araber. Einige Male hätte dieser Transport schon abgehen sollen, wurde aber verzögert. Einmal waren die Deutschen nicht vollzählig, das zweitemal waren die Formalitäten noch nicht erledigt.»

«Wer ist der Araber?»

«Oh, das ist bestimmt ein guter Bekannter Eichmanns, einer von denen, die während des Krieges in Deutschland waren und mit Vergnügen Gestapo und SS gespielt haben. Ich hörte, dass er Sturmbannführer war und dass er bei der Gestapo war, entweder in Paris oder in einer anderen französischen Stadt.»

«Die Sache wird immer schöner. Aber wie heisst er, zum Teufel?»

«Ich kann dir vorläufig nur seinen falschen Namen sagen. Er lässt sich Dr. Homsî nennen, aber glaube mir, er ist weder Doktor noch Homsî. Die Homsîs sind eine alte, angesehene Familie in Aleppo, von der sich keiner für SS oder Gestapo hergegeben hätte.»

«Ich sehe, du hast eine hohe Meinung von deinen Glaubensbrüdern jenseits des Mittelmeeres», hänselte ich ihn.

Musa war ein Mensch mit viel Sinn für Humor, er wusste unzählige russische Anekdoten aus seiner Militärzeit; wir unterhielten uns hauptsächlich in russischer Sprache, obwohl er sehr gut Deutsch sprach.

«Du hast aber keinen Respekt vor deinen Vettern, den Arabern. Schliesslich war es doch einmal in Urzeiten eine ziemlich enge Verwandtschaft.»

«Nun Musa, Spass beiseite, wie erfahre ich das ‚Wann‘?»

«Sobald ich es weiss, verständige ich dich. Noch eines: Dr. Homsî ist eine wichtige Person, er scheint der Berater des syrischen Diktators Hussni Zaim zu sein und hat viel Geld zur Verfügung.»

«Gut, ich will ihm sein Geld nicht nehmen, ich will ihm nur den Eichmann nehmen, wenn er ihn mit sich führt. Wie verständigst du mich?»

«Ich telegrafiere dir, denn ich werde bestimmt das Datum des Abtransportes drei Tage vorher wissen. Wir machen es so: Aufgabedatum des Telegramms plus drei Tage. Text: Musterkollektion unterwegs.»

Ich war damit einverstanden und fuhr nach Linz zurück. Schon einige Tage später schreckte mich in der Nacht der Telegrammbote auf. Die «Musterkollektion» war unterwegs. Mein erster Gedanke war der Fahrplan. Ich hatte noch einen Nachtzug nach Innsbruck und fuhr unverzüglich dorthin. Ich wusste, dass die Kollektion, die Homsî anführte, wahrscheinlich in der Nacht die deutsch-österreichische Grenze passieren und vermutlich in Innsbruck übernachten würde. Ich tippte deswegen auf Innsbruck, weil Fremde in einem kleineren Tiroler Ort gleich auffallen mussten, doch in Innsbruck würden sie sich verlieren.

Ich vergass ganz, dass es damals noch eine Zensur gab, und als ich einige Zeit später mit einem Beamten des CID zu tun hatte, fragte er mich unvermutet:

«Welche Waren beziehen Sie aus Deutschland?»

Ich war ganz verblüfft. «Wie können Sie mich so etwas fragen?»

Da lächelte er überlegen, öffnete seine Schublade und zeigte mir triumphierend eine Abschrift des Telegrammes «Musterkollektion unterwegs».

«Sehen Sie, Herr Wiesenthal, wir wissen alles! Also was war das?»

«Nun, wenn Sie alles wissen, dann werden Sie wohl auch wissen, was es war.»

Aber das war ja erst viel später. Inzwischen hatte ich noch andere Sorgen: Wie fing man den Dr. Homsî mit seiner Kollektion ab? Ich fuhr nach Gnadenwald bei Innsbruck, dort war ein jüdisches Lager, und in diesem Lager übernachteten gewöhnlich vor der Gründung des Staates Israel die illegalen Transporte nach Palästina. Zahlreiche französische Offiziere waren in diesem Lager oft zu Gast. Ich war dort mehrmals zu Veranstaltungen eingeladen und hatte dort auch Franzosen kennengelernt, unter ihnen auch französische Juden. Unter den französischen Besatzungssoldaten befanden sich viele Marokkaner, die natürlich den Arabern ihr Spiel in der französischen Zone Österreichs erleichterten. Das Komitee in Gnadenwald hatte auch gute Beziehungen zur österreichischen Sicherheitsdirektion und Polizei sowie zur Beamtenschaft. Man riet mir aber, die Sache über die Franzosen zu machen. Ein französischer Leutnant, der in Innsbruck stationiert war, kam von Zeit zu Zeit nach Gnadenwald. Er war Jude, sein Vater wurde zuerst nach Drancy und von dort nach Auschwitz deportiert, von wo er nicht mehr zurückkam. Der Mann schien mir verlässlich, ich suchte ihn zusammen mit einem Komiteemitglied des Lagers Gnadenwald auf. Es war eine schwere Sache für ihn, etwas zu unternehmen, ohne seinen Vorgesetzten davon zu verständigen. Der Name Eichmann war für ihn ein Begriff; er versprach, am Abend nach Gnadenwald zu kommen, um mit mir die Sache noch einmal zu besprechen. Tatsächlich kam er am Abend, aber noch immer unschlüssig. Der Gedanke, jemanden wie Eichmann zur Strecke zu bringen, reizte ihn, andererseits befürchtete er Schwierigkeiten von Seiten der

Armee; wenn er die Sache nicht meldete. Ich war aber gegen eine Meldung. Am selben Abend kam noch ein anderer französischer Jude, der in Tirol Vertreter einer Hilfsorganisation war und den ich früher einmal gesprochen hatte. Er war ein sehr resoluter junger Mann mit der Natur eines Draufgängers. Ob ich wollte oder nicht, ich hatte keinen Ausweg und erzählte ihm, worum es ging.

«Du weisst, das ist eine politische Angelegenheit und keine Aufgabe einer Hilfsorganisation. Aber ich möchte dir gerne helfen. Aber wie? Grenzkontrolle machen die Franzosen und Österreicher. Wenn die Leute in Innsbruck übernachten, könnte man die Sicherheitsdirektion oder Polizei einschalten. Wann glaubst du, kommt der Transport?»

Ich zog das Telegramm mit der «Musterkollektion» hervor und rechnete aus: «Morgen Abend.»

«Nun, bis morgen Abend kann noch viel passieren!»

Wir verabredeten uns für den nächsten Tag zu einem gemeinsamen Mittagessen in Innsbruck.

«Ich glaube, es wird klappen. Wenn die Leute heute Abend ankommen und in einem Hotel übernachten, dann haben wir sie. Was soll mit ihnen geschehen?»

«Die Papiere dieser Personen müssen überprüft werden, ob sie nicht falsch sind. Schliesslich ist Eichmann im österreichischen Fahndungsblatt, ausserdem werden sie ja wegen unbefugten Grenzübertretts in Haft genommen werden, denn ich glaube nicht, dass sie eine Einreiseerlaubnis nach Österreich haben.»

«Warum nicht?»

«Ich hörte, dass die anderen, die auf ähnliche Weise Österreich passierten, keine Einreiseerlaubnis hatten.»

«Das wird sich ja zeigen.»

«Hat dir der Leutnant dabei geholfen?»

«Er möchte gerne, aber er hat Angst. Wenn wir jedoch seine Hilfe wirklich brauchen, werde ich ihn wahrscheinlich doch dazu bringen. Übrigens kenne ich einige höhere französische Offiziere.»

Ich kam am Abend zu ihm in die Wohnung, wo wir auf Bescheid warteten. Er hätte verständigt werden sollen. Um elf Uhr nachts verabschiedete ich mich und übernachtete in Innsbruck. Um acht Uhr früh rief ich ihn an.

«Deine Kollektion ist nicht angekommen.»

Ich bat ihn, unbedingt noch ein oder zwei Tage die Sache im Auge zu behalten, was er mir auch versprach. Am Abend war ich wieder bei ihm. Gegen zwölf nachts ging ich enttäuscht wieder ins Hotel. Es dürfte ein Uhr nachts gewesen sein, als mich der Portier zum Telefon rief. Mein Freund sagte nur:

«Die Sache geht in Ordnung, komm in der Früh<sup>7</sup> vorbei.»

Ich hatte eine schlaflose Nacht. Ich konnte den Tag kaum erwarten, unzählige Male knipste ich das Licht an und blickte auf die Uhr. Pünktlich um neun

Uhr war ich in seinem Büro. Er wusste schon Bescheid.

«Dein Dr. Homsî ist im Pyjama durch das Fenster geflüchtet, als die Polizei kam, doch die sechs Deutschen sind verhaftet. Es sind lauter ehemalige hohe deutsche Offiziere. Eichmann ist bestimmt nicht dabei. Sie hatten alle ihre Soldbücher und ihre Wehrpässe mit. Sie haben sich für Syrien verpflichtet. Einer von ihnen ist der Chef der Gruppe, sein Name ist Berthold Heinz.»

«Welche Handhabe gab es für die Verhaftung?»

«Du hast richtig getippt, sie hatten keine Einreisepapiere.»

«Was wird mit ihnen geschehen?»

«Ich hörte, sie würden nach einer Zeit nach Deutschland zurückgeschickt.»

«Was ist mit Homsî?»

«Das werde ich noch erfahren. Wenn er im Pyjama geflüchtet ist, dann müssen seine Sachen ja noch da sein.»

«Im Pyjama kann man nicht weit flüchten, er wird wahrscheinlich noch eine Adresse in Innsbruck haben, wo er sich umkleiden kann.»

«Ich glaube, ausser dir hat noch jemand davon gewusst, oder du hast ausser mir noch mit jemandem gesprochen. Denn als ich mit dem Polizeibeamten sprach, da lächelte er, als wüsste er schon, dass dieser Transport kommen sollte.»

«Du weisst ja, ich habe mit dem Leutnant gesprochen, aber er fürchtete sich und hatte Bedenken.»

«Vielleicht wollte er nicht, dass ich davon weiss, aber das ist nicht so wichtig. Hauptsache, wir haben es geschafft!»

Einerseits war es wieder ein Misserfolg, weil Eichmann nicht dabei war; andererseits war es ein Erfolg: Sechs deutsche Militärfachleute, die gegen Israel hätten eingesetzt werden sollen, wurden an ihrem Vorhaben gehindert. Ich fuhr von Innsbruck zurück, verständigte Musa sofort und bedankte mich. Es hatte sich herausgestellt, dass er verlässlich war. Kurze Zeit darauf wurden die sechs deutschen Offiziere zurückgeschickt und das Geheimnis des Dr. Homsî gelüftet. Homsî war tatsächlich ein Deckname, sein wirklicher Name war Akram Tabarra, er war Obersturmbannführer der SS. Ein Jahr später ereilte Tabarra sein Schicksal. Er war einer der Vertrauten Hussni Zaims; als dieser durch einen neuerlichen Putsch hinweggefegt und hingerichtet wurde, verhaftete man auch Tabarra und drei seiner deutschen Freunde. Tabarra erhielt sieben Jahre Gefängnis. Seine deutschen Freunde flüchteten nach Beirut.

Lange Spaliere weinender Menschen säumten die Strassen an dem heissen Julitag 1949 in Tel Aviv, als ich mit Spokojny, einem Mitglied des Jüdischen KZ-Verbandes, hinter dem Sarg mit den Aschenurnen aus den Konzentrationslagern schritt. Nur wir beide gingen hinter dem Sarg, in einigem Abstand hinter uns die Stadtverwaltung von Tel Aviv, die angesehensten Bürger, Ver-

treter von Organisationen und Parlamentsmitglieder.

Schluchzen erschütterte die Massen, die dicht gedrängt am Gehsteig standen, und Schluchzen erschütterte auch die Reihen der Teilnehmer bei diesem Begräbnis. Jeder Einzelne hatte jemanden in der Nazizeit verloren, jeder dachte an Eltern, Brüder oder Kinder oder andere Verwandte. Ganz Tel Aviv war auf der Strasse, die Geschäfte waren gesperrt, der Zug bewegte sich langsam dahin.

Als ich im Mai 1945 das Konzentrationslager verliess und einerseits die Berge von Leichen, andererseits die Berge der Asche meiner Kameraden sah, dachte ich an ein symbolisches Grab für diese Tausende von Leidensgenossen, die den Weg des Verderbens gegangen waren. Ich war sicher, dass die Welt die Opfer des Judentums anerkennen und den Überlebenden einen Platz unter den freien Völkern dieser Erde gewähren würde. Wo könnte ein solches symbolisches Grab, wo könnte eine Gedenkstätte für die Millionen Umgekommenen einen würdigeren Platz finden als im jüdischen Staat? Es war eine Art Gelöbnis, wenn ich mir sagte, ich müsse etwas unternehmen, um ein solches symbolisches Grab zu errichten, für meine Kameraden, für die Tausenden und Hunderttausenden von Juden, die den Tag der Befreiung nicht mehr erlebt hatten, weil sie von einem unbarmherzigen Schicksal – und noch ärger, von unbarmherzigen Wesen, die sich Menschen nannten – ausgelöscht wurden.

Dieser Gedanke bewegte mich dauernd, und ich erinnerte mich an den Bericht in der Bibel: Als die Juden aus Ägypten auszogen, nahmen sie die Gebeine Josephs mit. Ich wusste, dass unser Unternehmen nur symbolische Bedeutung haben könnte. Berge von Asche befanden sich neben den Krematorien in Treblinka, in Auschwitz, in Mauthausen und an anderen Stätten des Grauens. In Österreich allein gab es vier Krematorien und hier haben Tausende ihr Leben ausgehaucht. Als ich den Jüdischen KZ-Verband in Österreich gründete, betrachtete ich die Verwirklichung dieses Vorhabens als eine seiner wichtigsten Aufgaben. Schon einige Monate nach der Gründung ernannte ich eine Kommission von Freunden aus den Konzentrationslagern. Sie fuhren von Lager zu Lager und nahmen symbolisch eine Urne voll Asche mit. Um aber auch jene Kameraden zu ehren, die auf andere Weise in den Konzentrationslagern umkamen, wo es keine Gaskammern und Krematorien gab, taten wir in eine Urne Erde von den blutgetränkten Appellplätzen. Üiese insgesamt dreissig Urnen wurden in einen Glassarg gebettet. Seit dem Jahre 1947 warteten wir auf die Gründung des jüdischen Staates, und als es im Mai 1949 endlich soweit war, setzten wir uns mit der israelischen Abteilung des Jüdischen Weltkongresses in Verbindung wie auch mit der Institution Yad Washem, die die Aufgabe hatte, das Andenken der umgekommenen Millionen von Juden zu bewahren.

In einem Flugzeug überführten wir diesen Sarg, der auf dem Flugplatz in Lod mit allen gebührenden Ehren empfangen wurde.

Die trauernden Massen, die Menschen, deren Blick an diesen Urnen haftete, als befänden sich in ihnen ihre Nächsten, ihre Liebsten, bewegten mich zutiefst. Es war ein Tag des Gedenkens, es war ein Tag, der die Freude über die Gründung des jüdischen Staates überschattete, es war ein Tag, an dem das Volk sich seiner Verluste bewusst wurde.

Ich ging hinter diesen Urnen und dachte an meine Familie, an meine Verwandten, ich dachte an meine Kollegen und an meine zahlreichen Kameraden, die die Zeit des Grauens mit ihrem Leben bezahlten.

Ich blickte zum Sarg hinauf und sah das Gesicht meiner Mutter. Ich sah sie so wie damals, da ich mich von ihr verabschiedete, als ich an diesem Augusttag 1943 zur Arbeit ging. Als ich zurückkam, war sie nicht mehr da. Eine Aktion im Ghetto raubte sie mir, ich sah sie nie mehr wieder.

Durch diesen Sarg blickten meine Freunde aus dem Ghetto zu mir herab, aus dem Konzentrationslager, die zu Tode gepeitscht oder in den elektrischen Stacheldraht gejagt wurden, – ich sah, wie sie in die Gaskammer abgeführt wurden, ich sah sie um ihr nacktes Leben flehen. Ich sah alle diese Bilder, die ich niemals im Leben werde vergessen können.

Auch die anderen Teilnehmer dieses ungewöhnlichen Begräbnisses empfanden dasselbe wie ich. Sie sahen die Toten, die kein Grab hatten, sie sahen die Toten, deren Asche in alle Winde zerstob. Ich blickte seitwärts in die Spalierreihen, weinende Männer, Frauen und Kinder beugten sich vor Schmerz. Sie waren von den Erinnerungen überwältigt.

Ich dachte an den Mörder der Millionen, ich dachte an Eichmann.

«Jüdische Totenlisten sind meine tägliche Lieblingslektüre», klang es mir auf einmal in den Ohren. Ein höhnendes Gelächter begleitete diese Worte. Ich verspürte einen Stich im Herz. Der Mörder dieser Millionen läuft frei herum! Er wird wahrscheinlich von diesem Begräbnis hören oder in einer Zeitung lesen. Er wird eine teuflische Freude verspüren, dass sein Mord so perfekt war. Wenn er von den weinenden Menschen liest, wird er sich freuen, dass jetzt, vier Jahre nach dem Kriege, die Juden immer noch leiden...

Der Zug kam bis Rechovoth. Der Staatspräsident Israels, Dr. Chaim Weizmann, erwartete uns und hielt eine ergreifende Ansprache. Ich stand neben dem greisen Führer des Judentums und sah, wie er weinte. Welche jüdische Familie war von diesem Massaker verschont geblieben? Ich wusste, in diesem Lande würde man die Toten niemals vergessen.

Der Zug bewegte sich in Richtung Jerusalem. Die ewige Stadt, eine der ältesten der Welt, die drei Religionen heilig ist, erwartete uns. Eine unübersehbare Menge säumte die Strassen, blockierte den Weg. Wer gehen konnte, hatte



sich eingefunden, um wenigstens einen Blick auf den Sarg zu werfen und durch Gebete die Toten zu ehren.

Auf dem Platze vor dem Gebäude der Jewish Agency wurde der Sarg aufgebahrt und eine religiöse Feier fand vor diesen Hunderttausenden statt, kein Auge blieb trocken. Dann bewegte sich der Zug knapp an der arabischen Demarkationslinie vorbei zum Berge Zion, wo der Sarg provisorisch untergebracht wurde. In der grossen Gedenkstätte, die Israel und das Weltjudentum den Millionen ihrer Angehörigen, die in der Nazizeit den Märtyrertod erlitten haben, allen kommenden Geschlechtern – den Toten zur Ehre und den Lebenden zur Besinnung – errichten wird, soll der Sarg dann endgültig bestattet werden.

Es war ein schwerer Tag für mich, ich bewegte mich in einem Meer von Leiden. Zahlreiche Rabbiner segneten mich, weil ich dieses Gelöbnis ausgeführt und weil ich den Grundstein für die Gedenkstätte für die Millionen unseres Volkes gelegt hatte.

Der Gedanke, dass der Mörder dieser Millionen sich irgendwo frei bewegte, bedeutete für mich eine Qual. Bis zu diesem Tage waren es genau vier Jahre, dass ich diesen Verbrecher suchte; es waren vier Jahre anstrengender Arbeit, Jahre eines dornigen Weges, der oft auch persönlich nicht ungefährlich war, Jahre, in denen ein Misserfolg den anderen ablöste, Jahre, in denen ich oft zweifelte.

Jetzt sah ich diese Massen, jetzt sah ich dieses weinende Gesicht Tel Avivs und Jerusalems und sagte mir: Diese Menschen müssen noch den Tag erleben, an dem Eichmann, der Mörder ihrer Familien, in Ketten ins jüdische Land gebracht wird!

## X. Kapitel

Ich war drei Wochen in Israel, wo ich dem Aussenministerium zahlreiche Dokumente über die deutsch-arabische Zusammenarbeit übergab, so über die Rolle der Palästina-Deutschen vor und während des Krieges. Durch diese wurden die Palästina-Deutschen, die seit Jahrzehnten mit den Juden zusammenlebten, aufs Schwerste belastet. Ich bereiste das Land vom Norden bis in die Beduinen-Lager an der Grenze der Halbinsel Sinai im Süden. Dabei erkannte ich, dass sich dieser Staat vorläufig mehr auf die Begeisterung seiner Einwohner als auf eine nennenswerte Militärmacht stütze. Ich sah die klaffenden Wunden an den Grenzen und wusste, dass die Ägypter und Syrer pausenlos in Deutschland und Österreich Militärfachleute warben, dass sich in diesen Staaten der Abschaum der KZ-Verbrecher, die ihrer gerechten Strafe entgangen waren, konzentrierte, um den Arabern zu helfen, eines Tages den jüdischen Staat und seine Einwohner auszuradieren. Die Namen der KZ-Mörder und anderer Verbrecher, die sich in Ägypten und in Syrien befanden, gingen mir nicht

aus dem Kopf. Ich überschätzte bestimmt ihren militärischen Wert; aber es war mir ein Beweis, dass sie überall und immer bereit sind, Hand anzulegen, um ein neues Blutbad anzurichten.

Nach meiner Rückkehr erwartete mich eine Nachricht Musas. Diese war mir zum Teil ein Trost, da ich darin die Bestätigung sah, dass Eichmann noch nicht in den Nahen Osten gelangt war. Ich traf Musa in Salzburg.

«Ich habe in den Zeitungen gelesen, was du in Israel getan hast, und war stolz auf dich, ich möchte dir sagen, dass viele Nichtjuden tief bewegt waren, als sie von der Teilnahme einer ungeheuren Menschenmenge in Israel an der Bestattung der Asche, die du überbracht hattest, lasen.»

Ich bedankte mich für seine anerkennenden Worte. Ich war mit dem Gefühl aus Israel gekommen, etwas für meine toten Kameraden getan zu haben. Die grosse Beteiligung der Bevölkerung Israels hatte mir recht gegeben.

«Nun, Musa, was weisst du Neues?»

Er lächelte. Darin sah ich ein gutes Zeichen.

«Auf alle Fälle haben wir noch nichts versäumt. Eichmann ist noch mit Bestimmtheit in Europa, die Araber suchen ihn. Vor allem sein Freund, der Mufti, hält nach ihm Ausschau.»

«Ist er etwa selbst hier?»

«Allah behüte, er hat einen Getreuen geschickt. Es handelt sich um einen gewissen Hussein Haurani. Ich glaube, der war schon während des Krieges einmal in Deutschland. Er ist seit zehn Tagen hier, suchte den INSAF und das ‚Grenzlager‘ Ulm auf, besuchte irgendeinen Grafen Strachwitz, der arabische Einkäufer berät und ihnen Verbindungen beschafft. Er schnüffelt überall herum, um etwas über Eichmann zu erfahren.»

«Hast du mit Haurani gesprochen?»

«Ja, als er bei der INSAF war, sprach er mit mir. Ich erkundigte mich nach meinem alten Bekannten, dem Mufti. So erzählte er mir den Zweck seiner Mission. Er sagte mir, er habe aus Ägypten eine Adresse in Salzburg, eine in München und eine in Köln mitgebracht. Unter einer dieser Adressen glaube er die Leute zu finden, die ihn zu Eichmann bringen könnten.»

«Hat er dir keine dieser Adressen genannt?»

«Nein, er erwähnte nur, dass er in diese drei Städte fahren müsse; ich konnte nicht weiter drängen. Dreimal sprach ich mit ihm, davon einmal zufällig. Dabei fragte ich ihn, was sich der Mufti von Eichmann verspreche. Er wollte anfangs keine Erklärung geben, sondern stellte mir Fragen und sondierte so meine Einstellung. Ich wusste, worauf er hinauswollte, und fragte ihn deshalb nach den arabischen Flüchtlingen aus Palästina. Das brachte Haurani, der – wie ich glaube – selbst aus Nablus stammt, zum Sieden.»

Musa wurde ernst. Ich unterbrach ihn nicht.

«Weisst du, Simon, so viel Hass, wie ich in diesem Menschen gesehen habe, sah ich bisher nur in der Nazizeit. Er beschrieb mir die psychologische Wirkung, die es auf die Juden Israels haben würde, wenn sie erführen, dass sich Eichmann in einem arabischen Land aufhalte und nur auf seine Stunde warte. Haurani und anscheinend auch der Mufti versprachen sich davon, dass die Juden in panischer Angst Israel verlassen würden.»

«Als ich unten in Israel war, erzählte man mir auch von einer panischen Angst, und zwar von der Angst, die die Araber Palästinas aus dem Lande getrieben hatte. Das, was einmal in der Nazizeit war, wird sich nicht mehr wiederholen. In Israel lacht man über die Deutschen, die jetzt in Ägypten unter dem Oberbefehl eines ihnen verhassten Semiten stehen und auf Krieg mit Israel warten. Hitlers ‚Mein Kampf‘ sei ins Arabische übersetzt worden. Dabei mussten alle Seiten entfernt werden, in denen sich Hitler gegen alle Semiten, einschliesslich der Araber, aussprach. Nun aber zu Haurani. Wie kann man erfahren, wohin er fährt, mit wem er spricht und ob er Kontakt zu Eichmann bekommen hat? Bist du in der Lage, Haurani zu überwachen?»

«Ich kann Haurani treffen, da er noch bei der INSAF vorbeikommen wird. Dann kann ich eventuell mit ihm verabreden, ihm vor seiner Abreise noch einen Brief an den Mufti zu übergeben unter dem Vorwand, dass dieser Brief nicht durch die Zensur gehen dürfe.»

«Das ist gut. Weisst du, Musa, ich habe irgendwie den Eindruck, dass es Eichmann keineswegs zu seinen arabischen Freunden zieht. Er müsste schon in sehr grosser Bedrängnis sein, dass ihm die Zuflucht im Nahen Osten als einzige Rettung erschiene. Eichmann hatte immer Juden gegenüber einen Minderwertigkeitskomplex, auf dem sein späterer Grössenwahn basiert. Nach der Gründung des Staates Israel, von der er doch gehört haben muss, und von der Tatsache, dass die Juden sämtliche arabischen Armeen geschlagen haben, dürfte er keine allzu grosse Meinung von den Arabern haben. Aber dennoch würde mich die Mission Hauranis interessieren.»

Ich war mir bewusst, dass wir nicht genügende Mittel hatten, Haurani zu überwachen. Zwar konnte ich mich an die Amerikaner in Deutschland wenden, doch müsste ich etwas Konkretes anbieten, aber ausser dem Gespräch Musas mit Haurani gab es nichts Konkretes. Ich bekämpfte das Gefühl der Ohnmacht und sagte mir, Eichmann wolle nicht in den Nahen Osten gehen, weil er dazu schon längst die Möglichkeit gehabt hätte. Vielleicht hielt ihn der Gedanke zurück, dass er seine Familie dorthin nicht mitnehmen konnte. Kaum einer der Deutschen, die in den Nahen Osten gingen, nahm seine Familie mit. Für sie war Ägypten oder Syrien ein Wartesaal, in dem sie die schlimme Zeit der Verfolgung der Kriegsverbrecher überdauern wollten. Eichmann musste sich sagen: Alle wird man vergessen, mich jedoch nicht. Und daher – so glaubte ich

– würde er nicht auf die Nahost-Karte setzen. Ich wusste, dass diese Überlegungen ohne viel Logik waren, aber was blieb mir sonst übrig.

Arthur hatte bereits Ende 1947 Österreich verlassen. Die Leute, die nach ihm kamen, hatten entweder wenig Zeit oder wenig Verständnis. Sie waren ausgesprochene Parteileute, und ich hatte mit ihnen nur sehr wenig Verbindung. Ich gehörte bis zum Jahre 1932 den Revisionisten und bis zum Jahre 1939 der Judenstaatspartei an. Seit dieser Zeit war ich parteilos. Das konnten mir viele nicht verzeihen und wollten mich unbedingt einer rechtsstehenden Partei, das heisst der Opposition zuzählen. Sie duldeten einfach keine Parteilosens und konnten nur in Schablonen denken. Das Bild änderte sich natürlich durch die Gründung Israels, doch hatte Israel im Gründungsjahr so viele Sorgen und Aufgaben, dass es seinen Vertretern im Auslande einfach nicht zuzumuten war, sich mit Aufgaben dieser Art zu belasten. Ich informierte zwar von Zeit zu Zeit die Vertreter Israels über meine Arbeit in der Sache Eichmann, verlangte und erhielt aber von ihnen keine Hilfe in irgendeiner Form.

Wenn ich Informationen erhielt oder auf etwas stiess, was meiner Meinung nach für Israel von Interesse war, verständigte ich natürlich die Vertreter Israels.

Wie konnten sie mir aber in der Sache Haurani helfen? Ich war mir meiner Ohnmacht bewusst. Ich vertraute auf Musa, der mir bereits so viele Beweise seiner Zuverlässigkeit gegeben hatte.

Ich täuschte mich nicht. Eines Tages trafen wir einander wieder an der deutsch-österreichischen Grenze. Er setzte mich davon in Kenntnis, dass Haurani beabsichtige, nach Österreich zu kommen; er habe sich eine Karte des Salzkammerguts gekauft.

«Nun schlägt es dreizehn! Er hat also wahrscheinlich die richtige Spur gefunden. Was ich brauche, ist eine Personenbeschreibung von Haurani oder ein Bild.»

«Ein Bild habe ich nicht, ich kann dir nur beschreiben, wie er aussieht. Er dürfte zwischen vierzig und fünfundvierzig Jahre alt sein, mittelgross, höchstens 170 Zentimeter, kleiner Schnurrbart, dunkler Typ.»

«Ich glaube, so sieht jeder Durchschnittsaraber dieses Alters aus. Hat er etwas Charakteristisches, woran man ihn erkennen könnte? Würdest du ihn von rückwärts auf der Strasse erkennen?»

Musa überlegte, ich sah, dass er sich Mühe gab, etwas aus seinem Gedächtnis herauszufinden, was mir dienlich sein könnte.

«Weisst du, er geht leicht vorgebeugt und macht kurze Schritte.»

«Wenigstens etwas; ich werde mir Mühe geben.»

Ich mobilisierte einige Freunde in Linz, vor allem Gajewski, und gab ihnen die Personenbeschreibung. Dann fuhr ich nach Gmunden, sprach mit dem Major und bat ihn, mich zu verständigen, wenn ein Araber, der auf diese Beschreibung passte, oder überhaupt ein Araber, auftauche. Ich fuhr nach Bad Ischl und

Bad Aussee und sprach dort mit Leuten, die mir verlässlich schienen. Gajewski hatte auch seinerseits einige Leute, mit denen er zusammenarbeitete, auf den Araber aufmerksam gemacht.

Musa verständigte mich, als Haurani München verlassen hatte. Drei Tage später kam Gajewski ganz aufgeregt zu mir ins Büro und erklärte, in Linz auf der Strasse einen Araber gesehen zu haben, auf den die Beschreibung Hauranis passte. Deshalb fragten wir in den Hotels an, ob dort ein gewisser Haurani gemeldet sei. Da die Hotelmeldungen die Polizei erst einige Tage später erreichten, war diese Massnahme notwendig. Es bestand natürlich die Wahrscheinlichkeit, dass sich Haurani in Österreich nicht mit diesem Namen, sondern mit falschem Namen melden würde. Die Personenbeschreibung, die mir Gajewski gab, ergänzte die mir bereits bekannte durch eine nicht unwichtige Angabe: er trug einen hellen Trenchcoat. Ich hörte noch von anderer Seite, die Angaben Gajewskis ergänzend, von einem Wagen Marke Citroën mit ägyptischer Nummer. Das konnte alles zusammenpassen. Ich gab deshalb eine Depesche an Musa auf und bat um seinen Anruf. Wir konnten natürlich nicht frei reden, deshalb fragte ich:

«Hat dein Freund einen Citroën?»

«Ja», war seine Antwort. Das genügte mir.

«Danke», sagte ich.

Nun wusste ich schon mehr. Ich liess Gmunden, Bad Ischl und Bad Aussee wissen, dass ein Araber mit einem Citroën unterwegs sei. Ich war sicher, dass der Citroën ins Ausseer Gebiet kommen würde. Kurz entschlossen fuhr ich vorerst nach Goisern; das Parkhotel dort gehörte einem Vetter von mir, der in England lebte. Dieses Hotel war seinerzeit arisiert worden, ich hatte es aber für meinen Vetter zurückerhalten können. Von Goisern aus waren es nur wenige Kilometer nach Bad Aussee, Ischl und auch nach Gmunden. Ich wusste, dass ich in Goisern unbeobachtet war, denn zu dieser Zeit kannten mich schon allzu viele Nazis und Mitglieder der nazistischen Untergrundbewegung. In Goisern jedoch fiel ich niemandem auf, denn dort hatte mein Kommen gewissermassen eine Rechtfertigung.

Ich war sicher, dass Haurani, falls er Eichmann fand, ihn nicht gleich mitnehmen würde. Bereits in Linz hatte ich erfahren, dass ausser einem Chauffeur nur noch eine Person in dem Citroën gewesen war. Sollten also im Ausseerland anstatt zwei drei Personen im Citroën sitzen, dann war ich entschlossen zu handeln. Ich hatte mit Gajewski ausgemacht, ich würde ihn dann verständigen, dass er die österreichische Polizei benachrichtigen solle, um den Wagen abzufangen. Ich selbst hatte auch einen Wagen und konnte dem Citroën im Bedarfsfälle folgen.

Auf dem Wege nach Goisern besuchte ich den Major und bat ihn, sobald er etwas erfahre, mich in Goisern zu benachrichtigen. Gleich nach meiner An-

kunft in Goisern nahm ich ein Zimmer und ersuchte, alle Nachrichten für mich zu notieren, und machte einen Abstecher nach Bad Aussee. Dort benachrichtigte ich einige Bekannte und bat diese, mich sofort zu verständigen, falls ein Citroen dort auftauche. Dann fuhr ich nach Goisern zurück, wo ich übernachtete. Am nächsten Tag postierte ich mich auf der einzigen Strasse, die durch Goisern Richtung Aussee führte. Es ereignete sich nichts. Ich rief Gajewski an, der teilte mir mit, der Citroën mit dem Araber sei gestern noch in Linz gewesen. Also hiess es weiter auszuharren.

Am nächsten Tag, als ich gerade beim Frühstück war, rief mich Bad Aussee an:

«Ein Citroën mit ägyptischer Nummer ist in Richtung Grundlsee gefahren», rief mein Bekannter an. «Leider habe ich keinen Wagen, um ihm zu folgen.»

«Sagen Sie, ist Grundlsee nicht die falsche Richtung? Ist er nicht nach Altaussee gefahren?»

«Vielleicht ist es eine Vorsichtsmassnahme. Können Sie sich vorstellen, dass ein Wagen mit ägyptischer Nummer vor dem Hause der Frau Eichmann auftaucht?»

«Wieviel Personen waren drinnen?»

«Zwei, einer schien der Chauffeur zu sein, der andere trug einen hellen Trenchcoat.»

«Bitte bleiben Sie auf der Strasse, ich komme sofort.»

Der Pötschenpass, über den man in das Ausseerland fahren muss, war zu dieser Zeit nur auf einer ziemlich schlechten und sehr steilen Strasse zu überqueren. Von Goisern nach Aussee waren es keine zwanzig Kilometer, doch ich brauchte hierfür weit über eine halbe Stunde. Endlich war ich dort. Ich fuhr zum Hotel «Erzherzog Johann», wo ich vor dem Eingang meinen Bekannten traf, der die Strasse von Grundlsee unter Beobachtung hielt. Ich wollte zum Gendarmerieposten in Bad Aussee gehen, doch hatte ich eigentlich keine Handhabe zum Einschreiten. Meine Bekannten hatten mir nicht gesagt und ich hatte in der Eile zu fragen vergessen, ob der ägyptische Wagen ein Diplomatenschild hatte. Das fiel mir jetzt ein, als ich überlegte, ob ich den Postenkommandanten aufsuchen sollte. Ich wusste, dass er es nicht wagen würde, einen ausländischen Diplomatenwagen anzuhalten. Das waren die Tücken, die ein Amateur wie ich eben in Kauf nehmen musste.

Zwei Stunden warteten wir auf die Rückkehr des ägyptischen Wagens. Es begann zu regnen. So stiegen wir in meinen Wagen und beobachteten durch die Fensterscheiben die Strasse. Auf einmal flitzte ein dunkler Citroën an uns vorbei, dem wollte ich nachfahren. Mein Bekannter stieg aus, ich sagte nur noch, dass ich mich wieder melden würde. Der Wagen hatte einen ziemlichen Vorsprung, ich sah, wie er die steile Auffahrt zum Pötschenpass nahm. Dann

verlor ich ihn aus den Augen. Nach ungefähr einer Viertelstunde tauchte er wieder auf der Pötschenpasshöhe auf, aber erst in Goisern holte ich ihn ein. Als er ungefähr zwanzig Meter vor mir war, bemerkte ich, dass sich nur der Chauffeur im Wagen befand, das heisst, dass der Araber in Grundlsee geblieben oder in einen anderen Wagen umgestiegen war. Es hiess daher umkehren. Der Wagen hatte übrigens eine CD-Nummer.

Nach ungefähr einer drei viertel Stunde meldete ich mich wieder bei meinem Bekannten in Bad Aussee und erzählte ihm, dass wir zum Narren gehalten worden waren und sich nur der Chauffeur in dem Wagen befunden hatte.

«Wir wurden nicht zum Narren gehalten, sondern der Araber suchte jemanden in Grundlsee auf, mit dem er eventuell weiterfahren würde. Zurück würde er dann entweder mit dem Zug oder mit einem anderen Wagen fahren. Wahrscheinlich hatte er den Chauffeur instruiert, wo er ihn erwarten solle.»

Ich überlegte eine Weile und sagte mir dann: Es kann stimmen, da ein Wagen mit ägyptischer Nummer zu dieser Zeit in Aussee sowohl den Österreichern wie auch den Amerikanern aufgefallen wäre. Und noch dazu ein Wagen mit einer CD-Nummer.

«Sind in der Zwischenzeit mehrere Wagen aus Richtung Grundlsee gekommen?»

«Sicherlich, es sind ja auch schon einige gekommen, als wir gemeinsam auf den ägyptischen Wagen warteten.»

«Wir sollten nach Altaussee fahren. Wenn der Araber in einen anderen Wagen umgestiegen ist, müsste er, da man von Grundlsee nicht viele Möglichkeiten hat, nach Altaussee fahren, was, wie ich vermute, sein Ziel ist. Vielleicht ist er noch dort, und wir können ihn stellen.»

«Sie haben recht!»

Wir fuhren nach Altaussee und überlegten unsere Pläne. Keineswegs durften wir mit dem Wagen bis Fischerndorf Nr. 8 fahren, wo Frau Eichmann wohnte. Wir hielten deshalb rund zweitausend Meter davor. Mein Bekannter hatte in der Nähe des Hauses, in dem Frau Eichmann wohnte, einen bekannten Handwerker, der im Jahre 1945 Eichmann gesehen hatte und ziemlich gut über die Besucher der Frau Eichmann informiert war. Als Handwerker arbeitete er am Fenster und beobachtete dabei die Strasse. So wusste er immer, was bei seinen Nachbarn los war.

Ich blieb im Wagen zurück und dachte nach, ob ich etwas falsch gemacht hatte. Vielleicht wäre es besser gewesen, so überlegte ich, dem ägyptischen Wagen nachzufahren und zu warten, bis Haurani kam, um etwas über seinen etwaigen Begleiter zu erfahren. Dazu war es jetzt viel zu spät. Ich wollte nicht aussteigen, da es der Sache nicht förderlich war, wenn mich allzu viele Leute in Aussee sahen.

«Wir können zurückfahren», sagte mein Bekannter bei seiner Rückkehr. «Wir sind um eine knappe halbe Stunde zu spät gekommen.»

Ich biss mich in die Lippen.

«Nicht den Kopf hängen lassen», fuhr er fort, «es passiert oft im Leben, dass man um eine halbe Stunde zu spät kommt. Eigentlich ist ja nichts passiert.»

«Was haben Sie erfahren?»

«Vor ungefähr einer Stunde kam ein Mercedes und fuhr bis zum Seehotel. Es befanden sich zwei Personen darin. Der Wagen parkte vor dem Seehotel. Ein Mann im hellen Trenchcoat begab sich in das Haus Wimmer, wo Frau Eichmann wohnt.»

«Fragten Sie, wie der Mann aussah?»

«Ja, er sagte, der Mann sah wie ein Jude aus. Das wunderte ihn sogar.»

«Und weiter?»

«Er blieb fast eine halbe Stunde dort und verliess dann das Haus. Einige Minuten später sah er den Mercedes in Richtung Bad Aussee zurückfahren.»

«Hat Ihr Mann vielleicht die Autonummer des Mercedes gesehen?»

«Er sagte, dass es sich um eine O-Nummer gehandelt habe.»

«Also jemand aus Oberösterreich.»

«Ja.»

«Was sollen wir jetzt tun?»

Trotz des Regens stiegen wir aus. Ich war so nervös, dass ich es im Wagen nicht ausgehalten hätte und Luft schnappen wollte. Dann überlegte ich laut:

«Er hat Eichmann nicht erreicht, sondern mit seiner Frau gesprochen. Die Adresse der Frau hätte er ohne Weiteres in Salzburg, Linz oder auch in München erfahren können, da hätte er ja nicht nach Grundlsee zu fahren brauchen. Ich nehme an, dass man ihm die Adresse eines Kontaktmannes zu Eichmann, eben zu jenem Mercedes-Besitzer gegeben hatte, der ihn mit Eichmann zusammenbringen sollte. Der Kontaktmann brachte ihn aber nicht mit Eichmann zusammen, sondern führte ihn zu seiner Frau.»

Mein Gesprächspartner stimmte mir zu. Ihn interessierte vor allem, wem dieser Mercedes gehört habe.

«Wieviel Leute in Grundlsee besitzen einen Mercedes? Die Ortschaft ist nicht gross, es könnte dort zwanzig Autos geben, davon wären im besten Falle zwei bis drei Mercedes-Wagen. Das müsste sich doch leicht feststellen lassen.»

«Ich bin mir bewusst, dass wir den Kontaktmann zu Eichmann haben, wenn wir den Wagenbesitzer feststellen. Es steht ausser Zweifel, dass der Araber mit einer Adresse in Grundlsee hierhergekommen ist.»

Ich fuhr nach Linz zurück. Anstatt nach Hause zu gehen, sprach ich bei der Militärpolizei vor, um mit Gajewski zu sprechen und ihm mein Missgeschick zu berichten.

«Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, du hast keine Fehler began-



gen, obwohl du mit nichts zurückkehrtest. Auch dein Araber ist anscheinend mit leeren Händen weggefahren.»

Ich zog Bilanz aus den Geschehnissen und musste erkennen, dass der Kontakt zwischen dem Mufti über Haurani zu Frau Eichmann hergestellt worden war. Ich warf die Frage auf, wie sich Haurani wohl mit Frau Eichmann verständigt hatte. Musa hatte gesagt, dass Haurani etwas Deutsch spräche. Frau Eichmann war, wie ich aus vielen Erzählungen wusste, ziemlich scheu und vermied Gespräche mit Unbekannten. Wenn er eine halbe Stunde bei ihr gewesen war, dann musste er mit irgendeiner Empfehlung erschienen sein, oder jemand hatte vorher angerufen und ihn angemeldet, ansonsten hätte er nicht so lange bleiben können. In einer Unterredung von einer halben Stunde kann man vieles sagen. Vielleicht brachte er einen Brief und nahm auch ein Schreiben in Empfang. Das waren lauter Rätsel, die ich nicht zu lösen vermochte. So beschloss ich, den Ball Musa zuzuspielen. Schreiben wollte ich nicht, telefonieren konnte man eine solche Sache nicht, deshalb despeschierte ich, dass ich nach München käme. Musa erwartete mich am Bahnhof.

«Ich glaube, jetzt bist du an der Reihe, Musa. Ich möchte dir nur berichten, dass Haurani bei Frau Eichmann war, es ist ihm gelungen, mich abzuschütteln. Hätte er mich nicht abgeschüttelt, wäre auch nichts dabei herausgekommen. Glaubst du, dass er noch zur INSAF kommt?»

«Das glaube ich nicht, denn er war vor einigen Stunden dort. Als ich kam, war der gute Mann schon weg. Er hat mich auch nicht gesucht, was mich wundert, denn ich bat ihn doch, einen Brief für den Mufti mitzunehmen.»

So verlief wieder eine Spur im Sande.

Ich traf Musa auch im nächsten Jahr noch einige Male, doch gab es nichts Besonderes: bosnische Transporte, Erzählungen von Rückkehrern, ägyptische und syrische Aktivität bei Einkäufen.

Ich möchte das arabische Kapitel abschliessen und muss deshalb etwas in der Zeit vorgreifen. Im März 1950 traf ich Musa wieder. Da zeigte er mir einen Brief, den er vom Mufti erhalten hatte. Dieser Brief war mir der beste Beweis, dass die Aktion Hauranis gescheitert war, denn der Mufti fragte bei Musa an, ob er etwas von Eichmann gehört habe, es seien verschiedene unglaubwürdige Gerüchte im Umlauf. Deshalb wäre er Musa verbunden, wenn er ihm etwas Konkretes mitteilen könnte.

«Siehst du, wir brauchen uns keine Vorwürfe zu machen, dass wir etwas versäumt haben. Wäre Eichmann in Ägypten oder in einem anderen nahöstlichen Land, hätte der Mufti nicht geschrieben. Übrigens lädt er mich in diesem Briefe zu sich ein, er will mir sogar Geld überweisen. Dass er aber die Sache mit Eichmann in den Brief eingeflochten hat, beweist mir, dass er auf eine Gegenleistung für die Spesen, die ich ihm machen würde, hofft.»

«Weisst du, ich hätte grosse Lust, dich zu überreden, nach Kairo zu fahren.»

«Du willst mich umbringen, Simon. Wenn der Mufti erfährt, dass wir Freunde sind, kannst du mich abschreiben. Er hat dein Buch nicht vergessen. Ich bin sicher, dass er weiss, was du machst.»

Ich habe Musa später noch einmal getroffen, bevor er nach Südamerika auswanderte. Ich war gerade dabei, die Nazi-Fluchtwege aus Deutschland zu verfolgen; es war dies zu einer Zeit, als Eichmann nicht mehr in Europa war. Da die Fluchtwege der Nazis sich mit gewissen Transportwegen, die die Araber benützten, deckten, wollte ich noch weitere Einzelheiten von ihm.

Der Schlüssel zu Eichmann lag in der Überwachung von Eichmanns Familie. Ich zweifelte nie daran, dass seine Frau wusste, wo er sich aufhielt. Ich zweifelte auch nie daran, dass die Familie in Linz, vor allem der Vater und vielleicht auch sein Bruder Otto, von Zeit zu Zeit Nachrichten von Eichmann erhielten. Ich informierte die Amerikaner, die die Familie kannten, von dieser Ansicht. Dennoch konnte der CIC zu einer Zeit, als es noch die Postzensur gab, nichts Verdächtiges in der Post der Familie Eichmann feststellen. Sie gaben es daher auf, auf diese Weise zu irgendwelchen Nachrichten zu gelangen. Befragungen der Familie waren zwecklos, führten zu nichts und wurden seit 1947 nicht mehr wiederholt. Als eine Registrierungspflicht für Nationalsozialisten angeordnet wurde, unterzogen sich drei Mitglieder der Familie dieser Pflicht.

Der Vater Adolf Eichmann sen. war im Mai 1938, also zwei Monate nach dem deutschen Einmarsch, der Partei beigetreten. Bruder Otto trat ebenfalls im Jahre 1938 in die Partei und auch in die SA ein. Bruder Friedrich folgte ein Jahr später in Partei und SA. Trotzdem galt die Familie nicht als ausgesprochen nazistisch; ihre Parteimitgliedschaft war vielleicht unter dem Einfluss Adolfs erfolgt. Die Amerikaner hatten ohne Ergebnis verschiedene Nachforschungen über die drei Parteigenossen durchgeführt. Es handelte sich um einfache Mitläufer. Solche Familien gab es in Österreich Tausende. Wenn nicht Adolf Eichmann so ungeheure Verbrechen auf sich geladen hätte, wäre die Familie für alle ganz und gar uninteressant gewesen.

Ganz anders verhielt es sich mit der Familie von Frau Eichmann. Dort gab es genügend echte Nutzniesser. Das Milieu, dem Frau Eichmann entstammte, war auch ein ganz anderes als das der Linzer Eichmann-Familie. Ich konnte feststellen, dass es zwischen beiden Familien ungeachtet dessen, dass Frau Eichmann unter ihrem Mädchennamen Veronika Liebl lebte und sich als geschieden ausgab, ziemlich enge Verbindungen gab. Die Verbindungen waren als Sorge um die drei Kinder Eichmanns, Klaus, Dieter und Horst, getarnt. Frau Eichmann musste nach aussen hin nachweisen, wovon sie lebte. Da kamen ihr die Abschnitte von monatlichen Geldüberweisungen, die auf etwa tau-

send Schilling lauteten und von ihrem «ehemaligen» Schwiegervater Adolf Eichmann in Linz stammten, zugute.

Aus Aussee kam einmal die Nachricht, dass Frau Eichmann versucht hatte, sich mit einem Gendarmeriebeamten anzufreunden. Ob dieser Versuch so gewertet werden konnte, dass sie durch Freundschaft mit einem Gendarmen über die Schritte der Sicherheitsbehörden informiert sein wollte, ist nicht geklärt. Diese Angelegenheit war jedoch für alle weiteren Schritte von Wichtigkeit. Ich erzählte beim CIC Linz Mr. Hackner, der sich als Jude für die Sache Eichmann interessierte, von dem Gerücht. Einige Zeit später sagte mir Hackner, er habe seinen Kollegen in Bad Aussee um Auskunft ersucht, worauf dieser bestätigte, davon gehört zu haben, jedoch die Sache als harmlos darstellte. Die Initiative sei wahrscheinlich von dem Gendarmen selbst ausgegangen, der sich einer «geschiedenen» Frau annehmen wollte. Vielleicht war alles nur Tratsch oder eine der Tarnmassnahmen, die von Seiten Frau Eichmanns unternommen wurden.

Es war jedoch besonders im Ausseerland, in dem viele Nazis, die ihrer Gesinnung treu blieben, beheimatet waren, äusserste Vorsicht geboten.

Ungefähr zwei Monate nach meiner missglückten Aktion im Ausseerland besuchte mich ein Untersuchungsbeamter der oberösterreichischen Sicherheitsdirektion. Wir waren schon früher laufend in Kontakt gewesen, da die Documentation Anklagematerial, das sich gegen Personen richtete, die in Oberösterreich beheimatet waren, oft der Sicherheitsdirektion zur Verfügung stellte. Andererseits richtete diese Behörde oft an uns Anfragen, die wir gerne beantworteten. Diesmal galt der Besuch dem Thema Eichmann. Ich berichtete von den Erfahrungen, die ich im Oktober 1949 im Ausseerland gemacht hatte, und erwähnte den aus Grundlsee kommenden Mercedes und den Besuch des Arabers bei Frau Eichmann.

«Das ist ungeheuer interessant. Unsere gegenwärtige Spur führt auch über Grundlsee.»

Dem Beamten leuchteten die Augen. Er hatte eine ziemlich umfangreiche Akte bei sich und blickte hinein, dann stellte er mir Fragen:

«Sie haben doch von Burger gehört?»

«Selbstverständlich.»

«Dieser soll, wie wir erfuhren, mit Eichmann zusammen sein.»

«Die Spur, die die Amerikaner bei der Fahndung nach Burger seit dessen Ausbruch aus Glasenbach verfolgten, verlief sich in der Steiermark. Mir wurde gesagt, dass die Engländer ihn in der Gegend von Liezen verloren haben. Dann hat man ihn nicht mehr gesucht.»

«Unsere Spur führt auch in diese Gegend, es scheint also zu stimmen. Ich sprach heute mit einigen Beamten vom CIC, und sie legten mir nahe, die Sache mit Ihnen eingehendst zu besprechen.»

«Ich bin gern bereit, Ihnen mein gesamtes Wissen zur Verfügung zu stellen,

und Ihnen jede mögliche Hilfe angedeihen zu lassen, wenn das zur Ergreifung Eichmanns führen sollte.»

«Ich freue mich, dass Sie offen mit mir sprechen. Wir haben eine Verbindung Eichmanns zu der in der Steiermark tätigen Untergrundgruppe festgestellt. Burger dürfte Mitglied dieser Gruppe sein, sich aber mehr auf Kurierdienste spezialisieren. Eichmann aber hockt auf einem Platz. Sein Stab hat – wie Sie wissen – in den Alpen gewisse Schätze vergraben, womit verschiedene Unternehmungen in Österreich wie in Deutschland finanziert werden. Wir haben diesbezüglich durch Vermittlung der Amerikaner Kontakt mit der bayerischen Polizei, die uns gewisse Informationen, die im Interesse beider Länder sind, zukommen liess. Wenn es uns gelingt, Eichmann hier auszuschalten, dann ist auch ein Teil der Versorgungsbasis aller Gruppen zerstört.»

«Ich frage nicht aus Neugierde, sondern um vielleicht helfen zu können. Ihr habt einige Untergrundgruppen gesprengt; habt Leute zur Verfügung, die Mitglieder in den Untergrundgruppen sind. Was wurde von diesen über die Finanzierung bekannt?»

«Nur das, was ich Ihnen sagte. Es handelt sich um Fünfergruppen, wo ein Mann nur fünf Leute kennt, von diesen fünf kennt jeder wieder nur fünf Leute. Wir stellten fest, dass im Auftrage der Untergrundbewegung ‚Sechsgestirn‘ Suchgruppen im Ausseer Gebiet waren, die nach Weisungen von Burger mit Hilfe von Minensuchgeräten Verstecke aufstöbern wollten.»

«Davon habe ich auch gehört. Es wurde mir sogar berichtet, dass es dabei zu Streitigkeiten gekommen sei, da ein solches Versteck, in dem sich zwei Kisten hätten befinden sollen, von der Suchgruppe leer vorgefunden wurde. Das heisst, dass die Kisten von einer anderen Gruppe oder möglicherweise von jenen Personen, die sie versteckt hatten, geborgen wurden.»

Ich fühlte aus der Zurückhaltung des Beamten, dass er mir nicht alles sagen konnte. Deshalb beschloss ich, mich möglichst teuer zu verkaufen, das heisst auch einiges zurückzuhalten, aber so, dass er merkte, dass ich nicht alles gesagt hatte.

«Herr Ingenieur, Sie verfügen über Erfahrungen in der Sache Eichmann und über amerikanische Berichte, die uns nicht zugänglich sind. Sie haben uns seinerzeit die Fotografie Eichmanns gegeben, die wir nicht hatten, Sie sind in dieser Angelegenheit besser bewandert als jeder andere von uns. Schliesslich ist ja Eichmann von uns ausgeschrieben und seine Verhaftung ist schon deswegen unsere Pflicht. Dazu kommt noch die Sache mit der Untergrundbewegung.»

«Ich würde Ihnen gern alles sagen, wenn andererseits auch Sie nicht mit dem zurückhalten, was Sie wissen. Meine Verlässlichkeit steht für Sie ausser Frage, sonst wären Sie nicht zu mir gekommen. Ihr habt die Spur Eichmanns entdeckt und wollt ihn verhaften, ich will euch gern dabei helfen. Ihr braucht nicht meine

physische Hilfe, sondern meine Kenntnisse. Überlegen Sie sich alles, wir können uns am Nachmittag noch einmal treffen. Ich werde in der Zwischenzeit alle Punkte aus meinem Eichmann-Dossier zusammenstellen, die für Sie von Wichtigkeit wären.»

Das war am 20. Dezember 1949. Der Beamte kam erst am nächsten Tag. Anscheinend wurde die Angelegenheit im Amte genauestens erörtert. Auf seine Bitte schickte ich sogar meine vertrauten Freunde der Documentation nach Hause, so dass wir allein im Büro verblieben.

«Zwischen dem 28. Dezember und 2. Januar wollen wir im Ausseerland eine Razzia unternehmen. Uns ging nämlich eine ziemlich sichere Meldung zu, dass Eichmann ins Ausseerland kommt, um am Silvesterabend seine Frau zu besuchen; wahrscheinlich will er seine Kinder sehen. Wie unsere Leute versichert haben, ist diese Nachricht verlässlich. Frau Eichmann wurde die Nachricht bereits von einem Mann in einem Mercedes, wie also im Falle mit dem Araber in Altaussee, übermittelt. Es war ausgesprochenes Pech, dass genauso wie in Ihrem Falle nur eine O-Nummer festgestellt wurde. Wir nehmen an, dass der Wagen aus der Gegend Grundlsee stammt. Ich weiss, dass Sie im Ausseerland Verbindung zu Leuten haben, die uns nicht zugänglich sind. Ferner haben Sie, wie ich weiss, amerikanischen Kontakt in Bad Ischl und Bad Aussee, der für uns wertvoll sein könnte.»

«Dann ist die Sache ja einfach. Ich schlage vor, mich zu der Razzia mitzunehmen. Wenn etwas an Ort und Stelle zu ermitteln ist, dann können Sie mich dort, wo es notwendig ist, einsetzen.»

«Daran haben wir bereits gedacht. Es freut mich, dass Sie mitmachen wollen.»

Wir verabredeten uns für den 27. Dezember. Ich konnte diesen Zeitpunkt kaum erwarten. Ich dachte in diesen Tagen viel über meinen Aufenthalt in Israel, der sechs Monate zurücklag, nach. Oft sah ich vor meinen Augen die Spalier der weinenden Menschen, ich hoffte, dass sich mein Verlangen, den Mörder unseres Volkes zu stellen, bald erfüllen werde.

Das sollte am 31. Dezember geschehen; in der Silvesternacht. Mir fiel ein, dass dieser Tag mein Geburtstag ist. Ich konnte mir kein schöneres Geburtstagsgeschenk erträumen und wagte kaum auf Erfüllung zu hoffen.

Der israelische Konsul in Österreich war damals Dr. Kurt Levin. Ich deutete an, dass ich hoffe, Eichmann bald verhaften zu können.

«Sie sind ein bewundernswerter Optimist, mir ist ein Teil Ihrer Arbeit in der Sache Eichmann bekannt, und ich bestaune Ihre Zähigkeit.»

«Mein Optimismus hat mir geholfen, die Jahre der Konzentrationslager durchzustehen. Ich hoffte, Hitler zu überleben, und das gab mir Mut.»

Von Zeit zu Zeit besuchten Israelis unsere Documentation. Sie nahmen Ein-

blick in verschiedene Dossiers, erkundigten sich, was wir gerade bearbeiteten, und bestaunten oft unsere Kartei, die nach verschiedensten Gesichtspunkten aufgebaut war. Gerade in diesen Tagen besuchte uns ein junger Israeli, der aus Paris kam. Er war in Deutschland geboren, als Kind in den dreissiger Jahren mit seinen Eltern nach Palästina ausgewandert und im Jahre 1948 Soldat in der Armee Israels. Jetzt befand er sich auf einer Studienreise in Europa.

Er war von mittlerer Grösse, dunkelhaarig, mit den glänzenden Augen eines Enthusiasten. Er war das erstmal in Europa, seitdem er es als Kind unter den schweren Verhältnissen der Nazizeit verlassen hatte. Er strahlte die Begeisterung eines jungen Bürgers des damals jüngsten Staates der Welt aus, der soeben die Unabhängigkeit erkämpft hatte. Er erzählte uns Einzelheiten über die Kämpfe, wir waren alle von ihm begeistert. Wie jeder jüdische Besucher fragte er:

«Wie steht es mit Eichmann?»

«Der allmächtige Gott, der geholfen hat, den Staat Israel zu gründen, wird auch helfen, dass wir Eichmanns bald habhaft werden, vielleicht sogar sehr bald!»

Ich hätte das «sehr» nicht sagen sollen. So begann er mich zu bedrängen. Meine Freunde im Büro der Documentation wussten, dass ich für einige Tage im Zusammenhang mit Eichmann verreise. Einer von ihnen sagte:

«Vielleicht in einigen Tagen.»

Er begann mich zu beschwören, ihn mitzunehmen. Ich hatte im Prinzip nichts dagegen. Obwohl ich wusste, dass er keine Hilfe war, glaubte ich doch nicht, dass er schaden könnte.

«Ich werde es mir überlegen. Wenn du noch einige Tage hierbleibst, sage ich dir Bescheid, ich muss die Sache erst besprechen.»

Am 27. Dezember traf ich mit dem Beamten zusammen. Wir verabredeten, getrennt nach Bad Aussee zu fahren. Ich sagte, dass ich am 28. Dezember dort sein würde, und fragte, ob gegen die Anwesenheit eines jungen Burschen aus Israel, der gerade jetzt bei mir sei, etwas einzuwenden sei.

«Ich kann niemanden daran hindern, nach Bad Aussee zu fahren. Wenn Sie es unbedingt wünschen, bitte. Aber wir dürfen dadurch nicht gestört werden.»

«Auf keinen Fall.»

Ich wollte unbedingt ein Fahrzeug in Aussee zur Verfügung haben, um mich dort frei bewegen zu können. Zu dieser Zeit hielten sich mehrere Amerikaner im Salzkammergut und im Ausseerland auf, wo sie die Feiertage verbrachten, die sie über Neujahr ausdehnten. Da ich fürchtete, dass meine Autonummer vielleicht in Aussee bekannt war, beschaffte ich mir einen IRO-Jeep mit einem jüdischen Chauffeur, der als sehr waghalsig galt. Dieser Mann, der jetzt in Israel lebende David Bokin, brachte als Fahrer wahre Kunststücke fertig.

Riesige Schneemassen erwarteten uns im Ausseerland. Nur wenige wagten es, über den Pötschenpass zu fahren. Es war zudem noch eisig kalt. Wir waren zu dritt, Bokin, der Israeli und ich. Wir stiegen im «Erzherzog Johann» ab. Ich bat den Israeli, sich möglichst wenig in Aussee zu zeigen und mit niemandem zu sprechen. Ich sagte ihm, dass ich nichts dagegen hätte, wenn er abends spazierenging, um die Landschaft zu bewundern. Vor dem 31. Dezember würde ohnehin nichts los sein.

Sechs Beamte der Sicherheitsdirektion waren auf verschiedene Gasthöfe verteilt worden. Ich traf mit dem Chef der Gruppe, der noch einen Mann aus der Steiermark erwartete, zusammen. In der Zwischenzeit besuchte ich noch meinen Bekannten in Aussee, mit dem ich vor einigen Monaten in der Sache Haurani zusammengearbeitet hatte. Dieser sagte mir, dass nichts Besonderes vorgefallen sei. Ich verständigte ihn, dass ich im «Erzherzog Johann» wohne und dort erreichbar sei. Ich sei einige Tage zur Erholung hier.

Ich konnte nicht verhindern, dass der Israeli ein Tanzlokal in Bad Aussee, das in der Nähe des Hotels war, aufsuchte. Er machte dort einige Bekanntschaften und erzählte, nichts Böses ahnend, aus Israel zu sein.

Das klang natürlich zu dieser Zeit ziemlich exotisch.

Am Silvestermorgen traf ich beim Frühstück den Chef der Erhebungsgruppe. Dieser sagte mir, dass alles planmässig verlaufe. Ab neun Uhr würden die Posten bezogen sein. Ich kannte die Leute seiner Gruppe und hielt sie für verlässlich. Es waren durchaus erprobte Männer, die ihrer Aufgabe gewachsen waren. Man erwartete Eichmann aus der Richtung Grundlsee. Also aus derselben Richtung, aus der Haurani vor einigen Monaten nach Altaussee kam, um Frau Eichmann zu besuchen.

«Haben Sie einen Mercedes in Grundlsee festgestellt?»

«Es sind dort zwei Wagen der Type Mercedes registriert, aber keiner ist dunkel lackiert. Der Wagen dürfte also nicht ständig in Grundlsee sein. Es verläuft alles planmässig, unser Mann aus der Steiermark ist eingetroffen. Frau Eichmann erwartet ihren Gatten. Gegen neun Uhr abends geben wir Alarm.»

Ich ging ins Hotel zurück, sprach mit meinem israelischen Freund, bat ihn eindringlichst, sich vor Mitternacht nicht auf die Strasse zu begeben und gab ihm ein Buch zu lesen.

«Ich verspreche dir auf Ehrenwort, dass du ihn sehen kannst, wenn er verhaftet wird. Jetzt aber bitte ich dich, nichts zu unternehmen, was ich nicht beantworten kann.» Er versprach es.

Um neun Uhr abends versammelten wir uns in zwei Gruppen zu viert. Bad Aussee wurde von Silvesterstimmung erfasst, die sich auch unser bemächtigte. Ich dachte an mein Geburtstagsgeschenk! Einer der Gruppe ging zum Apparat

und rief im Hause Wimmer an und verlangte Frau Veronika LiebL Nach einer Weile meldete sie sich. Der Kriminalbeamte schwieg.

«Sag schon, kommst du heute Abend bestimmt?» hörte er Frau Eichmann sagen.

Ohne Antwort hängte er ab. Frau Eichmann erwartete also ihren Mann. Wir waren zufrieden. Gleich darauf wurden die Posten eingeteilt. Sie erstreckten sich vom Zentrum in Bad Aussee bis ungefähr zur Hälfte des Weges nach Grundlsee. Drei Personen gingen in ihren Abschnitten auf und ab, drei waren in Gasthöfen an der Strecke stationiert, wo sie sich in der Nähe des Telefonapparates aufhielten.

Es war zehn Uhr abends, als ich mit dem Chef der Gruppe den ersten Rundgang machte. Ich berichtete, dass ich noch am Nachmittag zwei Bekannte in Aussee aufgesucht hatte, sie hätten nichts Besonderes gehört. Das freute mich, denn es bewies, dass man nicht Argwohn geschöpft hatte. Es war draussen kalt, so gingen wir in die Gaststube des «Erzherzog Johann». Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen. Der Israeli sass inmitten einer Gruppe von Ausseern und erzählte ihnen über Israel. Ich versuchte ihn durch Gesten herauszuholen, er verstand mich nicht. Der Chef der Gruppe, der bei mir war, war peinlich berührt.

«Hoffentlich geht die Sache nicht schief», sagte er.

«Es ist nach zehn Uhr, da kann ja nichts mehr passieren.»

Das stimmte leider nicht! Als wir ins nächste Gasthaus kamen, flüsterte der dort stationierte Beamte dem Chef ins Ohr, dass die Leute in der Gaststube sich erzählten, dass ein Israeli in Bad Aussee sei. Als wir dann die anderen Gaststätten besuchten, sagte ein Beamter, er habe gehört, es wären einige Israelis hier. So verbreitete sich in Windeseile die Kunde von einem Israeli in Bad Aussee.

Ich sah mein Geburtstagsgeschenk schwinden. Es wurde elf Uhr. Wenn Eichmann zu Silvester von Grundlsee nach Altaussee kommen wollte, musste er Grundlsee bald verlassen. Der Chef wartete nun auf den Mann aus der Steiermark, den er in die Richtung Grundlsee geschickt hatte. Es vergingen wieder zwanzig Minuten, die mir länger als zwanzig Tage schienen.

Endlich kam der Mann aus der Steiermark, holte den Chef zur Seite und flüsterte ihm etwas zu.

Der Chef wandte sich zu mir:

«Ich glaube, wir müssen die Sache abblasen.»

Ich war derart gespannt und nervös, dass er diese Feststellung nochmals wiederholen musste. «Es scheint, dass Eichmann gewarnt wurde.»

Ich war wie versteinert, unfähig, ein Wort herauszubringen.

«Herr Ingenieur, wir erwischen ihn sicher. Wir sind zwar zu wenige, um in einer Ortschaft wie Grundlsee eine Razzia durchzuführen, wir sind hierzu auch nicht ermächtigt. Aber Eichmann ist hier und wird uns nicht mehr ent-



wischen. Wir wissen noch nicht, wie er gewarnt wurde. Vielleicht war es ein Fehler, dass Sie Ihren Freund mitgenommen haben, vielleicht war es etwas anderes. Ich lasse zwei Leute hier; morgen kehren wir wieder nach Linz zurück.»

Ich war noch immer sprachlos. So viel Hoffnungen und dann nichts. Wir trafen eine halbe Stunde später zu einer Besprechung zusammen, woran auch die Posten aus Grundlsee teilnahmen. Einer berichtete:

«Gegen halb elf kamen zwei Männer, ich sah sie aus einer Entfernung von ungefähr hundertfünfzig Metern. Sie wurden auf einmal von jemandem im Laufschrift eingeholt. Die drei kehrten eiligst um. Die Strasse war ziemlich leer und ich konnte alles beobachten.»

Der Mann aus der Steiermark übernachtete in Grundlsee. Wir trafen uns zum Frühstück, bei welchem der Chef mir berichtete:

«Wir haben verdammtes Pech gehabt, Eichmann war höchstens vier- bis fünfhundert Meter von uns entfernt, als er gewarnt wurde. Wir kennen nunmehr die in Frage kommende Häusergruppe in Grundlsee. Ich werde innerhalb einiger Tage wissen, wer dort wohnt.»

Was blieb mir anderes übrig, als Aussee zu verlassen. Ich war in einer derartigen Stimmung, dass ich kein Wort herausbringen konnte. Ich habe dem Israeli nicht einmal Vorwürfe gemacht, die Vorwürfe musste ich mir selbst machen. Er war jung und unerfahren. Es war mein Fehler, dass ich darauf keinen Bedacht genommen hatte. Auf dem Rückweg landeten wir einmal infolge des Glatteises im Strassengraben. Es war mir alles so gleichgültig, dass ich gewünscht hätte, Bokin wäre kein so ausgezeichnete Chauffeur gewesen. Ich kam krank nach Linz zurück. Eine Woche zeigte ich mich nicht im Büro, ich war wie gelähmt, da ich zu viele Hoffnungen in diese Aktion gesetzt hatte und den Misserfolg nicht so rasch überwinden konnte.

## XI. Kapitel

Im vorher Geschilderten erwähnte ich von Zeit zu Zeit Schwierigkeiten, die mir bei der Suche nach Eichmann gemacht wurden – bisher allerdings sprach ich nur von indirekten Schwierigkeiten, nicht aber von den Gegenaktionen jener Personen, die meine Bemühungen zum Scheitern bringen wollten. Es ging hier sowohl um Eichmann als auch überhaupt um die Suche nach den Kriegsverbrechern.

Ich bekam Drohbriefe, ich wurde bei Behörden verleumdet, es wurden Überfälle auf mich unternommen.

Es war zu erwarten, dass meine Aktion, die ich gegen die Nazis gleich nach meiner Befreiung im Mai 1945 unternahm, eine Gegenwehr dieser Leute auslösen würde. Solange der Schock der Niederlage noch andauerte und ich aktiver Mitarbeiter amerikanischer Organisationen war, hatte ich nichts zu befürchten und brauchte mich nicht darum zu kümmern. Die Lage änderte sich,

als die Massnahmen der Amerikaner gegen die Nazis nachliessen, als die Fraternisierung ihren Höhepunkt erreichte und es in den amerikanischen Büros nur so von «Fräuleins», «Dolmetschern» und einheimischen Mitarbeitern wimmelte. Meine Arbeit konnte nicht verborgen bleiben und wer irgendwie befürchtete, dass er auf Grund seiner Tätigkeit gegen die Juden für mich interessant sein könnte, versuchte, sich die Sache «zu richten».

Ich empfing oft Besuche von Leuten, die ich kannte und von denen ich wusste, dass sie keine Nazis waren. Sie versuchten mich zu veranlassen, dass ich ehemalige Angehörige der SS, Gestapo oder anderer Gliederungen ausserhalb meines Interesses stelle. Es war klar, dass so etwas bei mir nicht zu erreichen war und für mich eine solche Intervention einem Schuldbekennnis gleichkam. Oft erfuhr ich erst durch solche Interventionen von der Existenz dieser Leute.

Die persönlichen Schwierigkeiten begannen in dem Augenblick, als ich mich auf Wunsch der «War-Crimes-Gruppe 16» aktiv in die Vorbereitung des grossen Mauthausen-Prozesses eingeschaltet hatte. In diesem Prozess wurden viele Linzer und Oberösterreicher mit dem Gauleiter Eigruber an der Spitze und eine grössere Anzahl von seinerzeit aktiven Polizeibeamten unter Anklage gestellt. Manche von ihnen wurden sogar verhaftet, als sie noch bei der Polizei Dienst versahen. Viele wurden zu langjährigen Strafen oder zum Tode verurteilt. Unsere Documentation stellte eine Menge Anklagematerial in Form von Zeugenaussagen zusammen; wir veranstalteten auch für den Mauthausen-Prozess eine Ausstellung von Fotografien der Angeklagten, weil sie nicht allen Zeugen namentlich bekannt waren.

Jeder von ihnen hatte Familie, jeder hatte Freunde, jeder hatte Bekannte, von denen so mancher auch mitschuldig war, gegen den wir keinen Zeugen hatten. Besonders die Familien der Angeklagten übten einen Druck auf die Zeugen aus, erstens sich als Entlastungszeugen zu melden, zweitens irgendetwas zu unternehmen, um meine Arbeit zu stören.

Ich machte den Fehler, diese Leute und die Schwierigkeiten, die sie mir bereiten könnten, zu bagatellisieren. Ich war so felsenfest von der Gerechtigkeit meines Vorhabens überzeugt, dass ich alle Warnungen, die mir von befreundeter Seite zukamen, als lächerlich und unwesentlich abtat. Im Trubel des Geschehens und der aufreibenden Arbeit hatte ich kaum Zeit, durchs Fenster zu blicken und zu bemerken, dass sich das Wetter draussen geändert hatte. Es gab Anzeichen einer politischen Wetterwende, die ich nicht wahrhaben wollte. Für mich genügte es, dass ich persönlich keine Gemeinheiten begangen hatte. Meine Tätigkeit bestand in der Zusammenarbeit mit den Behörden ganz im Sinne sowohl alliierter wie auch österreichischer Gesetze und im Geist der Ausmerzung des Nazismus, was ja damals als gemeinsame Parole aller galt.

Ich war bereit, die Schwierigkeiten der Arbeit, der Suche, der Zeugen- und

Dokumentenfindung wie auch Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Mitarbeitern auf mich zu nehmen. An andere Schwierigkeiten dachte ich nicht oder hatte einfach keine Zeit, mich damit zu befassen. Als sich im Jahre 1947 die ersten Untergrundgruppen formierten, war vorauszusehen, dass deren Interesse sich auch auf meine Tätigkeit und meine Person richten würde. Es war für mich schwer, an irgendeine erste Untergrundbewegung, kaum zwei Jahre nach einem totalen Nazizusammenbruch, zu glauben. Ich war anfangs geneigt, das alles als Kindereien von Träumern, von Wichtigtuern abzutun.

Schon im Jahre 1946 bekam ich alle paar Tage Schmä- und Drohbriefe, die dann regelmässig im Papierkorb landeten. Es war für mich nur ein Beweis der Ohnmacht der Nazikreise, ein Beweis, dass diese Leute sich mit dieser Art von Rache gegen mich, austoben wollten. Die Briefe kamen aus verschiedenen Teilen Österreichs, es kamen oft auch Anrufe mit Drohungen. Da zu dieser Zeit die Telefongespräche überwacht wurden, hörten auch die Überwacher mit und wunderten sich immer wieder, dass ich diese Drohanrufe nie meldete. Ich sagte ihnen:

«Ich weiss, dass mein Apparat überwacht wird. Wenn ihr euch für mich interessiert, dann müsstet ihr euch erst recht für jene Leute interessieren, die das Telefon missbrauchen, um mich zu erschrecken oder zu beleidigen. Ich sehe, ihr habt bisher noch niemanden gefunden!»

Die Sache steigerte sich im Jahre 1947, dann kamen die Zettel oder Briefe nicht mehr per Post, sie wurden in den Briefkasten geschoben oder an die Tür geklebt. Das bewies, dass die Menschen sich schon näher heranwagten. Als ich eines Tages – und ich kam gewöhnlich als erster – das Büro in der Goethestrasse betrat und in mein Zimmer ging, lag auf dem Schreibtisch ein Zettel:

Tod dem Juden!

Eichmann

Ich betrachtete es anfangs als Scherz. Aber als im Büro mehrmals solche Provokationen vorkamen, wurde eine Untersuchung eingeleitet, und es stellte sich heraus, dass eine Putzfrau bemerkt hatte, wie ein Mann sich hineinschlich und diese Zettel dort befestigte.

Es wurde mir nachgestellt, und die Leute wussten anscheinend ganz genau, wann ich ins Büro kam. Ich kam gewöhnlich sehr zeitig, oft schon um sieben Uhr früh, um in Ruhe arbeiten zu können. Meine Mitarbeiter kamen erst zwei Stunden später. Da öffnete sich plötzlich die Tür, ein Mann kam herein und schloss die Tür von innen.

«Du willst mich an den Galgen bringen, jetzt rechne ich mit dir ab!» Ein Messer blitzte in seiner Hand. Zwischen uns beiden war der Schreibtisch. Meine einzige Waffe, die ich zur Gegenwehr ergreifen konnte, war ein Tintenfass. Ich begann um Hilfe zu rufen. Der Schreibtisch war ziemlich breit, und er konnte mich von der anderen Seite des Schreibtisches nicht erreichen, umso mehr als an den Schreibtisch noch ein Abstellisch angereicht war. Als er mir

ganz nahe kam, schleuderte ich ihm das Tintenfass ins Gesicht und nützte die augenblickliche Verwirrung aus, um einen Sessel zu ergreifen. Es entstand Lärm im Korridor, ich schlug eine Fensterscheibe ein, man begann an die Tür zu klopfen. Plötzlich schien der Mann zu fürchten, hier erwischt zu werden. Er eilte zur Tür, öffnete sie und lief ins Freie. Ich lief ihm nach. Auf der Strasse wurde er von Leuten eingeholt und kam dann zur Militärpolizei. Es stellte sich heraus, dass er der KZ-Wachmannschaft in Mauthausen angehört hatte, – er hiess Adolf Sager und war SS-Schütze. Von seiner Existenz wusste niemand, er kam dann ins Kriegsverbrecherlager nach Dachau. Und dann stellte sich heraus, dass der Mann von anderen Leuten gegen mich aufgehetzt worden war. Er bekam für den Überfall sechs Monate, blieb aber dann noch länger in Dachau. Es gab aber keine Zeugen gegen ihn.

Dieses Beispiel machte Schule. Einige Monate später überfiel mich im Büro ein ehemaliger Angehöriger der Ghetto-Polizei in Tarnow, Zimet (gegenwärtig Kanada). Nach Aussagen Überlebender aus Tarnow war Zimet ein übler Kollaborateur gewesen und hatte dem Gestapochof Grunow Dienste gegen Juden geleistet. Ich liess Zimet von den Amerikanern verhaften, dann kam er nach Dachau, wo er vorerst Zeuge im Mauthausen-Prozess war, da er dort im Krematorium gearbeitet hatte. Hier gelang es ihm freizukommen, weil man ihn für einen gewöhnlichen Zeugen hielt. Ich erfuhr, dass er wieder in Linz sei und machte eine Eingabe bei den Amerikanern zwecks neuerlicher Verhaftung. Zimet erfuhr davon.

Alles spielte sich wiederum fast genauso wie mit dem SS-Schützen Sager ab. Zimet kam ins Büro und tat, als wolle er mich sprechen, – plötzlich stürzte er sich auf mich und begann, mich zu schlagen. Ich konnte mich nur schwach wehren, er war ein ziemlich starker Mann. Inzwischen kamen aber Leute aus den benachbarten Büros. Diese verständigten die Polizei, die Zimet verhaftete. Der amerikanische Militärrichter verurteilte ihn zu sechs Monaten. Seine Überstellung in das Kriegsverbrecherlager in Dachau (nach Verbüsung der Strafe) war bereits eingeleitet, doch konnte sie nicht ausgeführt werden, da Zimet wegen guter Führung nach vier Monaten entlassen wurde und aus Österreich flüchtete.

Der Hauswart in der Goethestrasse, wo wir unser Büro hatten, meldete mir immer wieder, dass zu ihm Leute kämen, um über mich Auskunft einzuholen. Alle diese Vorfälle veranlassten meine Freunde, mich zu überreden, die Sache nicht auf die leichte Schulter zu nehmen, sondern mir wenigstens zur Notwehr einen Revolver zuzulegen. Ich schrieb ein Ansuchen an die Militärregierung, in dem ich diese Vorfälle schilderte und die Ausstellung eines Waffenscheines verlangte. Oberst Wright von der Militärregierung wollte mir nur ein Gewehr, das ich zu Hause haben durfte, bewilligen, desgleichen der Chef der Militärpolizei, Major Paine. Sein Argument war:

«Es ist ja noch nichts passiert, aber man könnte Sie vielleicht zu Hause überfallen.»

«Major Paine, ich wohne in einem jüdischen Lager. Meine Wohnung ist im zweiten Stock. Ich habe jüdische Nachbarn. Dort wird mich niemand überfallen, dort brauche ich kein Gewehr. Aber in meinem Büro in der Stadt oder auf der Strasse kann ich überfallen werden, dort muss ich mich schützen können.»

«Ich kann Ihnen nur ein Gewehr bewilligen, Sie wissen, auf Grund von Verordnung Nr. 200 dürfen Zivilisten keine Waffen haben. Auch das ist ja schon eine Ausnahme, die der Chef der Militärregierung bewilligt hat.»

«Der Mann, der mich überfallen will, wird wahrscheinlich nicht zu Ihnen kommen, um sich einen Waffenschein zu holen.»

«Sie können sich an den kommandierenden General wenden.»

Ich gab es auf und verzichtete sowohl auf eine weitere Eingabe, als auch auf das bewilligte Gewehr.

Im Jahre 1948 wurde in Linz eine neonazistische Organisation «Republikanisches Corps Austria», die aus Jugendlichen bestand, ausgehoben. Die Leiter der Organisation waren zwei SS-Führer, die früher Schulungsleiter der Hitlerjugend gewesen waren. Die Jugendlichen waren zwischen fünfzehn und achtzehn Jahre, hatten Waffen und sollten auf das «Vierte Reich» vorbereitet werden. Die beiden SS-Führer machten sich aus dem Staube. Bei den Haussuchungen fand man eine Liste von Personen, die zu beseitigen wären. Auf dieser Liste, die sechszwanzig Namen umfasste, nahm mein Name den bescheidenen vierten Platz ein.

Ich erwähnte schon, dass anlässlich des Mauthausen-Prozesses Polizeibeamte in Linz verhaftet wurden. Gegen manche Polizeibeamte führten amerikanische und österreichische Behörden noch Untersuchungen, die mit der Tätigkeit dieser Leute während des Krieges zusammenhingen. Diese Polizeibeamten, die noch im aktiven Dienst waren und von diesen Untersuchungen einiges befürchteten, suchten selbstverständlich Verbündete. Im Hause der Polizei befand sich die amerikanische Militärpolizei und die Criminal Investigation Division (CID). Beim CID arbeitete ein Amerikaner deutscher Abstammung namens Bloom. Seine Tätigkeit bestand in der Bekämpfung des Schwarzen Marktes. Mehrmals kam Bloom in jüdische Lager, führte Hausdurchsuchungen durch, verhaftete Juden, und wenn sie nicht gestehen wollten, versuchte er Geständnisse mit Hilfe von Misshandlungen zu erpressen. Eines Tages erschien ich bei Bloom in meiner Eigenschaft als Präsident des Jüdischen KZ-Verbandes und warnte ihn vor dieser Methode. Er stritt natürlich alles ab. Bald sprach sich in der Polizeidirektion herum, dass ich mit Bloom eine Auseinandersetzung hatte. Bloom liess mein Telefon und meine Post überwachen und was dergleichen Schikanen mehr waren. Ich wusste es und lachte darüber.

Das erfuhr ein Polizeibeamter, gegen den eine Untersuchung wegen seiner Tätigkeit im Kriege im Gange war, und hetzte Bloom gegen mich auf. Eines Tages erschien Bloom im Büro der Documentation und ersuchte mich, zu ihm ins Büro zu kommen, er möchte mit mir sprechen.

«Mr. Bloom, wir können doch hier sprechen.»

«Ich habe einen Akt im Büro vergessen, kommen Sie zu mir.»

Ich fuhr daher zum CID und kam zu Bloom ins Zimmer. Nach einer Weile sagte Bloom:

«Sie verfolgen Leute, die nichts verbochen haben.»

«Das ist doch nicht Ihr Sektor.»

Bloom überging meine Antwort, begann nervös im Zimmer herumzulaufen, dachte nach und sagte:

«Sie sind verhaftet!»

«Warum?»

«Ich habe das Recht, jeden, auch Sie, für vierundzwanzig Stunden zu verhaften.»

Er zeigte auf die Uhr:

«Wenn es morgen auf dieser Uhr elf ist, dann werden Sie erfahren, warum Sie verhaftet sind.»

Bloom führte mich in das Erkennungsamt, liess Fotos und Fingerabdrücke von mir machen. Rein «zufällig» war dieser Polizeibeamte, den man verdächtige, dort, begrüßte mich mit einem triumphierenden Lächeln und tauschte Blicke mit Bloom. Dann wurde ich in die Zelle geführt. Endlich hatte ich Zeit nachzudenken. Der Grund der Verhaftung war mir nicht klar, ich wusste, Bloom konnte mir nichts vorwerfen; möglicherweise war eine Naziverleumdung im Gange. Am nächsten Tag wurde ich um dreiviertel elf zu Bloom geführt. Ich setzte mich hin und Bloom sagte:

«Ich habe das Material gegen Sie nicht erhalten. Wenn es auf dieser Uhr elf ist, dann sind Sie frei. Ich habe eben, wie ich Ihnen schon gestern sagte, vierundzwanzig Stunden Zeit.»

Ich würdigte ihn keines Blickes mehr. Um elf Uhr verliess ich das Gebäude, kam nach Hause und schrieb eine Beschwerde an den kommandierenden General nach Salzburg. Wie es so bei Militärstellen üblich ist, dauerte die Sache einige Monate, dann wurde Bloom aus Österreich versetzt.

In einem Linzer Kaffeehaus gab es seit ungefähr 1947 eine Nachrichterbörse. Arbeitslose Männer der «Abwehr» oder andere Leute, die nichts Besseres anzufangen wussten, beschäftigten sich mit dem Sammeln von Nachrichten. Man konnte ruhig sagen, dass die vier Alliierten den ehemaligen deutschen Nachrichtendienst brüderlich aufgeteilt hatten. Was ungeteilt blieb, war ihre Verbindung untereinander. Sie bestand darin, dass man sich meist gegenseitig, wie man das in Nachrichtenkreisen nennt, «Spielmaterial» zuschanzte oder austauschte. Viele von diesen Leuten sahen in der nachrichtendienstli-

chen Betätigung eine Chance für sich, ausser Entlohnung auch noch die Protektion einer Besatzungsmacht zu erreichen. Wenn einer dieser Leute im Verdacht stand, Kriegsverbrechen begangen zu haben, war seine Verhaftung fast unmöglich. Die Besatzungsmacht, für die er tätig war, schützte ihn immer. Diese Leute waren natürlich in der Lage, in ihre Berichte Hinweise hineinzu-schmuggeln, die sich gegen die Verfolger der Nazis richteten. Es hing nur davon ab, für welche Besatzungsmacht man tätig war, da wurden die Antinazis entweder zu Kommunisten oder zu Ultrafaschisten gestempelt. In diesem Kaffeehaus verkehrte auch ein Polizeibeamter mit sehr grossem Ehrgeiz, dessen Hoffnung es war, König der Nachrichtendienste zu werden. Seine Berichte waren von den Nachrichtendiensten immer geschätzt, weil sie quasi als »Polizeiberichte« galten. Doch die Polizei selber hatte meist davon keine Ahnung, aber der Beamte konnte gut leben, denn von einem Bericht kann man auch mehrere Kopien machen, und es gab schliesslich mehrere Besatzungsmächte. Ich habe diesen Mann nie im Leben gesprochen, ich kannte ihn nur vom Sehen und wusste, dass meine Tätigkeit gegen die Nazis ihm ein Dorn im Auge war. Ich wurde von befreundeter Seite gewarnt, dass dieser Mann gegen mich Berichte verfasse, in denen er mich als «sowjetischen Beauftragten» darstellte. Diesen Bericht übergab er zwei Besatzungsmächten. Ich ging zum Chef der Untersuchungsabteilung des CIC in Linz, erzählte ihm davon und bat um einen Rat.

«Gehen Sie zum Linzer Polizeidirektor und teilen Sie ihm dasselbe mit, was Sie mir eben gesagt haben. Sagen Sie ihm, dass Sie hier waren. Sagen Sie ihm auch, dass wir solche Berichte des bewussten Herrn bekommen haben und dass wir sie in den Papierkorb geworfen haben.»

Ich meldete mich beim Polizeidirektor und beschwerte mich. Er versprach, eine Untersuchung einzuleiten. Ich wollte nicht einmal diese Untersuchung abwarten und ging zum Oberstaatsanwalt Dr. Nicoladoni, um von ihm einen Rat zu bekommen, wie man sich gegen diesen Rufmord wehren könne. Der Oberstaatsanwalt empfing mich sehr freundlich und sagte:

«Das Treiben dieses Polizeibeamten ist mir auch schon zu Ohren gekommen, aber um eine Anklage zu erheben, habe ich zu wenig Belastungsmaterial, es wird ein Schlag ins Wasser sein.»

Ich sah ein, dass er recht hatte und dass man zu dieser Zeit eben gegen solche Nachrichtendienst-Männer hilflos war. Sie standen ausserhalb der staatlichen Kontrolle und waren niemandem verantwortlich. Auch der Linzer Polizeidirektor sagte mir, er habe keinen Bericht gegen mich gefunden und werde diesem Beamten noch einen Denkkzettel geben. Ich will mit der Schilderung dieses Vorfalles nur beweisen, dass auch zu dieser Zeit bei der Polizei alles andere als gesunde Verhältnisse herrschten und dass kleine Beamte oft in der Lage waren, unter Ausnützung des Umstandes, dass Österreich besetzt war, sich Streiche zu leisten, gegen die ihre Vorgesetzten machtlos waren. So konn-

te es auch vorkommen, dass zum Beispiel ein Polizeibeamter Hausverbot bei der Sicherheitsdirektion hatte!

Es wurden aber auch Methoden der Provokation gegen mich angewendet. Im Auftrage der Nazis kamen besonders nach Gründung des Staates Israel Leute zu mir, die mir Transaktionen anboten. Man wollte mir Eichmann «verkaufen».

Als ich eines Tages ins Büro kam, sass vor meinem Schreibtisch ein junger, blonder Mann, ungefähr Jahrgang 1926.

«Ich bin vor zwei Wochen aus Ägypten gekommen», begann dieser und liess sich nicht unterbrechen. «Ich weiss, Sie haben Interesse an den Deutschen, die in Ägypten sind. Ich kann Ihnen die Adresse von Eichmann geben. Er ist nicht in Ägypten, aber er will dorthin.»

«Wer hat Ihnen gesagt, dass ich die Adresse von Eichmann suche?»

«Ach, ein Bekannter von mir, der Sie gut kennt, meinte, Sie hätten hierfür Interesse, ich habe ihn im Kaffeehaus kennengelernt.»

«Wem haben Sie die Adresse schon angeboten?»

«Niemandem, Sie sind der erste und ich will kein Geld. Ich möchte, dass Sie eine geschäftliche Angelegenheit mit Israel vermitteln und als Provision bekommen Sie die Adresse von Eichmann.»

Ich wusste sofort, dass es sich hier um eine schlecht getarnte Provokation handelte. Aber ich beschloss, ein wenig zuzuspielen, um zu sehen, was herauskommen würde.

«Was soll ich dem Staate Israel in Ihrem Namen anbieten?»

«Ich habe einiges. Es sind hier die Ergebnisse der deutschen Atomforschung, die kann man ganz billig bekommen, und für Israel wären sie von grosser Bedeutung.»

Jetzt begriff ich den Kern der Sache. Wenn Dokumente über Atomforschung vorhanden waren, hätte man sie der Besatzungsmacht ausliefern müssen. Ich ging daher einen Schritt weiter und sagte:

«Die deutsche Atomforschung hat doch zu nichts geführt. Die Sachen sind ja längst überholt, für wen könnten sie denn noch einen Wert haben? Und wer schickt Sie übrigens zu mir?»

Der junge Mann wurde sichtlich verlegen, er war darauf nicht vorbereitet, weil er dachte, er würde mit mir leichtes Spiel haben. Als er schwieg, fuhr ich fort:

«Was hat die Adresse Eichmanns mit Atomforschung zu tun?»

Er stand auf und wollte gehen. Ich sagte ihm:

«Setzen Sie sich, ich möchte noch mit Ihnen sprechen. Wenn nicht ich, dann kommen vielleicht andere ins Gespräch mit Ihnen.»

Als ich den Telefonhörer in die Hand nahm, blickte er anfangs interessiert, denn er glaubte, ich würde ihn mit irgendeinem Zwischenhändler verbinden. Ich rief aber den CIC an. In diesem Moment stand der Mann auf und verliess in Panik mein Büro. Es dürfte ein Anfänger gewesen sein; er benahm sich auch dementsprechend.

Ich war aber gewarnt. Es dauerte keine zwei Wochen, da meldete sich bei



sich bei mir ein anderer Mann. Er bot sich an, mir bei der Suche nach Kriegsverbrechern zu helfen. Er erzählte mir eine rührende Geschichte von seiner Familie, die gemassregelt wurde, er sei Volksdeutscher aus dem Sudetengebiet und hätte einen Onkel in Auschwitz verloren. Er war erst beim Militär, dann in russischer Gefangenschaft gewesen. Er wäre erst vor einem Jahr zurückgekehrt, da habe er erfahren, was mit seiner Familie geschehen sei, und nun hasse er die Nazis.

«Wieso haben Sie von meiner Tätigkeit gegen Kriegsverbrecher erfahren?»

«Das ist allgemein bekannt.»

«Diese Antwort ist aber auch allgemein und nicht konkret.»

«Ja, man erzählte mir, dass Sie Eichmann suchten, und ich als Volksdeutscher habe dort Zutritt, wo Sie nicht hinkommen.»

Ich sagte diesem Mann:

«Gut, bringen Sie mir zwei Leute, die Sie kennen und die vielleicht auch ich kenne. Dann werden wir von einer Zusammenarbeit sprechen.» Ich sah diesen Mann nie mehr.

Andere kamen mit einer anderen Ausrede:

«Ist hier das Rekrutierungsbüro für Israel?»

«Nein.»

«Kann man mit dem Chef sprechen?»

«Um was handelt es sich?»

«Ich hätte eine wichtige Mitteilung.»

«Wichtig für wen?»

«Na klar, für die Juden!»

Manchmal liess ich mich mit solchen Leuten in ein Gespräch ein. Nicht alle waren Provokateure. Manche reizte das Abenteuer und das Kriegshandwerk. Sie glaubten, in den Nachkriegsjahren zu «verrosten».

«Warum wollen Sie Israel im Kampfe beistehen?»

«Mir tun die Juden leid.»

«Haben Ihnen die Juden auch im Jahre 1943 leid getan?»

«Na, sehen Sie, so sind die Juden! Jetzt will man ihnen helfen, weil man ihre Leute dort mordet, und nun stellen sie dumme Fragen. Da geh' ich lieber zu den Arabern, bei denen ist anscheinend mehr los.»

Schade, dass ich zu dieser Zeit kein Tagebuch geführt habe. Es meldeten sich bei mir Piloten und Panzerspezialisten, ehemalige Angehörige des Afrikakorps, die ihre Erfahrungen im Wüstenkrieg anboten.

Nach den Militärs kamen die Geschäftsleute. Man bot mir an, die vor dem Zugriff der Alliierten versteckten Flugzeug-Reparaturwerkstätten, Panzerfäuste, Panzerspähwagen zu liefern und dies nicht ab Versteckstelle, sondern von Genua, von Bari und andern Orten aus. An seichten Stellen versenkte Unterseeboote konnten gehoben werden, und in spanischen Häfen warteten deutsche Torpedoboote auf Käufer.

«Na, wenn ihr net wollt und nix vom G'schäft versteht, dann gema zu den Arabern!»

Unter den Geschäftsleuten, die sich damals bei mir meldeten, waren mehrere Provokateure. Manche von ihnen waren Nachrichtenleute, die damit rechneten, dass ich sie nicht erkennen würde. Aber andere waren wirklich Geschäftsleute, die versuchten, Juden zu überlisten. Ich hörte dann, dass dieselben Leute arabische Einkäufer tüchtig hereingelegt hatten.

Nach den Geschäftsleuten kamen Erfinder. Sie behaupteten, nach dem Kriege geheime Laboratorien gebaut zu haben; es sei ihnen die Vollendung verschiedener «Wunderwaffen» gelungen. Auch Geräte für Todesstrahlen, die Metalle in einer Entfernung bis zu fünf Kilometern zum Glühen bringen sollten, wurden angeboten. Die Erfinder versprachen, dass den Arabern unter ihren eisernen Helmen (falls sie solche besäßen) die Köpfe zu Röstfleisch werden sollten. Weiter gab es angeblich neuartige Panzermodelle, gummfreie Panzerräder, Minen, die man nicht ausbauen konnte und so weiter.

«Ihr Juden seid doch in einer verschwindenden Minderheit, da braucht ihr doch Wunderwaffen. Wenn ihr aber das nicht zu schätzen wisst, was wir deutschen Erfinder euch anbieten, dann werden die Araber mehr Verstand haben.»

Die Aussprüche, mit denen diese Leute immer ihr Gespräch abschlossen, brachten mich auf eine Idee, solche Besucher schnell loszuwerden. Ich erkundigte mich nach der Adresse der ägyptischen Gesandtschaft in Wien und bereitete mir mehrere Zettel mit dieser Adresse vor. Vielen Besuchern, die mir Provokateure zu sein schienen, drückte ich dann diese Zettel in die Hand und sagte:

«Gehen Sie dorthin, die haben sicher für Ihr Angebot Interesse.»

Aus Neugierde erkundigte ich mich bei anderen Komitees und erfuhr, dass sich auch in Wien, Salzburg, München und Frankfurt ständig Militärs, Geschäftsleute und Erfinder meldeten, die ihre Dienste anboten. Ob dort auch Provokateure waren, konnte man mir nicht sagen, denn man liess sich mit diesen Leuten überhaupt in keine Gespräche ein. Was mich stutzig machte, war der Umstand, dass die Provokateure immer mit dem Namen Eichmann jonglierten.

Besonders über den «Verkauf» Eichmanns habe ich mir längere Zeit Gedanken gemacht und habe dann beschlossen, Eichmann zu «kaufen», aber auf eine ganz andere Weise. Es handelte sich natürlich um Geld. Ich war mir der Bedeutung Eichmanns für die Juden bewusst. Der Staat Israel war erst vor einem Jahr entstanden und hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber das Weltjudentum, repräsentiert durch internationale jüdische Organisationen, stand hinter dem Staat und brachte grosse finanzielle Mittel auf. Ich beschloss, diese internationalen Organisationen vor ein «fait accompli» zu stellen und über geeignete Kanäle in SS- und Nazikreisen, aber auch bei den mir zugängli-

chen amerikanischen, österreichischen und deutschen Polizeistellen ein Gerücht in Umlauf zu setzen, dass das Weltjudentum für die Ergreifung Eichmanns eine Prämie von fünfzigtausend Dollar ausgesetzt habe. Ich war sicher, dass im kritischen Augenblick das Geld in kürzester Zeit aufgebracht werden würde, denn so viel war uns die Ergreifung Eichmanns wert. Mit einem Worte, ich wollte Eichmann mit Geld kaufen, das ich nicht besass. (Ich sprach später mit vielen hohen jüdischen Persönlichkeiten darüber, und sie bestätigten, dass die Aufbringung einer solchen Summe keine Schwierigkeiten geboten haben würde.) Ich liess in verschiedenen Kreisen durch Feind und Freund dieses Gerücht austreuen. Es kam dann durch andere Kanäle an mich wieder zurück, man fragte mich, ob es stimme und ich bejahte.

Diese Nachricht machte in SS-Kreisen die Runde. Meine Absicht war nicht nur, dadurch an Eichmann heranzukommen, ich wollte ihn auch isolieren, denn ich war sicher, dass diese Nachricht auch ihn erreichen würde. Fünfzigtausend Dollar waren im Jahre 1949/50 sehr viel Geld und konnten auch manche seiner Freunde reizen. Ich sprach mit amerikanischen, österreichischen und deutschen Polizeibeamten und regte sie an, sich ausserhalb ihrer Dienstzeit mit Recherchen nach Eichmann zu befassen, denn schliesslich seien doch fünfzigtausend Dollar für sie eine einmalige Chance. Einige Kriminalisten und auch einige Privatdetektive machten sich an die Arbeit. Das Ergebnis war Null, aber es brachte mir Ende 1950 die Sicherheit, dass sich Eichmann nicht mehr in Europa befinde. Verschiedene Leute teilten mir Einzelheiten über ihre Recherchen mit, die sich mit den meinen deckten.

Das Interessanteste daran war die Tatsache, dass keiner danach fragte, wo diese fünfzigtausend Dollar deponiert seien und welche jüdische Weltorganisation dieses Geld zur Verfügung stelle. Für alle diese Leute war das Wort «Weltjudentum» ein Begriff. Ich habe fast ein ganzes Jahr von mindestens zwölf Stellen oder Personen Nachrichten über ihre Recherchen im Zusammenhang mit Eichmann erhalten. Es waren Leute, die sich nicht aus Überzeugung, sondern nur im Hinblick auf die Prämie mit der Sache befassten. Ich konnte mit einer gewissen Genugtuung feststellen, dass dabei erfahrene Kriminalisten oft genau die gleichen Spuren verfolgten, wie ich es tat, und die von Vornherein als aussichtslos anzusehen waren. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass diese Leute in ihrem Dienst solche Indizien zum Ausgangspunkt ihrer Recherchen gemacht hätten. Sie hatten natürlich ebenso wenig Erfolg wie ich. Von all diesen aussichtslosen Recherchen möchte ich eine aus dem Frühjahr 1950 herausgreifen und näher beschreiben, weil dieser Fall aussergewöhnlich war.

Im März 1950, drei Monate nachdem uns Eichmann in Aussee entwischt war, meldete sich bei mir ein pensionierter Gendarmeriebeamter. Er legitimierte sich als Verfolgter des Naziregimes und befand sich seit einigen Monaten wegen Erreichung der Altersgrenze in Pension.

«Herr Ingenieur, ich komme wegen Eichmann. Ich weiss, dass Sie vor einigen Monaten in Bad Aussee Misserfolg hatten. Ich wusste es schon eine Woche später und dachte mir, es würde nicht schaden, wenn ich mich darum kümmern.»

«Wissen Sie auch im Einzelnen, warum wir Misserfolg hatten?»

«Nein, Genaues weiss ich nicht, ich weiss nur, er wäre Ihnen buchstäblich durch die Finger gerutscht.»

«Wo haben Sie das erfahren? Es ist nämlich wichtig für mich, es zu wissen.»

«Natürlich in Grundlsee, ein paar Tage später wusste es die ganze Ortschaft.»

«Was sagten die Leute noch?»

«Die Leute sprachen von einer grossen Prämie, manche sagten etwas von fünfzigtausend Dollar, die sich so mancher hätte verdienen können. Dort habe ich von dieser Prämie gehört. Stimmt das?»

«Ja, es stimmt.»

«Ich bin seit ungefähr vier Wochen einem Mann auf der Spur, von dem ich vermute, dass er Eichmann ist. Darum komme ich zu Ihnen.»

«Wo ist dieser Mann und wie heisst er?»

«Dieser Mann heisst Adolf Ohmann und hat keinen ständigen Aufenthaltsort.»

«Wissen Sie etwas Näheres über ihn? Noch andere Daten?»

«Ja, er ist am 19. März 1906 geboren.»

Ich fuhr in die Höhe. Das waren die Geburtsdaten Adolf Eichmanns.

«Das ist doch unglaublich, wissen Sie es genau?»

Er holte sein Notizbuch heraus und las mir vor:

«Adolf Ohmann, geboren 19. März 1906 in Steyr.»

«Ganz merkwürdig, das sind doch die Geburtsdaten Eichmanns, nur der Geburtsort stimmt nicht. Der Geburtsort Eichmanns ist Solingen.»

«Ich war zwei Tage in Steyr, sah dort im Standesamt nach und fand etwas Interessantes heraus. Am 19. März 1906 ist in Steyr kein Adolf Ohmann geboren. Der Name ist daher falsch.»

«Nun, Sie haben ja eine langjährige Gendarmeriepraxis. Was ist Ihre Meinung?»

«Leute, die unter falschem Namen leben, behalten oft ihre richtigen Geburtsdaten bei, denn Namen prägt man sich leichter ein als Geburtsdaten.»

Er nannte mir mehrere Beispiele aus seiner Praxis, und ich sah, er sprach aus Erfahrung. Ausserdem hatte er ja als ehemaliger Gendarmeriebeamter leichter die Möglichkeit zu Überprüfungen, denn er konnte sich dienstlich ausweisen und die Beamten, an die er sich wendete, waren ja seine Kollegen. Dann erzählte er mir noch, dass dieser ominöse Ohmann meist kleine Ortschaften besuche, in Gasthäusern ein oder zwei Tage verweile, eben dort, wo man es mit den Meldezetteln nicht so genau nimmt. Ich gab ihm die Fotogra-

fien Eichmanns, die wir zu dieser Zeit besaßen, sowie eine Personenbeschreibung und Schriftproben.

«Es wäre wichtig, einen Meldezettel von diesem Ohmann in die Hand zu bekommen, damit man die Schrift vergleichen kann.»

Eine Woche später bekam ich die Fotokopie einer Hotel-Meldekarte aus Steyr. Die Meldekarte war aber vom Hotelportier ausgestellt. Nur die Unterschrift stammte von Ohmann. Aus der Unterschrift wurde ich nicht klug. Es war zu wenig – wie mir ein Graphologe sagte – für eine Schriftprobe. Das sagte ich auch dem Gendarmeriebeamten. Er wiederum interessierte sich für die Nummer des Personalausweises und konnte bald feststellen, dass die Nummer falsch war.

Das war immerhin schon etwas, wir hatten es jedenfalls hier mit einem Mann zu tun, der einen falschen Ausweis besaß und einen falschen Namen benutzte. Der Gendarmeriebeamte setzte sich auf seine Fährte. Von Steyr nach Pettenbach, von Pettenbach nach Bad Ischl, von Bad Ischl nach Aussee, von Bad Aussee nach St. Wolfgang und von dort wiederum nach Linz und von hier nach Salzburg ging die Verfolgung. In der Zwischenzeit konnte er einen weiteren Meldezettel feststellen, der von Ohmann selbst ausgefüllt war. Es schien mir unmöglich, dass dies die Handschrift Eichmanns sei, und derselben Meinung war auch ein zu Rate gezogener Schriftsachverständiger. Ich teilte es dem Gendarmeriebeamten mit. Er liess aber nicht locker.

Nach einer Woche kam er wieder zu mir und erstattete Bericht.

«Ich verlor Ohmann in Salzburg aus den Augen. In keinem Hotel war er gemeldet. Ich ging daher zur Salzburger Polizei und rief sie zur Hilfe. Die fanden nach zwei Tagen heraus, dass dieser Ohmann in einem Volksdeutschen-Flüchtlingslager auf dem Gelände des ehemaligen Hotels ‚Europa‘ gegenüber dem Bahnhof übernachtete. Wahrscheinlich wusste er, dass die Polizei ihm auf der Spur war. Er blieb zwei Tage in diesem Lager und überschritt dann illegal die deutsche Grenze.»

So endete die Affäre Ohmann, die immerhin merkwürdig war. Der Vorname stimmte, die zweite Silbe des Zunamens<sup>^</sup> stimmte, die Geburtsdaten bis auf den Geburtsort stimmten – nur war es nicht Eichmann.

## XII. Kapitel

Es waren schwere Monate, die ich im Jahre 1950 erlebte. In der Sache Eichmann kam ich keinen Schritt vorwärts. Der Schock der missglückten Razzia in der Silvesternacht 1949 in Bad Aussee sass mir noch tüchtig in den Knochen. Es schien, als hätte sich alles gegen mein Vorhaben verschworen. Politisch war man beinahe am Gipfelpunkt des kalten Krieges angelangt; wen von

den Alliierten kümmerten jetzt noch die Nazis! Die Alliierten von einst standen sich feindlich gegenüber und versuchten, sich bessere Ausgangspunkte für eine kommende Auseinandersetzung zu schaffen. Die Berliner Blockade war der Wendepunkt. Ich war damals gerade in Nürnberg, und ich sah dieses Unheil kommen. Im Jahre 1950 merkte ich bald, dass die einzigen Nutzniesser dieses kalten Krieges die Nazis waren. Sie wurden uninteressant und beide Seiten rechneten mit ihnen.

Ich hörte zu dieser Zeit von vielen Versammlungen der Nazis, der Ariseure und der Nutzniesser des Naziregimes. Die Redner begannen gewöhnlich mit den Worten: «Es weht ein neuer Wind!»

Der Name Eichmann geisterte immer wieder durch die Presse in Verbindung mit Sensationsmeldungen. Einmal schrieb man, er sei in Kairo, das andere Mal, er sei in Damaskus und formiere dort eine deutsche Légion für die Araber. Ich erkannte diese Meldungen gleich als Sensationsmacherei, denn ich wusste aus den Erfahrungen mit der Untergrundbewegung, dass Eichmann die Öffentlichkeit scheute. Für mich war es klar, dass er, der schon im Jahre 1943 Angst vor dem Fotografiertwerden hatte, nun irgendwo in der panischen Angst leben musste, von jemand verraten und verkauft zu werden. Er würde sich nie ins Rampenlicht wagen.

Von Zeit zu Zeit verständigte ich israelische Stellen von meinen Bemühungen und auch von den Misserfolgen, denn ich sagte mir, vielleicht sucht ihn ausser mir noch jemand, dann sollen wir beide nicht dieselben Fehler machen. Das Eichmann-Dossier in meinen Händen wuchs. Durch Austausch mit der Documentation in Paris, durch Entdeckung neuer Dokumente wuchs die Schuld Eichmanns immer noch an. Es kamen dauernd neue Belastungsmomente zum Vorschein; jede solche Vergrösserung meines Dossiers verursachte mir geradezu körperliche Schmerzen, wenn ich daran dachte, dass dieser Verbrecher frei und ungestört irgendwo in der Welt herumliefe.

Ich erwähnte schon vorhin bei meinem Bericht über die nicht existierende Prämie, dass mehrere Verfolger Eichmanns zu dem Ergebnis kamen, er sei nicht mehr in Europa, wenigstens weder in Österreich noch in Deutschland. Die Suche nach ihm in diesen beiden Ländern blieb weder seiner Familie noch ihm selbst verborgen, und hier wäre er früher oder später zur Strecke gebracht worden. So kam ich auch im Herbst 1950 zu der Überzeugung, dass Eichmann auf irgendeinem Wege Europa verlassen haben musste. Diesen konnte er nur mit Hilfe einer Nazifluchtorganisation beschritten haben. Schon seit ich 1948 die Möglichkeit erwog, dass Eichmann in den Nahen Osten zu seinem Freund, dem Mufti, gelangen könnte, interessierte ich mich sowohl für die arabischen Transporte wie auch für die Nazitransporte, die quer durch Deutschland und Österreich nach Italien gingen. Ich verfolgte gelegentlich die Spuren dieser Organisation, die von Bremen über Frankfurt, München, Memmingen führten.

Hier kam es zu einer Abzweigung der Fährte. Die eine Linie führte über Innsbruck – Meran nach Rom, die andere Linie von Memmingen nach Lindau, von dort nach Bregenz und weiter nach Genf. Die Hauptlinie hatte in Nazikreisen den Codenamen «B-B», das hiess Bremen-Bari. Ich zog auf der Landkarte einen senkrechten Strich von Bremen nach Bari und zeichnete die mir damals bekannt gewordenen Anlaufstellen in Österreich und Deutschland ein. Ich dachte nach, ob Eichmann über die Hauptlinie nach Rom oder über die Abzweigung Meran – Mailand – Genua oder über den Brenner nach Venedig oder vielleicht über Lindau nach Genua geflüchtet sei. Viele der gesuchten Nazis, denen mit Hilfe deutscher oder österreichischer Untergrundorganisationen die Flucht aus Gefängnissen oder Internierungslagern gelang, benutzten diese Fluchtwege.

Ich habe schon vorhin die Organisation, die solche Fluchtwege vorbereitete, besprochen. Ich interessierte mich von jeher dafür, denn schliesslich war ja klar, dass Eichmann nicht immer in Deutschland oder in Österreich sitzen bleiben und auf seine Verhaftung warten würde. Eines Tages musste er die Konsequenz ziehen, um der Verfolgung zu entgehen. Ich musste daher mit dem Auftreten eines neuen Widersachers rechnen, nämlich mit der Fluchtorganisation im Dienste der Nazis. Ich musste mich soweit wie möglich mit dieser Organisation vertraut machen, denn ich konnte den Weg Eichmanns nur verfolgen, wenn ich die Organisation genauestens kannte.

Seinerzeit bekam ich die Nachricht, dass der sogenannte «Verteilerkopf» der Naziorganisation – das heisst die zentrale illegale Nazistelle, die bestimmte, wer Österreich oder Deutschland mit ihrer Hilfe verlassen dürfe, und die für Papiere und den Transport sorgte – sich in Augsburg befinde. Ich konnte diese aus dem Jahre 1948 stammende Nachricht überprüfen und bekam sie bestätigt. Ich erfuhr, dass sich entlang der eben geschilderten Linie «B-B» in Abständen von ungefähr fünfzig bis sechzig Kilometern sogenannte «Anlaufstellen» befanden. Diese Anlaufstellen bestanden aus drei bis fünf Leuten, die wiederum nur zwei Anlaufstellen kannten. Die eine lieferte ihnen die Leute, die andere wurde ihrerseits von ihnen mit Leuten beliefert. Es war nämlich so, dass jeder Beteiligte ausser den Leuten seines Kreises höchstens fünf bis sechs Leute von auswärts kannte. Nicht nur auf deutschem, sondern auch auf österreichischem Boden befanden sich solche Anlaufstellen. Eine lag gleich in der Nähe der deutschen Grenze in Ostermiething in Oberösterreich, die nächste war in Zell am See, dann wiederum eine in Igls bei Innsbruck. In Meran befand sich eine Anlaufstelle in einem Gasthaus, von dort ging es wieder ganz normal mit der Bahn bis Rom, Genua oder Bari. Ein wichtiger Knotenpunkt befand sich in Lindau. Ein ehemaliger Wehrmachtsunteroffizier war der Chef, seine Mitarbeiter waren Majore und Oberste. Die Sache war als Handelsorganisation aufgezeigt, die ihre Ausläufer in Kairo und in Damaskus hatte.

Ich fand noch im Jahre 1949 heraus, dass der Knotenpunkt Lindau für Eichmann uninteressant war, die dortigen Verbindungen gingen in den Nahen Osten, und Eichmann hätte bessere und sichere Gelegenheit gehabt, dorthin zu gelangen. Eichmann begab sich nicht in den Nahen Osten, das wusste ich aus der Korrespondenz, die Musa mit dem Mufti führte, also war die Linie über Lindau für mich uninteressant, und ich konnte sie vernachlässigen. Mich interessierte dabei nur ihre Zusammensetzung, denn sie konnte auch eine Vorstellung von der Zusammensetzung anderer ähnlicher Stellen geben. So fuhr ich eines Tages nach Bregenz, denn die Transporte des Knotenpunktes Lindau gingen über Bregenz. Es war nicht interessant für mich, gerade einen solchen Transport zu sehen, vielmehr wollte ich erfahren, was man in dieser Grenzstadt über diese Nazitransporte und deren Fluchtwege wusste. In Bregenz lebten damals an die hundert jüdische Flüchtlinge, von denen ein Teil sehr gute Beziehungen zu den verschiedenen Grenzbehörden hatte. Ausser in Bregenz war noch ein grösseres jüdisches Lager in Hohenems. Damit ich kein Aufsehen erregte, sollte mein Name auch dort bekannt sein, übernachtete ich in Hohenems im Lager. Flüchtlinge in ganz Österreich kannten mich, ich war also auch den Leuten in Hohenems kein Fremder. Ich sprach dort mit einigen vernünftigen Leuten und sagte ihnen, mich interessiere, wie die Leute über Deutschland nach Österreich hereinkämen und was sie dann weiter machten. Man versprach mir, mich mit einem Mann zusammenzubringen, der hier Bescheid wissen dürfte.

«Mein Name tut nichts zur Sache, aber ich will Ihnen, soweit sie mir bekannt sind, diese Informationen geben.» Mit diesen Worten leitete der Mann das Gespräch mit mir ein. Ich vermutete, dass er Kriminalbeamter war.

«Also gut, ich bin Ihnen für jeden Hinweis dankbar. Meine Bekannten haben Ihnen sicher gesagt, womit ich mich befasse, Sie sehen also, ich habe hier keinen Warenschmuggel im Sinne.»

«Ja, das weiss ich, ich weiss sogar, wer Sie sind. Nun hören Sie einmal gut zu oder machen Sie sich Notizen, wenn Sie wollen.»

Ich mache mir selten Notizen, denn ich kann mich auf ein ziemlich gutes Gedächtnis stützen. Notizen machte ich mir erst, wenn ich nach Hause kam. Und zu dieser Zeit war es aus Sicherheitsgründen nicht ratsam, Aufzeichnungen oder Notizen mit sich zu führen.

«Haben Sie einmal den Namen Haddad Said gehört?»

«Offen gesagt, nein.»

«Das ist ein Deutscher, der einen syrischen Pass auf diesen Namen hat; dieser Mann organisiert die Transporte, die über Lindau kommen.»

«Von wo kommen die Transporte?»

«Aus verschiedenen Teilen Deutschlands und Österreichs.»

«Wo ist die Operationsbasis von Haddad Said?»



«Er hat eine Gruppe in Lindau und eine zweite Gruppe in München. Der Sammelpunkt aber ist in Lindau. Von Lindau kommt eine Gruppe, die höchstens vierzig Personen stark ist, mit Hilfe eines Grenzpassierscheines nach Bregenz. Hier werden die Leute in einigen Hotels untergebracht und holen sich dann bei der Bregenzer Sicherheitsdirektion einen Grenzschein nach St. Gallen. Von dort fahren sie weiter nach Genf, und von Genf fliegen sie nach dem Nahen Osten.»

«Fällt hier ein solcher Transport nicht auf?»

«Die Gruppe in Lindau ist bemüht, immer in einen solchen Transport von Deutschland nach Österreich und von hier in die Schweiz einige Frauen und Kinder hineinzuschmuggeln, so dass die Reise als eine Art von Familienbesuch getarnt wird. Die Frauen und Kinder kommen dann allein aus der Schweiz wieder zurück. Die Gruppe bleibt, auf geteilt auf mehrere Hotels, einige Tage in Bregenz. Einzeln, höchstens zu dritt oder zu viert begeben sich dann die Teilnehmer wegen des Grenzscheins zur Sicherheitsdirektion. Bis' alle fertig sind, dauert es manchmal drei Tage.»

«Wird von Seiten der österreichischen Polizei nichts gegen diese Transporte unternommen?»

«Nein, es ist ja eigentlich nur ein Transit über Österreich, und die Leute sind hier mehr oder weniger uninteressant.»

«Wissen die Franzosen davon?»

«Ich vermute ja, anscheinend hat Haddad Said mit ihnen ein Übereinkommen getroffen.»

So also sah eine Schleuse aus. Ich war sehr froh, diese Reise nach Bregenz unternommen zu haben, denn ich konnte sozusagen aus erster Hand verlässliche Nachrichten über die Nazischleuse erhalten. Nun, wie sah es mit den anderen Nazischleusen aus? Wie vollzog sich der Übergang auf der deutsch-österreichischen Grenze ins Salzburgerische oder auf der österreichisch-italienischen Grenze und wie arbeiteten die Schleusen in Rom, Venedig und Genua? Wer waren diese Leute, die sich dort betätigten und wie ging die Sache vor sich? Diese Fragen bewegten mich, denn mit jedem Tag gewann ich die festere Überzeugung, dass Eichmann mit Hilfe einer solchen Schleuse Europa verlassen habe.

Das zu erfahren, brauchte man schon eine ganze Organisation. Vielleicht eine genauso grosse, wie sie auf der Naziseite tätig war. Was konnte ein Einzelner hier ausrichten! Es müsste schon eine Gnade des Schicksals und ein glücklicher Zufall sein, sich hier Informationen zu verschaffen.

Im Jahre 1948 lernte ich einmal in Nürnberg im Zeugenhaus einen Mann kennen, von dem ich wusste, dass er bei der «Abwehr» des Admirals Canaris tätig gewesen war. Meine amerikanischen Freunde hielten grosse Stücke auf ihn. Sie beschrieben ihn mir damals als klug, verlässlich und als einen ausge-

sprochenen Antinazi. Als mein Freund Fred Herz einmal ausserhalb Nürnbergs war, übernachtete ich im Zeugenhaus des Gerichtes und kam dort mit diesem Mann zusammen. Er lebt heute in Deutschland, ist ein grosser Exportkaufmann, der wahrscheinlich die Publicity, die ihm dieses Buch verschaffen könnte, nicht wünscht. Er soll hier unter seinem Vornamen Hans zu Worte kommen. Wir verbrachten damals in Nürnberg mehrere Stunden im Gespräch; der Mann imponierte mir sowohl wegen seiner Haltung den Amerikanern gegenüber als auch wegen seiner reifen Weltanschauung.

Ich war angenehm überrascht, als ich Hans an einem Novembertag des Jahres 1950 in der Münchener Bahnhofshalle traf. Er war gerade aus Stuttgart gekommen, und ich befand mich auf dem Heimweg nach Linz. Wir begrüsst uns, und Hans wollte mich überreden zu bleiben. Er schien mir in einer Stimmung zu sein, wo er jemanden brauchte, um sich auszusprechen.

«Wie geht es, noch immer auf der Suche nach dem bewussten ‚E‘?»

«Ja, wie könnte es anders sein! Wenn ich nicht mehr auf der Suche wäre, hätten Sie es in der Zeitung gelesen.»

«Wieso in der Zeitung?»

«Ach so, Sie glauben wohl, wenn ich es aufgabe, wird das in keiner Zeitung stehen. Das stimmt, aber ich habe mich noch nicht geschlagen gegeben, und wenn ich aufgabe, dann heisst das, ich brauche ihn nicht mehr zu suchen, ich habe ihn schon.»

«Nur nicht so siegessicher! Bleiben Sie doch, wir werden plaudern. Vielleicht kommt etwas dabei heraus. Ich verspreche Ihnen, Sie werden es nicht bereuen.»

Ich war unschlüssig. Ich war müde und sehnte mich nach Hause. Da erinnerte ich mich aber, dass meine Freunde in Nürnberg ihn sehr hoch schätzten und dass sie stets besonders auf seine Verlässlichkeit hingewiesen hatten. Ich erinnerte mich, dass er in Nürnberg sehr viele Einzelheiten aus der Arbeit der Gruppe Canaris erzählte und einen sehr genauen Einblick in das Amt VI (Schellenberg) hatte. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass die Nazifluchtorganisation, die mich damals am meisten interessierte, vielleicht von den Leuten des SD mit Spionageerfahrung und Auslandsverbindungen geleitet sein könnte. Ich stand aber noch immer unschlüssig da, der Zug nach Linz ging in etwa zehn Minuten.

«Na, wenn Sie nicht wollen, mein Schaden wird es nicht sein.»

Ich überlegte, ob ich nicht mit dem nächsten Zug fahren sollte.

«Na gut, ich bleibe für einige Stunden.»

Wir fuhren in ein Münchner Hotel, wo ich nur meinen Koffer in seinem Zimmer abstellte, und gingen etwas trinken.

«Herr Wiesenthal, als ich Sie damals in Nürnberg kennenlernte, sprachen wir sozusagen über die laufenden Fragen. Ihre Freunde erzählten mir etwas von Ihnen, unter anderem, dass Sie Eichmann suchten und Sie selbst sagten

mir dies auch. Ich habe in diesen zwei Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben, manchmal an Sie gedacht und wäre froh gewesen, wenn Sie mir über den Weg gelaufen wären. Sie zu suchen oder Ihnen zu schreiben, war ich zu faul. Erzählen Sie mir, wie Sie eigentlich diesen Schlamassel überlebt haben?»

Ich hätte in der Vergangenheit mehrmals Gespräche mit Deutschen geführt. Ich habe bemerkt, dass sie solche Erzählungen über das Schicksal eines Juden als eine Stärkung brauchen, um gewisse innere Hemmungen zu überwinden. Ich beschloss aber, diesmal meine persönliche Erzählung in möglichst kurze Form zu bringen.

«Mein Schicksal war typisch für das eines Juden in der Nazizeit. Vielleicht hatte ich grösseres Pech als die anderen. Ich ging durch dreizehn Konzentrationslager, war in Gestapohaft, versuchte einige Male Selbstmord, flüchtete aus einem Lager und verlor meine Angehörigen. Wie durch ein Wunder fand ich meine Frau nach dem Kriege wieder. Das sind vier Jahre Verfolgung im Telegrammstil.»

Hans lächelte. Seine klugen Augen musterten mich.

«Ich weiss von den Herren in Nürnberg, was Sie nach dem Kriege getan haben. Gut, das war 1948, als ich Sie kennenlernte, ich konnte es noch verstehen. Aber heute sind ja fünf Jahre seit dem Krieg vergangen. Warum widmen Sie noch jetzt Ihre Zeit der Suche nach Leuten, die ja eigentlich die toten Juden nicht wieder auferstehen lassen können? Als ich in Nürnberg war, interessierten Sie mich als Mensch. Ich hörte, Sie seien vor dem Kriege Architekt gewesen, angeblich sogar ein guter Architekt, und hätten Ihren Beruf an den Nagel gehängt, um sich einer Sache zu widmen, die ja heute, im Jahre 1950 – seien wir ganz offen –, vorbei ist. Sind Sie ein solcher Fanatiker? Schauen Sie, das Leben geht weiter, Sie haben wahrscheinlich Familie, Sie sagten doch, Sie hätten Ihre Frau wiedergefunden. Vielleicht haben Sie auch ein Kind (ich nickte). Ich würde noch verstehen, wenn Sie sich einer realeren Sache widmeten, vielleicht versuchen würden, geraubtes jüdisches Vermögen wiederzufinden. Sie haben so viele Bekannte, Sie könnten auf diesem Gebiete auch deutsche Helfer finden – denn ohne deutsche Helfer geht es nicht. Aber heute, wo wir alle wissen, dass die Bestrafung der Kriegsverbrecher bei sämtlichen Alliierten, einschliesslich der Russen, in zweiter, wenn nicht in letzter Linie kommt, erscheinen Sie mir als eine Art Don Quichotte.»

Nun war die Reihe an mir. Er hatte es bestimmt gut gemeint, aber ich fühlte mich irgendwie getroffen.

«Hören Sie zu, wenn Sie mir Ihr Mitleid aussprechen wollten, konnten Sie es mir in kurzer Form am Bahnhof sagen. Sie zwingen mich zu einer Unhöflichkeit, die vielleicht nicht am Platze ist, denn ich müsste Ihnen sagen, dass ich auf Mitleid von deutscher Seite verzichte. Man müsste ja eigentlich mit euch Mitleid haben, dass ihr noch nicht begriffen habt, in welchem moralischen Dreck ihr stöcket.

Die Berliner Blockade, die Spannungen unter den Alliierten, der kalte Krieg, all dies hat euch aus einer gewaltigen Patsche herausgeholt, weil die Alliierten vordringlichere Aufgaben als eure Bestrafung ins Auge gefasst haben. Was *ihr* heute nicht mehr braucht, ist das Mitleid der Welt. Auf das könnt ihr verzichten. Was *euch* als Menschen fehlt, ist Mitleid mit euch selbst. Glauben Sie, man kann sich über die Gräber von Millionen die Hand reichen, um wieder salonfähig zu werden? Ihr erweist euren Kindern einen schlechten Dienst. Eine Nation, die Mörder aus ihrer Mitte nicht richtet, wird zu deren Komplizen, und so werden auch einfache, unpolitische Menschen, die nichts als einfache Bürger sein wollen, euch beurteilen. Gebt die Mörder aus eurer Mitte preis, und dann wird die Welt erkennen, dass ihr euch von ihnen losgesagt habt.»

Hans versuchte einige Male, mich zu unterbrechen. Ich liess mir nicht das Wort abschneiden, denn er hatte mich an einer empfindlichen Stelle getroffen. Ich fuhr daher fort:

«Möglich und sogar wahrscheinlich ist Ihr Mitleid mit mir gut gemeint. Vielleicht habe ich Sie mit meinen Worten verletzt; es ist schwer, von mir Objektivität zu verlangen, – es ist schwer, von mir zu verlangen, dass ich Realist sei und die neuen Tatsachen akzeptiere. Unsere Generation wird sich nie von der unmittelbaren Vergangenheit losreissen können. Ich werde Ihnen einen kleinen Vorfall schildern; versetzen Sie sich bitte in meine Lage und sagen Sie mir dann, wie Sie so etwas empfinden würden.»

Die Erinnerung an diesen Vorfall, den ich schildern wollte, überwältigte mich, und ich war vorerst nicht imstande, ein Wort hervorzubringen. Dann raffte ich mich zusammen:

«Im Frühjahr 1948 wurde unser Komitee verständigt, dass sich in einem Schloss in der Steiermark eine Sammlung jüdischer Bücher befinde. Wir stellten eine fünfköpfige Kommission zusammen, der auch ich angehörte, und fuhren dorthin. In einem grossen Kellerraum des Schlosses befanden sich mehrere tausend jüdischer Gebetsbücher und religiöser Bücher, die die Nazis im Auftrage einer wissenschaftlichen Institution dorthin geschafft hatten. Auf einmal bemerkten wir, dass ein Mitglied unserer Kommission in Ohnmacht gefallen war. Er hielt ein Gebetbuch in der Hand. Als er zu sich kam, schlug er das Gebetbuch auf und zeigte uns eine mit der Hand geschriebene Eintragung:

Es ist der 8. August 1944.

In unser Städtchen kam das Kommando 1005

Eichmanns. Es ist unsere letzte Stunde.

Vergesst uns nicht! Vergesst die Mörder nicht!»

Ich konnte nicht mehr weiterreden. Hans kam zu mir herüber und streichelte mich. Ich unterdrückte das Gefühl, das mich übermannen wollte.

«Sehen Sie, lieber Freund, das ist ein Testament der Toten. Wir Überleben-

den sind eine kleine Minderheit ihnen gegenüber. Das, was ich Ihnen zitiert habe, hat eine schlichte Frau mit ihrem Vornamen Rachel gezeichnet. Sie spricht aber im Namen von Millionen. Darf ich und soll ich aufhören, Eichmann zu suchen? Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich selbst habe mir die Antwort gegeben. Nun, ich will Ihnen noch etwas anderes erzählen, damit Sie nicht glauben, dass ich alles hasse, was deutsch ist. Nein, ich habe in mir kein Nazigedankengut aufgenommen, indem ich alle Deutschen, ob sie gut oder schlecht wären, verdamme. So etwas haben die Nazis getan. Eine meiner ersten Handlungen nach dem Kriege war, zwei Deutsche, die Parteimitglieder waren und die mir während des Krieges in Lemberg geholfen haben, zu suchen, um ihnen zu helfen. Ich kannte ihre Gesinnung und wollte mich ihnen gegenüber als Jude nicht undankbar zeigen. Einen von ihnen erreichte ich nicht, er ist am 19. April 1945 in Berlin gefallen, der andere lebte in Halle, als Parteigenosse verfeimt, er hatte seine Arbeit verloren, und dem half ich wieder auf die Beine. Nur die Nazis kannten den Begriff der Kollektivverfolgung und der Kollektivschuld.»

Hans bemerkte meine Erregung. Er sagte:

«Ich habe nach dem Kriege vielleicht drei- oder viermal mit Juden gesprochen. Manche von ihnen haben zwar auch die Vergangenheit ins Gespräch gebracht, aber keiner auf diese Weise. Das, was Sie von Iern Testament sagten, ist sehr rührend. Nun, Herr Wiesenthal, ich muss Sie wieder verletzen, aber es ist gut, wenn wir uns offen aussprechen. Kennen die anderen Juden dieses Testament nicht? Wenn ja, warum läuft dann nur ein Wiesenthal in Europa herum, warum sind es nicht hundert oder tausend?»

«Sie haben mich nicht verletzt, auch ich habe mir dieselbe Frage schon einmal gestellt. Ich kann sie nicht beantworten, aber dass ich sie nicht beantworten kann, ist dies für mich kein Beweis, dass meine Handlungsweise unrichtig ist. Sie wissen, es ist eine alte Gewohnheit der Juden, die oft in Witzen ihren Ausdruck findet, dass ein Jude auf eine Frage immer mit einer Frage antwortet. Ich weiss, was Sie in Nürnberg getan haben, und ich weiss, Sie taten es aus aufrechter Gesinnung. Es gibt bestimmt in Deutschland Tausende, die Ihre Gesinnung teilen, aber es gibt nur wenige, welche aus dieser Gesinnung die Konsequenz ziehen. Millionen Deutsche, die seinerzeit das Parteiprogramm Hitlers unterschrieben, haben sich von ihm losgesagt, nachdem ihnen die Augen geöffnet wurden. Die ungeheuren Verbrechen des Naziregimes liegen heute offen da und rufen in der ganzen Welt Abscheu hervor. Ich gebe zu, viele Deutsche haben es nicht gewusst, aber heute wissen sie es. Und was taten sie, diese unschuldigen Parteimitglieder, die ja gewissermassen auch ein Opfer Hitlers sind, was taten sie, um sich von den Verbrechern zu distanzieren? Sie liessen sich durch ein Schlagwort narkotisieren, das anscheinend heute noch

seine Gültigkeit hat. Ich meine diesen Slogan: ‚Meine Ehre heisst Treue.‘ Treue gegen wen? Gegen einen Verbrecher! Die zweite Dosis der Narkose hiess ‚Kameradschaft‘. Überall in der Welt, wo ein Verbrechen beginnt, hört die Kameradschaft auf. Sagen Sie mir, bekennen Sie sich zu einer Kameradschaft mit einem Verbrecher? Jeder würde mit ‚Nein‘ antworten. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht; aber wahrscheinlich weicht meine Ansicht über Verbrechen sehr weit von derjenigen der anderen ab.»

Ich hatte mich in Hitze geredet. Hans schwieg noch eine Weile, dann holte er zu einer Antwort aus:

«Bitte, trinken wir noch etwas. Bei mir rennen Sie offene Türen ein. Ich war nie ein Kamerad von Verbrechern. Wir, die Leute von Canaris, dachten anders. Unser Chef wurde ja selber in einem Konzentrationslager umgebracht, und viele von uns haben 1945 und auch noch 1946 geglaubt, dass mit diesem Nazispuk endlich aufgeräumt würde. Man ordnete für uns eine Umerziehung an; mit grossem Eifer ging man daran, die Nazis auszurotten, als wäre das eine mechanische Sache. Die Bekämpfung der Überreste des Nazismus wurde zu einer alliierten, statt zu einer deutschen Sache. Herr Wiesenthal, Sie werden sehen, wie sich das alles einmal rächen wird. Warum hat man diese Leute nicht deutschen Gerichten ausgeliefert? Es hätte sich vieles ganz anders abgespielt.»

«Hören Sie zu: Sie sagten mir, ich benehme mich wie ein Don Quichotte, ich, der Jude, von dem man Realismus erwartet. In den Augen der Deutschen – wahrscheinlich auch in Ihren Augen – (das ist kein Vorwurf) – waren wir Materialisten, Realisten, alle durch die Bank. Das ist genauso falsch wie alles, was ihr über die Juden wusstet. Nun aber sehe ich, dass Sie selber den realen Boden verlassen haben, denn Sie sprechen von ‚wenn‘. Das sind Phantasien, jetzt, im Jahre 1950, ist es für dieses ‚wenn‘ zu spät. Es sind fünf kostbare Jahre vergangen, und ich frage Sie: Haben die anständigen Deutschen das Bedürfnis, sich von den Verbrechern abzusondern?»

«Herr Wiesenthal, so werden wir nicht weiterkommen Schicken Sie ein Telegramm nach Hause, dass Sie erst morgen kommen, gehen wir zum Abendessen. Ich habe schon lange nicht mit jemanden so wie Ihnen diskutiert, und diese Auffrischung meines Hirns soll nicht Ihr Schaden sein.»

Ich gab die Depesche auf, weil ich ahnte, dass ich durch dieses Gespräch in meiner Suche nach Eichmann weiterkommen würde, und nach dem Abendessen setzten wir unsere Diskussion fort:

«Wir haben uns gegenseitig abgetastet, ich weiss, Sie haben für sich die Konsequenz aus der Vergangenheit gezogen. Uns fehlt die Grundlage zum Leben. Uns fehlt eine moralische Wiedergutmachung. Sie ist für uns notwendig, damit wir nicht verzweifeln. Wir müssen es mit unseren eigenen Augen sehen, dass die Mörder dieses grossen Blutbades zur Rechenschaft gezogen werden.

Nicht die kleinen Leute, die grossen Verbrecher müssen darankommen. Sie laufen noch frei herum wie Eichmann. Wir können nicht jeden Mörder zur Strecke bringen, wir haben keine Zeugen. Wir kennen viele Namen nicht. Sie haben sich uns nicht vorgestellt, als sie mordeten. Aber die, die wir kennen, wie zum Beispiel Eichmann, müssen wir in unsere Hände bekommen, damit die Welt aus seinem Munde erfährt, wie kaltblütig der Judenmord organisiert wurde.»

«Zu spät, Wiesenthal, zu spät. Ich glaube nicht, dass Eichmann noch in Deutschland oder in Österreich ist. Haben Sie einmal von der ODESSA gehört?»

«ODESSA? Ich war selber während des Krieges in Odessa, im Jahre 1940 und im Jahre 1941.»

«Nein, es handelt sich nicht um die Stadt Odessa, es ist rein zufällig, dass aus der Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben einer Geheimorganisation der Name ODESSA entstand.»

«Gut, also was ist mit diesem oder mit dieser ODESSA?»

«Ich schlage Ihnen vor, vorerst für Sie ein Zimmer zu bestellen, wir haben ein mehrstündiges Gespräch vor uns.»

Hans begann im Zimmer herumzuwandern, blickte zu mir herüber, als wolle er sehen, wie lange er noch meine Geduld auf die Probe stellen könne. Ich schwieg. Endlich begann er:

«Ich setze voraus, dass Ihnen so manches über die Untergrundbewegungen in Deutschland und in Österreich bekannt ist.»

«Sie setzen richtig voraus. Fahren Sie nur fort.»

«Im Jahre 1945 und 1946 gab es keinerlei Organisationen. Die Leute versteckten sich wahllos oder lebten mit den vorbereiteten falschen Papieren. Vielleicht wissen Sie, dass das Reichssicherheitshauptamt schon im Dezember 1944 begonnen hat, seine wichtigsten Mitarbeiter mit allen möglichen falschen Dokumenten auszustatten.»

«Ja, das weiss ich seit Anfang 1947 aus der Einvernahme eines Mitarbeiters Eichmanns mit dem Namen Weisel. Ich weiss sogar, dass diese Anordnung von Müller kam, über die Eichmann nicht sehr erbaut war. Der ganze Stab Eichmanns bekam falsche Dokumente, Eichmann selbst lehnte es ab. Er wollte nur seine Frau schützen, indem er sie als ‚geschieden‘ ausgab.»

«Ich sehe, Sie kehren immer wieder zu Eichmann zurück. Gut, lassen wir es dabei und fangen wir mit dem Jahre 1947 an. Die ersten Organisationen, die damals gegründet wurden, waren mit Zustimmung der Westalliierten und mit Befürwortung kirchlicher Stellen Komitees zur Betreuung der Gefangenen in Deutschland und in Österreich. Auch einige Aristokraten waren dabei. Diese Komitees waren rein karitativ, blosse Verbindungsstellen zwischen den Verhafteten und deren Familien. Die Familien wiederum hatten Verbindungen zu den Leuten, die sich in Untergrundbewegungen befanden. Die Komitees, respektive ihre Abgesandten, überbrachten Briefe von den Familien, die sehr sel-

ten kontrolliert wurden, und oft kannten die Überbringer den Inhalt nicht. Und so kam eine leicht organisierte Verbindung zwischen den Nazis in den Gefängnissen und den Nazis draussen zustande. Viele von ihnen, die noch frei herumliefen oder die als Minderbelastete eingestuft wurden, da sie die Behörden täuschen konnten, wollten nicht warten, bis sie erwischt würden. Das war der erste Schritt zur Schaffung einer eigenen Fluchtorganisation.»

«Nun, die Untergrundbewegungen sind da. Warum sie entstanden sind, ist mir bekannt. Die Ursache war nicht nur der Wille der Nazis, sondern auch die allgemeine Schlampe. Gut, man bekämpfte sie, als sie da waren, aber man tat nichts, um ihre Entstehung zu verhindern. Was mich jetzt interessiert, ist diese ODESSA.»

«Also gut, ich schliesse Ihnen die ODESSA auf: Organisation der SS-Angehörigen. Sie sehen, das ergibt ODESSA! Die Organisation entstand im Jahre 1948 und ist auf einem ganz geheimen Prinzip auf gebaut. Sie operiert entlang einer Nordachse.»

«Ich will Ihnen imponieren: Die Achse ist ‚B-B‘.»

«Bravo, aber bitte jetzt unterbrechen Sie mich nicht. Das ‚B‘ ist Bari, seit 1949 nicht mehr in Gebrauch. Es müsste heissen ‚B – R‘, das ist Bremen – Rom, oder ‚B – G‘ für Bremen – Genua. Die Organisation ist seit 1948 gewachsen und hat an mehreren Stellen in Deutschland und in Österreich Stützpunkte. Vergessen Sie nicht, es liegen einige Besatzungszonen dazwischen. Ich kannte ihren Laden früher und hätte ihnen gar nicht zugetraut, dass sie die Sache so gut schaukeln würden. Die wichtigste Funktion haben natürlich die Stützpunkte beiderseits der Staatsgrenzen. Geflüchtete werden zuerst über unser Trizonesien (die westlichen drei Zonen) an die österreichische Grenze gebracht.»

Hier unterbrach ich ihn wieder und sagte:

«Sie kommen nach Ostermiething, von dort nach Zell am See, dann weiter nach Igls und von dort nach Meran.»

Hans blickte mich an und sagte:

«Mensch, Sie wissen ja alles, Sie verschwenden ja Ihre Zeit mit mir!»

«Das stimmt nicht, sehen Sie, dass die Organisation ODESSA hiess, wusste ich nicht. Ich weiss nicht, wie die Organisation finanziert wird, wer die falschen Papiere besorgt. Wo ist der Kopf der Organisation? In wessen Händen befindet sich die Endstation – Rom, Genua, vielleicht Venedig?»

«Sie stellen zu viele Fragen einem Mann, der jetzt eigentlich ein Amateur ist. Ich befasse mich nicht mit diesen Sachen, aber ich reise viel herum, kenne viele Leute, schliesslich war ich doch zehn Jahre bei Canaris. Der Mann, den Sie suchen, könnte gerade jetzt unterwegs sein oder könnte schon ausser Landes gebracht worden sein.»

«Sie meinen also, dass Eichmann über die ODESSA durchgeschleust wurde? Oder dass er vielleicht vor hat, diesen Weg zu benutzen?»

«Sie stellen auf einmal zwei Fragen, beide Fragen sind offen, beide Lösun-



gen sind möglich. Fünf Jahre im Versteck und fünf Jahre Illegalität, während man – wenn nicht von Freunden, dann wenigstens von der Presse, aber bestimmt von der Familie – weiss, dass man gesucht wird. Also, auch wenn man feige ist (und diese Mörder waren doch feige), muss man einmal das Risiko auf sich nehmen, denn man sagt sich, das sei das kleinere Übel. Man will endlich dorthin gelangen, wo man glaubt, nicht mehr verfolgt zu werden. Wo hatte sich Ihre letzte Spur verloren?»

«Im Ausseer Gebiet.»

«Na, da schau her, da hat es den Mann zu den Schätzen gezogen.»

«Ich meine, er kennt die Depositare, das heisst jene Leute, die Gold oder Werte des Dritten Reiches versteckt haben.»

«Mein Kompliment. Es spricht sich mit Ihnen angenehm, Sie sind informiert.»

«Glauben Sie mir, ich hätte in diesen fünf Jahren ein Doktorat über SS-Wissenschaften machen können. Mir ist die ganze Sache seit 1945 bekannt, als ich ein Protokoll von unschätzbarem Wert in der Hand hatte. Vielleicht ist das die Grundlage der Finanzierung, die mich interessiert.»

«Nun, bleiben wir einmal bei Eichmann. Sie sind so vollgestopft mit Problemen, dass man diese nur der Reihe nach besprechen kann. Sie haben also die Spur Eichmanns 1949 in Aussee verloren; ich glaube nicht, dass er heute noch dort ist. Eichmann musste damals auch wissen, dass viele seiner Kameraden ausser Landes gingen oder weggebracht wurden und eine gewisse Sicherheit genossen. Sie werden heute, im Jahre 1950 kaum noch ‚grosse Tiere‘ in Deutschland oder Österreich finden, die mit ihrer Verhaftung rechnen. Ich würde Eichmann nicht mehr im Ausseer Gebiet suchen – gerade dort nicht, denn ich kenne die Sippschaft, die dort beheimatet ist. Ich war einige Male dort, dort sind sie alle hellhörig, gleichgültig, /welcher Partei sie angehören. Vom Kommunisten bis zum Obersturmbannführer sind es anscheinend *goldene* Bande, die sie binden.»

«Ja, ich weiss davon ein Lied zu singen. Das von den goldenen Banden haben Sie sehr gut gesagt. Viele Leute im Ausseerland sind zu unerwartetem Reichtum gekommen, denn dort lag Gold auf der Strasse oder wurde nur in den Wäldern und Schluchten notdürftig zugeschart. Und die Leute, die miteinander geteilt haben, fragten einander nicht nach der Parteizugehörigkeit. Nach aussen hin schimpften sie aufeinander, nennen sich gegenseitig Verbrecher, und des Abends besuchen und warnen sie einander.»

«Nun zu Ihren anderen Fragen. Es gibt allerdings einen Verteilerkopf und auch eine Zentrale. Sie war eine Zeitlang in Deutschland. Manche sagten, in Stuttgart, manche sagten, in Augsburg. Jetzt dürfte sie in Argentinien sein. Offen gesagt, ich habe nie Lust gehabt, mich damit zu befassen. Vielleicht wäre

es nicht einmal schwer gewesen, dahinter zu kommen. Diese Leute sorgen auch für die Finanzierung. Dafür wird zweifelsohne jenes Geld verwendet, das noch vor Kriegsende versteckt wurde. Ob dieses Geld aus dem Ausseerland stammt, aus Verstecken in Tirol oder von geheimen Konten in der Schweiz und Liechtenstein, ist für die Sache belanglos. Sie werden die Finanzierung nicht unterbinden können, und diese Finanzierung wird sich noch auf lange Jahre erstrecken. Die Werte sind nicht an einem Ort konzentriert. Sie verlieren nur Zeit, wenn Sie hier alles ergründen wollen. Ich weiss, die Amerikaner haben sich auch einmal damit befasst. Und auch die Engländer und die Franzosen und wahrscheinlich auch die Russen. Man hat hier vieles im Jahre 1945 versäumt, das sind Dinge, die man nicht mehr nachholen kann. Sie müssen die Finanzierung als Tatsache hinnehmen.»

«Rufen Sie den Portier an, er soll noch Wein für uns auftreiben. Ich glaube, wir haben ihn beide verdient.»

«Ich sehe, Sie wollen mich zu weiteren Mitteilungen animieren.»

«Nein, keineswegs, aber wenn man so viel spricht wie wir beide seit einigen Stunden, spricht es sich mit Wein leichter.»

Auf einmal überraschte er mich mit einer Frage:

«Sagen Sie, haben Sie irgendeine persönliche Beziehung zu Eichmann oder wollen Sie einfach einen Orden von den Juden verdienen?»

Ich zögerte eine Weile, denn ich vermutete etwas Ungesagtes hinter seinen Worten, was er vielleicht nicht aussprechen wollte.

«Ich werde Ihnen vorerst den zweiten Teil der Frage beantworten: Die Juden haben keine Orden, und ich glaube auch nicht, dass der neu erstandene israelische Staat Orden verleihen wird. Das ist in der jüdischen Tradition nicht verankert. Ich will auch von niemandem Dankbarkeit oder Anerkennung. So, und nun zum ersten Teil der Frage: Ich habe Eichmann nie gesehen und habe von seiner Existenz erst zwei Monate nach dem Kriege erfahren. Aber wer einmal – so wie ich – erlebt hat, wie man seine Mutter zum Vergasen führte und hilflos dabeistehen musste, der weiss, warum er Eichmann sucht. Der braucht keinen Auftrag. Weder von Juden noch Israelis oder Amerikanern. Nur Leute, die gewohnt sind, in den Kategorien eines Geheimdienstes zu operieren oder zu denken, sehen in meiner Tätigkeit die eines Agenten, weil sie es einfach anders nicht begreifen können oder wahrhaben wollen. Das ist keine Beleidigung für mich, es beweist nur, wie engstirnig alle diese Leute sind. Wenn man Ihre Mutter ermordet und der Mörder durch die Polizei nicht auffindig gemacht wurde, müssen Sie sich dann von jemandem als Agent anwerben lassen, um nach dem Mörder Ihrer Mutter zu suchen? Ich glaube, ich habe mich genau ausgedrückt. Sie kennen nun meine Motive. Ich suchte Nazis nach dem Kriege auch zu einer Zeit, wo ich zu Hause nicht genug Brot hatte, ich gab meinen Beruf als Architekt auf zu einer Zeit, da dieser Beruf florierte. Ich kann einfach nicht anders.»

«Ich verstehe es sehr gut, aber ausser Ihnen waren ja noch andere im KZ.»

«Es gibt Leute, an denen das KZ-Geschehen, diese unheimliche Erniedrigung, so abgelaufen ist, wie Wasser von einer Gans abperlt. Es gibt aber auch Leute, die einen psychischen oder physischen Defekt für ihr ganzes Leben davongetragen haben; möglich, dass das, was ich tue, auch das Symptom eines Defektes ist, aber ich würde im normalen Leben nicht so leicht wieder Ruhe finden. Glauben Sie mir, dass es Augenblicke gab, wo ich mir gesagt habe: Genug! Doch die Toten, die hinter mir stehen, mahnen. Ich weiss, Sie sehen mich an, als hätte ich Halluzinationen, – nein, die habe ich nicht! Ähnliche traumatische Zustände haben auch Leute, die im KZ waren und heute als Rechtsanwälte, Ärzte oder Buchhalter tätig sind.»

«Die Reaktion der Juden gleich nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches hat mir viele Rätsel aufgegeben. Sie haben sich ja eigentlich alle so ruhig verhalten, dass die Nazis direkt überrascht waren.»

«Glauben Sie mir, Sie haben jetzt einen Punkt berührt, der mich auch sehr viel beschäftigt hat. Ich möchte Ihre Frage vorerst auf mich beziehen. Ich bin kein Rächer, denn sonst müsste ich eine Geheimorganisation gründen, die Femeurteile an den Verbrechern vollziehen müsste, um an jedem von ihnen die tausend Morde, die er begangen hat, durch tausend Tode abzugelten. Vielleicht war es ein Fehler, dass die Juden dergleichen nach dem Kriege nicht unternommen haben. Vielleicht hat es die Welt von uns sogar damals erwartet und wäre nicht überrascht gewesen, wenn die Überlebenden der Konzentrationslager die Internierungslager der SS gestürmt und ein Blutbad angerichtet hätten. Sie wissen, die Welt hat Verständnis für so etwas, weil das der begreifliche Ausdruck eines grossen Schmerzes ist. Vielleicht sähe heute alles ganz anders aus, hätten sich damals die ehemaligen Häftlinge zu einer solchen Tat aufgerafft. Dann hätte die Welt gesehen, dass man diesen Leuten helfen müsse. Mit Rot-Kreuz-Paketen und Flüchtlings- oder DP-Lagern ist das Problem nicht gelöst. Wir hätten möglicherweise den israelischen Staat Jahre früher bekommen.»

Ich machte eine Pause. Auch Hans schwieg. Ich merkte ihm an, dass er über meine Worte nachdachte. Vielleicht kamen ihm auch allerlei Erinnerungen.

«Wissen Sie, Herr Wiesenthal, ich war ja beim 20. Juli dabei. Ich war ein kleines Rädchen in der grossen Verschwörung, und wie ich Sie jetzt so sprechen hörte, dachte ich nach, was wir nach einem gelungenen 20. Juli mit der SS gemacht hätten? Eines ist sicher, wir hätten sie nicht mit Samthandschuhen angefasst. Wir hätten Tausende von ihnen vor Gericht gestellt und hingerichtet. Wir hätten es wahrscheinlich hinnehmen oder durch die Finger sehen müssen, wenn viele einfache Menschen es ihren Peinigern auf direkte Weise heimgezahlt hätten. Dass ihr euch im Jahre 1945 anders verhalten habt, ist vielleicht

nicht der Beweis eurer Schwäche. Vielleicht war euch das Ausmass der Katastrophe, in der ihr euch befandet, nicht ganz gewärtig.»

«Die Chancen, die einem die Geschichte gibt, wiederholen sich nicht. Man kann die Ware von gestern heute nicht mehr verkaufen. Das Leben hat sich normalisiert, und wie Sie sehen, hat man sich daran gewöhnt, unter Mördern zu leben. Sie sind wahrscheinlich der erste Deutsche, mit dem ich so offen rede. Hätte sich der Krieg nur noch um ein halbes Jahr hinausgezogen, wären Sie wahrscheinlich auch in ein KZ gebracht worden, und wir wären möglicherweise Nachbarn in einem Massengrab gewesen. So etwas ist schon vorgekommen. Nun, mein verhinderter Nachbar, wollen Sie mir helfen, auch wenn Sie mein Vorhaben für eine fixe Idee halten?»

«Ihre Idee ist nicht fix, sie hat nur einen Fehler. Ich kenne bisher nur einen Träger dieser Idee, und der heisst Wiesenthal. Es müsste doch, zum Teufel, mehrere Leute wie Sie geben!»

«Sie haben mir das heute Abend schon einmal in anderer Form gesagt. Es gibt ausser mir noch einige Leute, die nicht vergessen haben, was noch vor einigen Jahren geschah. Ich weiss, wir sind wenige und haben bescheidene Möglichkeiten. Wir haben auch Erfolge zu verzeichnen. Wir kämpfen mit vielen Schwierigkeiten, man duldet uns, weil man es sich einfach noch nicht leisten kann, unsere Arbeit zu verbieten. Es klafft noch eine offene jüdische Wunde. Die paar hundert Verbrecher, die wir durch unsere Arbeit vor Gericht brachten, sind eine verschwindende Minderheit. Ich sagte Ihnen schon, wir können weder alle suchen noch finden. Aber einen möchte ich noch, und der heisst Eichmann. Ich will seine verbrecherische Grösse nicht überschätzen und will ihm keine grössere Schuld aufbürden, als er selber auf sich genommen hat. Wir müssen ihn in unsere Hände bekommen. Es ist einfach für unser seelisches Gleichgewicht notwendig, ihn einer Sühne zuzuführen. fetzt verstehen Sie mich.»

«Und ob ich Sie verstehe!»

«Bleiben Sie in Verbindung mit mir, lassen Sie mir Nachrichten zukommen, die für diese Sache von Wichtigkeit sein könnten. Auch wenn Sie jetzt nein sagen, bin ich sicher, Sie werden mir helfen.»

Er schwieg. Ich wusste nicht, ob er das Nein, das er sagen wollte, in irgendeine Form zu kleiden wünschte, die mich nicht verletzte. Auch ich schwieg. Wir blickten uns eine Weile an und dann sagte er:

«Ich habe keinen Apparat, meine Leute wurden brüderlich von allen vier Alliierten aufgeteilt. Ich habe etwas Erfahrung, und wenn Sie mir vertrauen und manchmal eine harte Nuss haben, die Sie nicht knacken können, dann könnten wir uns treffen. Sie dürfen sicher sein, ich werde Sie nicht verraten.»

«Das bin ich auch», sagte ich. Ich hatte eine Vorahnung, dass ich gutgetan hatte, diese Nacht in München geblieben zu sein.

### XIII. Kapitel

Vieles, was in diesem Bericht zur Sprache kommt, kann man nur verstehen, wenn man sich in das Jahr 1950 zurückversetzt. Der kalte Krieg tobte, die Frage der Nazis und der Kriegsverbrecher wurde auf die lange Bank geschoben. Die Kriegsziele der Alliierten rückten in den Hintergrund. Es gab Ansätze für eine Demokratisierung, vieles wurde dabei falsch gemacht, man hielt sich nicht an die geplante Linie, und neue Interessen schoben sich in den Vordergrund. Es schien, als habe man die Nazis zahlenmässig unterschätzt. Man begann nun die in Deutschland und Österreich lebenden Nazis zusammenzurechnen, und zwar nicht nur die Anzahl der NSDAP-Mitglieder, sondern auch die ihrer Familien, sowie die Zahl der HJ- und der BdM-Angehörigen, die jetzt dem Kindesalter entwachsen waren; so kam man zu einer beträchtlichen Zahl, die vor allem in der Wahlarithmetik eine grosse Rolle spielte. Sobald der Druck auf die Nazis nachliess und diese durch grosszügige Einstufungen in Deutschland und durch Teilamnestien in Österreich wieder in die Verwaltung und Wirtschaft kamen und auch Aufnahme in die politischen Parteien fanden, begannen sie ihrerseits einen Druck auszuüben. Unter diesem Druck und mit Hilfe kleinlicher parteipolitischer Spekulationen wurde in Österreich eine Partei erlaubt, die nach aussen hin einen Schein von Demokratie wahrte, aber ein Sammelbecken verschiedener Nazis war. Diese Partei wurde gegen den schwachen Widerstand der Franzosen und mit Billigung der Amerikaner, Sowjets und Engländer zugelassen. Auch in Deutschland zeichnete sich eine neue politische Linie ab. Die Nazis bekamen die von ihnen so lang ersehnte Atempause, sie nützten sie ausgezeichnet und begannen allmählich salonfähig zu werden. Solange sie materielle Sorgen hatten, kümmerten sie sich um die Politik nicht.

Fünf Nachkriegsjahre waren eine kurze, aber auch eine lange Zeit, und diese Jahre wurden nicht genutzt. Fast alles, was man in der Nazifrage unternahm, war falsch. Man mobilisierte vorerst einen ungeheuer grossen Apparat, der sich nach einigen Monaten, wenn nicht bereits Wochen, totgelaufen hatte. Die Massnahmen trafen kleine Leute oft mit viel grösserer Schärfe, als die grossen Bonzen. Die kleinen verfolgten Nazis erschienen in einem neuen Licht, und die Kirche verfolgte eine falsche Politik.

Im Jahre 1916 fragte ein deutscher Philosoph einen General: «Was würden die Deutschen tun, wenn sie den Krieg verlieren?» – Der General setzte sein Monokel zurecht und sagte: «Wir werden das Mitleid der Welt organisieren!» Daran musste ich denken, als ich die vielen Hilfskomitees sah, die unter dem Patronat der Kirche entstanden, um unter dem Mantel der Nächstenliebe den verfolgten Nazis Hilfe zu bringen. Die Gerichte in Österreich, in denen Massenmörder zu langjährigen Kerkerstrafen verurteilt wurden, bekamen Gnaden-

gesuche vom «Sozialen Friedenswerk», einer Organisation, die sich der Hilfe der Kirche erfreute. Und genau dasselbe spielte sich in Deutschland ab. Die Kriegsverbrecher in Landsberg bekamen oft Besuche ähnlicher Komitees; immer wieder wurden Anträge gestellt, um die Haftzeit der verurteilten Mörder abzukürzen. Die Nazis, die zum grössten Teil aus der Kirche ausgetreten waren und die Gott verleugneten, kümmerten sich nicht um Gottes Gericht. Das, was sie fürchteten, war ein irdisches Gericht. Man sprach von verführten Menschen, die nichts für die verbrecherischen Untaten der Partei konnten. Es hiess, sie seien selber von den Folgen überrascht worden, – sie seien zu schwach gewesen, um sich dagegen aufzulehnen. Es mag an dieser Argumentation etwas Wahres sein. Das hätte jedoch nur die Behandlung der kleinen Parteigenossen beeinflussen dürfen, die persönlich nichts verbochen hatten. Aber den eigentlichen Vorteil aus dieser Einstellung zogen die grossen Verbrecher.

Ich führte damals mehrere Diskussionen mit Leuten, die sich für einen neuen politischen Kurs den Nazis gegenüber eingesetzt hatten. Wir konnten uns gegenseitig nicht verstehen. Meine Gesprächspartner waren Sozialisten oder katholische Politiker und hatten konkrete, reale Ziele im Sinne. Sie sagten:

«Der Krieg ist seit fünf Jahren vorbei, der Nazismus ist tot, die Verbrechen der Nazis sind bereits bekannt und ein Memento für die Zukunft.»

Einmal lenkte ich eine solche Diskussion auf die damals aktuellen Enthüllungen, die anlässlich des Buchenwaldprozesses gemacht wurden. In Buchenwald betrieben die SS-Bonzen nämlich eine neue Art von Kunstgewerbe. Aus tätowierter Haut von Häftlingen wurden nach deren Tode Lampenschirme, Bucheinbände und so weiter hergestellt. Es war in Nazideutschland Brauch, bei Hochzeiten oder anderen Anlässen als Geschenk das Buch «Mein Kampf» zu überreichen. Ich fragte daher, ob der wahre Sinn des Nazismus erkannt worden wäre, hätte man das Buch «Mein Kampf» in einem Einband aus gegerbter Menschenhaut überreicht? Die Frage blieb unbeantwortet. Der augenblickliche politische Realismus siegte.

Das war die Situation, als ich im Jahre 1950 die Suche nach Eichmann fortsetzte. Ich verlor zu dieser Zeit viele Freunde und Helfer, die mir in den ersten zwei Nachkriegsjahren beigestanden hatten, sowohl in Österreich wie auch in Deutschland. Diese Leute, die einen Schock erlitten, als sie das Ausmass der Naziverbrechen gegen die Juden erkannten und in ihrer Anständigkeit – obwohl sie persönlich daran keinen Anteil hatten – sich von einer gewissen Mitschuld nicht freisprechen konnten, bekamen nun selber Angst vor dem neuen politischen Wind und legten nicht nur keinen Wert mehr auf die Bekanntschaft mit mir, sondern empfanden diese Bekanntschaft als ausgesprochen peinlich. Sie bekamen Angst vor den Nazis, als diese wieder in verschiedenen Ämtern

auftauchten. Ich musste mit tiefer Trauer feststellen, dass auch viele Amerikaner, die wahrscheinlich allzu lange in Deutschland oder in Österreich gelebt hatten, durch die neue politische Linie persönlich beeinflusst wurden. Es erinnerte mich an die tausendjährige Geschichte der Besetzungen Chinas, die ich einmal gelesen hatte. Die Besetzten hatten die Besatzung geschluckt und geistig verarbeitet. Der Sieger infizierte sich mit den Ideen des Besiegten, so dass der Besiegte am Ende gewissermassen Sieger war. Amerikanische Freunde, denen ich diese Theorie entwickelte, sagten mir, ich sähe Gespenster. Möglicherweise waren meinerseits Übertreibungen dabei, verursacht durch die grossen Schwierigkeiten, die sich mir nun dauernd entgegenstellten.

Im Januar 1951 erhielt ich einen Brief von Hans. Er verständigte mich, dass einer seiner ehemaligen Mitarbeiter in Salzburg sein werde und dass es ratsam sei, mich mit ihm zu treffen. Hans habe ihn über meine Sorgen informiert, und er sei der richtige Mann, mir zu helfen.

Ich traf Albert in Salzburg. Ich will ihn nur unter seinem Vornamen anführen. Er war ein ziemlich nervöser Mensch, schlank, gross und nachlässig gekleidet. Er hatte dunkle, stechende Augen, deren Blick durch eine Hornbrille etwas gemildert war.

«Hans erzählte mir von Ihnen und legte mir sehr ans Herz, Ihnen zu helfen. Ich verdanke Hans sehr viel. Er hat mich während des Krieges aus vielen Schwierigkeiten herausgeholt, und ich muss Ihnen sagen, Hans hat an Ihnen einen Narren gefressen.»

«Auch ich kann Hans sehr gut leiden. Wir trafen uns vor zwei Monaten in München und sind uns in einem sehr langen Gespräch, wie ich glaube, menschlich nahegekommen.»

«Er erzählte mir von dem Gespräch. Sie brauchen mir daher nichts zu wiederholen, was Sie in jener Nacht mit Hans besprochen haben. Das ist ungefähr die Materie, mit der ich mich nebenbei auch befasse. Ich reise viel herum: Österreich, Deutschland, Schweiz, Italien; ich habe auch einige Journalisten in den USA und England, die ich mit Background-Material versorge, und ich lebe davon nicht schlecht. Vieles, was Sie interessiert, habe ich schon früher gewusst durch Recherchen in anderen Sachen. Hans sagte mir, bei Ihnen beginnt und endet alles mit Eichmann.»

«Das ist eine kleine Übertreibung von Hans. Was mich interessiert, sind die Fluchtwege der Nazis und eine Überprüfung, ob Eichmann sich noch in Europa befindet; oder Nachricht darüber, wohin er sich gewandt hat, falls er nicht mehr in Europa ist.»

Albert begann lang und breit von allen Gerüchten zu erzählen, die über Eichmann in Umlauf waren. Ich unterbrach ihn nicht, aber diese Gerüchte brauche ich in meinem Bericht nicht zu wiederholen, weil ich sie schon an anderer Stelle erwähnt habe. Er hatte auch gehört, dass Eichmann nicht mehr in Europa sei. Jetzt unterbrach ich ihn:

«Wenn Sie mir die Fluchtorganisation und ihre Arbeitsmethoden beschrei-

ben könnten, wenn Sie mir sagen würden, wer ihre Verbündeten sind und wie die Ausläufer der Organisation getarnt werden, dann ist mir damit in der Sache Eichmann geholfen.»

«Ich verstehe Sie sehr gut und möchte Ihnen vorerst eines sagen: Die Organisation, die seit 1948 die Flucht leitet, heisst ODESSA. Sie war eine der Gründungen einer Untergrundorganisation, die Ihnen vielleicht unter dem Namen ‚Spinne‘ bekannt ist. Die ‚Spinne‘ löste sich im Jahre 1949 auf, als es unter ihren Mitgliedern zu Auseinandersetzungen kam. Die ODESSA zählt unter ihre Mitarbeiter sogenannte ‚Idealisten‘ aus den Reihen der SS und Geschäftsleute. Heute ist es mit diesem ‚Idealismus‘ fast vorbei. Die Anlaufstellen sind als Import-Export-Firmen getarnt, die sich vor allem mit Waffenschiebungen in den Nahen Osten und nach Nordafrika beschäftigen. Für die ‚Idealisten‘ heisst es, dass die Exporteure die Erträge aus diesem Geschäft für die Organisation aufwenden. Das stimmt aber nur zu einem kleinen Teil. Tatsächlich haben diese Leute Riesen vermögen gemacht. Die Kuriere der ODESSA hatten seit dem Jahre 1949 die Möglichkeit, frei in ganz Europa herumzureisen. Die ODESSA besorgte ihnen spanische, ägyptische und syrische Pässe. Die Pässe waren nicht einmal falsch. Im Jahre 1949 war die Auslaufstelle der ODESSA bei der syrischen Gesandtschaft in Rom, obwohl die ODESSA zu dieser Zeit nur wenig Deutsche nach Syrien schleuste. Als Gegenleistung half die ODESSA den Syrern beim Einkauf deutscher Waffen, die sich teilweise noch in amerikanischen Beutelagern in Deutschland befanden oder die von den Amerikanern in Deutschland und in Österreich an einheimische Firmen als Schrott verkauft wurden.»

Albert schaltete eine Pause ein. Ich hatte ihn die ganze Zeit nicht unterbrochen, denn ich wollte ihn nicht aus dem Konzept bringen.

«Ich hörte, dass manche dieser Beutewaffen über Nazifirmen auch nach dem Osten geschafft wurden.»

«Ja, Sie meinen die Schrotthändler. Da ist ja zum Beispiel diese Geschichte mit den Minenzündern. Ich weiss nicht, ob Sie es wissen, dass die Amerikaner der deutschen und österreichischen Industrie, die an grossem Buntmetall-Mangel litt, Millionen von Minenzündern, die sie im Jahre 1945 erbeutet hatten, als Schrott verkaufte mit dem ausdrücklichen Auftrag, das Material zu zerlegen. Ein Teil wurde wirklich zerlegt, der Rest wurde in die Tschechoslowakei, nach Syrien und Tanager verschoben. Worauf die Amerikaner sehr böse wurden. Aber die Firmen erzielten saftige Profite, von denen sie einen Teil an die Organisation abliefern mussten. Interessant dabei ist, dass eine Naziorganisation in Wien die geschäftlichen Kontakte zum Ostblock hergestellt hat.»

Albert imponierte mir durch sein Wissen, er erzählte mir noch vieles andere, was bestimmt interessant war, jedoch nicht zu diesem Bericht gehört. Ich merkte, dass er Dingen der Nachkriegspolitik eine wandelnde Enzyklopädie



war. Ich stellte ihm meinerseits eine Reihe von Fragen, die konkret den Fall Eichmann betrafen, weiter wollte ich Namen von den Männern, die die O-DESSA leiteten, wissen. Albert hatte ein winziges Notizbuch, in das er während des Gesprächs von Zeit zu Zeit eine Ziffer oder ein Zeichen, anscheinend chiffriert, einschrieb.

«Gut, Herr Wiesenthal, jetzt weiss ich genau, was Sie interessiert. Ich komme in einer Woche wieder hierher. Wenn Sie Zeit haben, besuchen Sie mich. Vielleicht weiss ich dann etwas mehr.»

Auf dem Rückwege versuchte ich meine Gedanken über alles, was mir Albert erzählt hatte, zu ordnen. Ich erkannte, wie klein und ohnmächtig ich jetzt in diesem Kräftespiel war. Ich konnte nur noch auf einen gütigen Zufall hoffen.

Eine Woche später sass ich Albert in der Hotelhalle in Salzburg wiederum gegenüber.

«Sie haben Glück. Ich glaube, ich habe die Spur Eichmanns gefunden. Die Spur ging nach Rom, ich glaube aber kaum, dass er noch dort ist. Ich habe einen Bekannten gesprochen, der sich eine Zeitlang in Rom aufgehalten hat, und der ist felsenfest überzeugt, dass Eichmann im Spätsommer 1950 in Rom war. Er soll sich dort in einem Asyl innerhalb eines Mönchsordens aufgehalten haben. Er war dort mit slowakischen und kroatischen Priestern zusammen.»

«Ist diese Nachricht sicher?»

«Der Mann, mit dem ich gesprochen habe, ist auch einer von unserer alten Garde. Hans kennt ihn, und wenn der was sagt, dann wird es schon stimmen, so wie es früher auch immer gestimmt hat.»

«Ich kann mir den gottlosen Eichmann kaum in einer Gesellschaft von Priestern vorstellen.»

«Ich habe auch nicht gesagt, dass er dort als Priester war. Sie wissen ja, es sind Verfolgungen von Priestern in der Slowakei und in Jugoslawien im Gange. Es handelt sich um die Geistlichen, denen die Flucht nach Österreich oder Deutschland gelungen ist und die nun in Italien sind. Sie haben auch dort Hilfskomitees, die sich – was selbstverständlich ist – einer Protektion des Vatikans oder sonstiger kirchlicher Stellen erfreuen.»

«Was geschieht mit diesen Priestern dort?»

«Sie wandern mit Hilfe der Caritas und anderer Wohlfahrtsorganisationen aus, hauptsächlich nach Übersee.»

Ich wollte es nicht wahrhaben, das ging mir einfach gegen den Strich.

«Ich kann es mir einfach nicht vorsteilen, dass irgendeine christliche Organisation in der Welt einem derartigen Massenmörder Schutz und Hilfe gewähren könnte.»

«Sie haben recht, wenn Sie voraussetzen, dass Eichmann unter seinem Namen bei diesen Leuten auf tauchen und seine Identität erkannt würde.»

«Wer brachte Eichmann nach Rom? Sagte Ihnen das Ihr Bekannter?» «Klar, er kam mit Hilfe der ODESSA.»

«Von wo kam er?»

«Das weiss ich nicht.»

Ich bekam heftige Kopfschmerzen. Ich sah vor mir diesen ganzen Weg, den Eichmann gegangen war, ich setzte voraus, dass die Spuren gründlich verwischt wurden. Hier hatte ich einen Faden. Diesen Faden brachte mir Albert. Den durfte ich unter keinen Umständen aus den Händen lassen. Ich überlegte einen Vorschlag, den ich Albert machen konnte. Und sollte er diesen Vorschlag ablehnen, dann würde ich nach Deutschland fahren und Hans darum ersuchen. Ich muss unbedingt erfahren, wohin Eichmann gegangen war. Wenn er sich ausserhalb Europas befand, dann würde dies kein Hindernis sein, denn überall in der Welt leben Juden, und unter ihnen fand sich gewiss einer, der meine Arbeit fortsetzen würde.

«Lieber Herr Albert, ich weiss, Ihre Zeit ist kostbar, ich weiss, dass Sie gut verdienen, und ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, der nichts mit Verdienen zu tun hat. Ich möchte, dass Sie nach Rom fahren und mit Hilfe Ihres Freundes versuchen, die noch vorhandenen Lücken in der Sache Eichmann zu schliessen.. Ich will Sie nicht täuschen, ich kann nicht viel Geld ausgeben.»

Albert dachte längere Zeit nach, und ich unterbrach sein Nachsinnen:

«Sie werden verstehen, dass mir an einer baldigen Aufklärung sehr gelegen ist. Eine lange Wartezeit ist für mich eine grosse seelische Belastung.»

«Hören Sie zu, ich habe in zwei Wochen in Mailand zu tun, ich kann für Sie von Mailand nach Rom fahren, und Sie brauchen mir nur diese Fahrtspesen zu bezahlen und zwei, drei Tage Aufenthalt, für länger habe ich keine Zeit.»

«Glauben Sie, dass zwei, drei Tage genügen werden?»

«Ich hoffe ja, denn schliesslich wissen wir ja schon etwas und brauchen nur Ergänzungen.»

In diesen zwei Wochen, die mich von der Abreise Alberts nach Rom trennten, kamen mir tausend Gedanken. Ich wollte zu Hans fahren, konnte ihn jedoch nicht erreichen. Ich spürte instinktiv, nun war ich am Wendepunkt meiner Suche nach Eichmann angelangt. Ein altes Sprichwort sagt: Alle Wege führen nach Rom. Mich begannen die Wege zu interessieren, die aus Rom herausführten. Ich dachte nach, wer mir hier helfen könnte. Ich sprach mit einigen Israelis, die ich kannte und die in Wien beim Konsulat tätig waren. Sie wussten keinen Rat. Was blieb mir also anderes übrig als zu warten. Schliesslich war Albert Fachmann, und wenn ihn Hans gewählt hatte, würde er schon der Richtige sein. Die zwei Wochen schienen mir lang wie zwei Jahre.

Endlich kam Nachricht von Albert. Ich sollte wieder nach Salzburg kommen. Es war Februar 1951.

«Bringen Sie gute Nachrichten?» Ich konnte meine Nervosität nicht verbergen. Albert zündete sich langsam eine Zigarette an, machte es sich im Sessel bequem. Jede Sekunde seines Schweigens war für mich eine Nervenprobe.

«Ich weiss jetzt etwas mehr, sogar viel mehr, aber alles weiss ich noch nicht. Wenn Sie erwartet haben, dass ich Ihnen jetzt die Visitenkarte Eichmanns mit seiner neuen Adresse gebe, dann ist das verfrüht.»

«Also was haben Sie erfahren?»

«Ich habe mir einen Teil dieses Ladens angesehen. Ich glaube, dass Eichmann Hilfe vom kroatischen Komitee bekommen hat. Ob die Kroaten wussten, dass dieser Mann, dem sie geholfen haben, Eichmann ist, kann ich schwer sagen. Ich glaube aber, dass Eichmann dort Hilfe bekommen hat.»

«Was ist das für ein Hilfskomitee?»

«Das dürfte ein nationales Hilfskomitee sein, der Chef ist ein Mann, der zur Garde von Ante Pavelic gehört hat, ein gewisser Draganowic. Es gibt ausserdem noch ein slowakisches Hilfskomitee und sogar ein rumänisches Hilfskomitee. Diese Komitees werden von den nationalen Missionen des Vatikans unterstützt.»

«Warum befassen sich diese Komitees mit Deutschen?»

«Hier ist mir noch nicht alles ganz klar. Ich vermute, dass die ODESSA gewisse Dienste für diese Komitees leistet, indem sie an der tschechischen oder jugoslawischen Grenze Kroaten oder Slowaken hilft, durch den Eisernen Vorhang zu kommen. So wurde mir das angedeutet. Darüber weiss man nichts Genaues, – ich würde sehr viel Zeit brauchen, um Bestimmtes zu erfahren.»

«Das können doch nicht untergeordnete Stellen untereinander ausmachen! Gut, die Leute kommen also nach Rom, manche bringt die ODESSA, andere kommen mit Hilfe der nationalen Komitees. Wie geht das weiter? Wo werden die Leute untergebracht? Ich nehme an, dass Eichmann oder andere nicht in römischen Hotels logieren.»

«Sie vermuten richtig, es gibt mehrere Asyle, die verschiedene Orden zur Verfügung gestellt haben. Man sprach von einem Ursulinenkloster und von einem Kapuzinerkloster. Wenn Eichmann mit den Kroaten ging, dann war er wahrscheinlich in Rom in einem Kapuzinerkloster.»

«Gibt es einen höheren kirchlichen Würdenträger, unter dessen Fittichen sich das ab spielt?»

«Na und ob es einen solchen gibt! Hier haben Sie einmal auf das Richtige getippt. Sagt Ihnen der Name Hudal etwas?»

«Ich habe den Namen einmal gehört, ich glaube im Jahre 1949, wenn ich mich nicht irre, im Zusammenhang mit einer Naziarnestie.»

«Nicht schlecht. Nun, Hudal ist ein Bischof. Er dürfte österreichischer Abstammung sein. Er war auch während des Krieges dort und hatte sogar recht gute Verbindungen zu den Deutschen. Unsere Kollegen vom Amte VI – wis-

sen Sie, das war der Laden von Schellenberg – kannten ihn gut. Er war einer der wenigen im Vatikan, die für den deutschen Sieg gebetet haben.»

«Das ist für mich, der mit vielen Priestern im KZ zusammen war, schwer zu begreifen. War Hudal ein Nazibischof?»

«Ich glaube nicht, ich glaube, er hat sich sogar einmal, als den römischen Juden Gefahr drohte, bei den Deutschen für die Juden eingesetzt. Ob Hudal jetzt wusste, wem diese Komitees, die er protegierte, geholfen haben, das ist schwer zu sagen. Hudal hat sich gleich nach dem Kriege für die Entlassung österreichischer Kriegsgefangener, die in Italien in englischen und amerikanischen Internierungslagern waren, eingesetzt, hat aber dann die ganze Zeit die Verbindung nach Deutschland und nach Österreich gerade zu rechtsgerichteten Kreisen unterhalten. Man erzählte mir, dass er diesbezüglich auch mehrmals im Vatikan Schwierigkeiten gehabt habe.»

«Ich glaube, hier ging die Nächstenliebe zu weit. Sagen Sie, besteht eine hundertprozentige Sicherheit, dass Eichmann nach Rom kam, vielleicht in diesem Kapuzinerkloster war und von hier irgendwohin gebracht wurde?»

«Das kann ich weder bestätigen noch widerlegen. Alle Angaben, die mir mein Freund gemacht hat, konnte ich bis auf den Namen Eichmanns überprüfen. Aber Sie wissen, in zwei Tagen habe ich sowieso genug erfahren.»

«Nun, was meinen Sie – nehmen wir an, Eichmann war dort im Kapuzinerkloster und bekam entsprechende Papiere –, wohin kann er sich gewendet haben?»

«Nach Spanien, Argentinien, Brasilien, Chile, Peru oder in einen anderen südamerikanischen Staat.»

«Wer könnte es wissen?»

«Nur die Leute von der ODESSA. Ich bin sicher, dass man die Identität Eichmanns auch vor den Kroaten verheimlicht hat, er kam mit Bestimmtheit unter falschem Namen nach Rom, und damit man die Spur nicht verfolgen kann, hat er hier wiederum einen neuen Namen bekommen.»

«Warum sind Sie so sicher, dass Eichmann nicht in Rom geblieben ist?»

«Eine Sicherheit habe ich nicht, aber für wahrscheinlich halte ich es auch nicht. In Rom gab es schon verschiedene Pannen.»

«Eine Panne ist mir bekannt, und ich glaube, dass der Personenkreis derselbe ist. Herr Albert, ich glaube, Sie sind Österreicher?»

«Ja, das stimmt. Ich lebe aber in Deutschland.»

«Gut, das tut nichts zur Sache, aber es wird Sie als Österreicher interessieren. Der Name Dr. Otto Gustav Wächter ist Ihnen ja bekannt.»

«Gehört habe ich den Namen schon, ich weiss aber nicht wo.»

«Ich werde Ihnen helfen. Wächter war einer derjenigen, die bei der Anstif-

tung zum Dollfuss-Mord beteiligt waren. Ich kannte Wächter. Er war nach Ausbruch des Krieges zuerst Gouverneur des Distriktes Krakau, später kam er nach Lemberg. Er war ein Massenmörder im wahrsten Sinne des Wortes. Zusammen mit seinem Freund Odillo Globocznigg, dem Wiener Gauleiter, der später im Distrikt Lublin sein grausiges Handwerk ausübte, entwarfen sie die sogenannte ‚Aktion Reinharde. Nie davon gehört?«

«Nein!»

«Nun, diese «Aktion Reinharde war der Deckname für die Judenermordungen im Distrikt Galizien und im Distrikt Lublin. Wächters Ziel war, den Distrikt Galizien ‚judenrein‘ zu machen. Er kam nach Lemberg, nachdem der vorherige Gouverneur Dr. Lasch, der sich bei den Judenaktionen fünf Millionen Goldmark zusammengestohlen hatte, angezeigt und verhaftet wurde. Jetzt begann die grausame Zeit. Bei Lasch konnte man noch etwas ausrichten, Wächter war ein Fanatiker. Wächter, der im Range eines SS-Brigadeführers war, stachelte seine Untergebenen, die schon des Mordens müde waren, immer wieder zu neuen Greueln auf. Ich erinnere mich der damaligen Zeit im Ghetto von Lemberg. Wenn der Name ‚Wächter‘ fiel, wurden sogar Kinder blass. Sie können sich vorstellen, dass mich bei meiner Suche nach Kriegsverbrechern der Name Wächter besonders interessierte. Er war Österreicher, und in Österreich war seine Tätigkeit, die sich bis zum Kriege erstreckte, bekannt. Nach dem deutschen Einmarsch wurde er ein Polizeigewaltiger in Wien und freundete sich mit Eichmann an. Ich konnte schon im Jahre 1947 erfahren, dass Wächter während seiner Gouverneurstätigkeit in Krakau öfter Eichmann in Berlin besuchte, um sich Instruktionen in der Judenfrage zu holen. Nach dem Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion gingen Wächter und Globocznigg auf Grund der neuen Entwicklung in der Judenfrage zum direkten und organisierten Mord über. Ich war mehrmals Wächters wegen in Wien. Wächter war im österreichischen Fahndungsblatt ausgeschrieben, doch weder er noch seine Frau waren aufzufinden. Mit viertausend weiteren über sechzig Jahre alten Leuten holte man am 15. August 1942 meine Mutter aus dem Lemberger Ghetto. Wächter, der die Aktion selbst geleitet hatte, zeigte sich sehr befriedigt. Sie können sich vorstellen, wie begierig ich war, Wächter ausfindig zu machen. Im Jahre

1947 zeigte sich eine vage Spur von Wächter in Bayern, die sich dann verlor. Bei allen Gelegenheiten fragte ich nach Wächter, und im Jahre 1948 sagte man mir, er sei in Italien, denn seine Frau befinde sich wahrscheinlich dort. Natürlich weder sie noch er unter dem Namen Wächter.»

«Die Sache beginnt interessant zu werden. Wissen Sie noch Weiteres?»

«Davon weiss ich sehr viel. Sie können verstehen, dass ich keine Möglichkeit hatte, Wächter in Italien zu suchen. Die Hinweise waren zu spärlich. Ich erinnere mich, dass ich sogar im Jahre 1948 an ein jüdisches Komitee in Rom

schrieb, doch meine Angaben waren derart unvollständig, dass man damit nichts anzufangen wusste. Und jetzt kommt das Spannende: Ich hörte von Wächter wieder Ende August oder Anfang September 1949. Ich hörte, dass er tot sei. Und jetzt kann ich Ihnen etwas erzählen, was auch für die Sache Eichmann interessant ist: Wächter kam im Jahre 1947 nach Rom. Er trat mit slowakischen Priestern in Verbindung, die ihn in einem kirchlichen Kollegium unterbrachten. Sie dürfen dreimal raten, welchen Namen Wächter sich gewählt hat.»

«Das kann man nicht erraten.»

«Er nannte sich dort Otto Einhardt. Sie sehen, er hat diese ‚Aktion Reinharde nicht vergessen. Wächter alias Einhardt erkrankte im Kollegium und musste in ein Spital gebracht werden. Vor seinem Tode wollte er unbedingt seine Frau sprechen. Seine Frau lebte im Flüchtlingslager Bagnoli unter dem Namen Lotte Pol. Bei dieser Gelegenheit kam die ganze Sache ans Tageslicht. Es wird Sie noch interessieren, dass ein slowakischer Priester, Monsignore Hula, ihm die Sterbesakramente erteilte.»

«Sehr aufschlussreich. Schade, dass ich das vorher nicht gewusst habe.»

«Mich interessierte natürlich auch dieser Monsignore Hula, ich hatte leider keine Gelegenheit, mich mit der Sache näher zu befassen. Leute, bei denen ich mich erkundigte, behaupteten, einen Monsignore Hula gäbe es nicht, dieser Hula sei der Hudal, von dem wir eben gesprochen haben. Und noch eines, was für die Sache wichtig ist: Wächter kam nicht mit Hilfe der ODESSA nach Italien, die zu dieser Zeit noch nicht existiert hat, sondern mit Hilfe von Leuten aus der Gruppe Rintelen, die in Italien selbst über einen ausgedehnten Freundeskreis verfügte, der sich auch bis tief hinein in kirchliche Kreise erstreckte. Die Geschichte mit Wächter konnte man nicht unterdrücken und geheimhalten. Hohe vatikanische Kreise erfuhren davon, es gab interne Untersuchungen, und ich glaube, die Schwierigkeiten für den Bischof Hudal begannen damals.»

«Das war also die grosse Panne, von der ich in Rom gehört habe. Das würde mich in meiner Meinung bestärken, dass Eichmann nicht in Rom geblieben ist und unter einem falschen Namen in einem kirchlichen Asyl oder Kloster lebt. Die Sache mit Wächter, so wie Sie mir erzählten, dürfte auch in Nazikreisen bekanntgeworden sein.»

«Das war sie auch, ohne Zweifel. Und nun erwarte ich von Ihnen die Namen einiger Leute, die für die ODESSA tätig sind.»

«Da haben Sie mehr Glück. Ich kenne jetzt drei Männer, einer davon dürfte in der Zentrale sein, zwei sind wahrscheinlich als Kuriere tätig. Der Name des Mannes in der Zentrale ist: Hauptsturmführer Röstel. Unter welchem Namen er arbeitet, weiss ich nicht, man behauptet, er hätte mehrere Pässe, die er laufend wechselte. Er kommt sehr oft nach Rom. Die Träger der anderen beiden

Namen, die ich herausgefunden habe, sind Kuriere für Deutschland und Österreich. Es sind Untersturmführer Schwarz und Hauptsturmführer Burger.»

Als ich den Namen Burger hörte, zuckte ich zusammen. Albert bemerkte sofort, dass er mir hier etwas gesagt hatte, was mich aus der Fassung brachte.

«Kennen Sie etwa einen von denen?»

«Ja, ich kenne Burger. Das war doch ein Gefolgsmann Eichmanns. Unter welchem Namen läuft er jetzt?»

Albert blickte in sein kleines Notizbuch und sagte:

«Ich habe hier drei Namen unter denen Burger gearbeitet haben soll: Schipany, Berger und Schmitz. Aber alle drei Namen sind falsch.»

«Sie verwirren mich noch mehr. Es wurde seinerzeit von den Amerikanern ein Nazikurier namens Schmitz verhaftet. Sollte es wiederum Burger gewesen sein? Ich kenne mich hier nicht mehr aus. Sagen Sie, kommt Burger auch nach Österreich?»

Albert blickte wiederum in sein Notizbuch und sagte nach einer Weile:

«Ja, er hält sich manchmal länger in Italien auf und kommt häufig nach Österreich. Wieso ist dieser Mann so wichtig?»

Ich erzählte ihm, wie wir mit Burger Pech hatten, ich erzählte ihm von der Vergangenheit Burgers, seiner Tätigkeit im KZ Theresienstadt und schilderte Burger, wie er wirklich war, ein Massenmörder! Burger wusste mit Bestimmtheit von Eichmanns Aufenthaltsort, vielleicht hatte Burger ihn sogar persönlich nach Italien gebracht. Warum Burger selber nicht nach Übersee ging, weiss ich nicht, aber wie ich sah, hatte er eine Funktion bei der ODESSA übernommen. Ich bat Albert sehr eindringlich, sich um Burger zu kümmern, und sobald er glaube, dass Burger sich wieder auf einer seiner Touren in Österreich befinde, mich unverzüglich zu verständigen.

Als Burger seinerzeit aus dem Lager Glasenbach flüchtete, schalteten die Amerikaner bei der Fahndung nach ihm auch die österreichischen Behörden ein. Das geschah schon deswegen, weil das österreichische Justizministerium die Auslieferung Burgers verlangte, da dieser im KZ Theresienstadt zahlreiche österreichische Staatsbürger umgebracht hatte. Auch die Tschechoslowakei verlangte die Auslieferung Burgers, wie ich schon einmal berichtete, – und Burger erfuhr über Personen aus der Lagerschreibstube in Glasenbach von der amerikanischen Zustimmung zur Auslieferung. Schon in Glasenbach hatte er Kontakt zu den Untergrundgruppen, die ausserhalb des Lagers tätig waren und die ihm zur Flucht verhalfen. Die österreichische Polizei stellte den Aufenthalt seiner Frau, Hermine Burger, in Wien fest. Eine Hausdurchsuchung und eine Befragung seiner Frau ergab, dass sie mit ihm keine Verbindung hatte. Ich war über diese Bemühungen der österreichischen Polizei aus dem Jahre 1948 unterrichtet und erinnerte mich jetzt daran, als mir Albert von Burger erzählte.

Ich musste über einen geeigneten Kontakt Wiener Polizeistellen von der Rolle Burgers verständigen, denn es war unter Umständen möglich, dass Burger bei seinen Touren nach Österreich seine Frau besuchte. Nach einiger Überlegung beschloss ich, dies über einen guten Bekannten, Dr. Albert Lövy, zu tun. Dr. Lövy war ein ehemaliger österreichischer Rechtsanwalt, der nach dem deutschen Einmarsch in Österreich nach den USA flüchtete. Jetzt kam er als amerikanischer Major zurück und war in der Legal Division des amerikanischen Hochkommissars in Wien tätig. Dr. Lövy half vielen jüdischen Institutionen in Wien, wo er nur konnte, und war für jüdische Belange immer zu sprechen. Ich hatte in Kriegs Verbrecherangelegenheiten oft mit ihm zu tun; alles, was er übernahm, war bei ihm in guten Händen. Er kam ziemlich häufig nach Linz, und es traf sich gerade gut, dass er mich eine Woche nach meiner Rückkehr aus Salzburg besuchte.

«Herr Doktor, ich habe eine grosse Bitte an Sie. Ich habe Nachricht, dass der letzte Kommandant von Theresienstadt, Hauptsturmführer Anton Burger, der im österreichischen Fahndungsblatt ausgeschrieben ist, von Zeit zu Zeit nach Österreich kommt und sich möglicherweise in Wien bei seiner Frau aufhält. Ich bitte Sie, über Ihre Verbindung zur österreichischen Staatspolizei das Notwendige zu veranlassen. Sollte Burger aufgespürt werden, wird man Sie ja bestimmt davon verständigen, und ich bitte Sie sehr dringend, mich davon unverzüglich in Kenntnis zu setzen.»

Dr. Lövy machte sich eine Notiz und versprach, alles Notwendige zu Unternehmen. Er hielt auch Wort. Bald verständigte er mich, dass Frau Burger nicht mehr in Wien lebe, sondern in eine Ortschaft in der Nähe von Wiener Neustadt verzogen sei. Die Staatspolizei traf alle Vorkehrungen. Das war Mitte Februar 1951. Ich war nunmehr beruhigt, da Dr. Lövy mir auch mitteilte, dass die Staatspolizei alle Sicherheitsdirektionen auf Burger aufmerksam gemacht habe.

Mitte März 1951 rief mich Dr. Lövy an. Er teilte mir mit, er habe soeben von der Staatspolizei die Nachricht bekommen, dass Burger in Neunkirchen bei Wiener Neustadt am 7. März in der Wohnung seiner Frau verhaftet worden sei. Als er abgeführt wurde, unternahm er einen Fluchtversuch und konnte nach ungefähr fünfhundert Metern eingeholt werden. Er befinde sich gegenwärtig im Gefängnis von Wiener-Neustadt.

«Lieber Herr Doktor, das ist eine sehr gute Nachricht, ich bitte Sie, sprechen Sie mit dem Untersuchungsrichter, damit dieser sieht, dass die amerikanische Besatzung Interesse an Burger hat. Sie wissen, in einem Provinzgefängnis stehen einem zur Flucht wahrscheinlich günstigere Möglichkeiten zur Verfügung als in einer Grossstadt.»

Dr. Lövy versprach es. Einige Tage darauf rief ich ihn an:

«Haben Sie etwas Neues über Burger gehört?»

«Ja, ich habe heute mit dem Untersuchungsrichter in Wiener Neustadt, Dr.



Wanek gesprochen. Dr. Wanek meint, dass Burger geisteskrank sei oder eine Geisteskrankheit ausgezeichnet simuliere. Dr. Wanek will ihn von einem Psychiater untersuchen lassen.»

«Herr Doktor, Burger will einen neuen Fluchtversuch unternehmen. Burger war seinerzeit in Glaserbach und ist von dort geflüchtet. Er ist nicht geisteskrank, und ich sage Ihnen, was ich Ihnen bisher verschwiegen habe, Burger ist Kurier der nazistischen Untergrundbewegung.»

«Das ist interessant. Dr. Wanek sagte mir, Burger sei aus Italien gekommen.»

Es stimmte also, dass Burger sich zwischen Italien und Österreich herumtrieb, wie Albert erzählt hatte. Ich bat Dr. Lövy, die österreichische Staatspolizei darauf aufmerksam zu machen und zu erwägen, ob es nicht besser wäre, Burger in ein Gefängnis nach Wien zu überstellen.

Ich rief Dr. Lövy in diesen Tagen immer wieder an und gab ihm keine Ruhe, bis er mich eines Tages verständigte – es dürfte Ende März gewesen sein – dass Burger nach Wien überstellt worden sei. Ich atmete auf.

Nun sass im Wiener Gefängnis ein Mann, der mit grösster Wahrscheinlichkeit von der Flucht Eichmanns wusste, möglicherweise ihn selber als Kurier der ODESSA transportiert hatte. Burger war nun für mich der Schlüssel zu Eichmann. Wenn es gelang, Burger zum Sprechen zu bringen, dann war die Sache Eichmann so gut wie erledigt. Man wusste dann, wo er sich aufhielt, man wusste, unter welchem Namen er lebte, und damit blieben nur noch technische Details zu erledigen. Aber wie konnte man Burger zum Sprechen bringen? Ich wusste, dass sich beim Volksgericht Wien eine ziemlich umfangreiche Akte Burger befand. Diese Akte diente seinerzeit als Grundlage für das Verlangen nach seiner Auslieferung. In Wien lebten zahlreiche jüdische Zeugen aus Theresienstadt, die gegen ihn aussagen würden. Burger drohte die Höchststrafe. Vielleicht würde Burger versuchen, seinen Kopf zu retten, wenn er merkte, wie ernst die Sache stand. Ich überlegte mir das und kam zum Entschluss, ich müsse den Untersuchungsrichter, der den Prozess Burger führte, sprechen. Auf dem Korrespondenzweg war dies nicht zu erledigen. Aber die Sache hatte einen Haken.

Seit Ende 1947 fuhr ich nicht mehr nach Wien. Dies hing mit den illegalen Transporten zusammen, die aus dem Osten nach Österreich kamen und von dort in die amerikanische Zone Österreichs weitergeleitet wurden. Es gehörte zu meinem Aufgabenkreis als Vizepräsident des Jüdischen Zentralkomitees, für die Unterbringung dieser Leute zu sorgen und etwaige Schwierigkeiten mit den amerikanischen Behörden zu beheben. Mehrmals haben sich die Russen in Wien für meine Person interessiert. Sie wussten, dass ich mit den amerikanischen Behörden zusammen arbeitete, und Freunde gaben mir den Rat, die sowjetische Besatzungszone zu meiden. Ich konnte mich davon überzeugen,

dass sie recht hatten. Im Jahre 1948 fuhr einmal ein jüdischer Flüchtling aus dem jetzigen Gebiet der Sowjetunion vom Linzer Hauptplatz anstatt nach Ebelsberg in die verkehrte Richtung über die Nibelungenbrücke in die sowjetische Zone. Da die Passagiere vom russischen Posten kontrolliert wurden, versuchte er zu flüchten und wurde eingeholt. Es dauerte einige Tage, bis wir feststellen konnten, dass er sich in Urfahr im sowjetischen Gefängnis befindet. Seine Frau mit beiden Kindern sass stundenlang bei mir im Büro und weinte und flehte mich an, etwas zu unternehmen. Auf Anraten der Polizeidirektion Linz rief ich Polizeirat Grünberger in Urfahr an. Er sagte mir, der Mann sei nicht im österreichischen, sondern im sowjetischen Gewahrsam, ich solle die Kommandantur anrufen. Ich hörte seinerzeit, dass in der Kommandantur ein russischer Jude namens Hochmann tätig sei. Ich rief die Kommandantur an und verlangte Hochmann. Er meldete sich, ich sagte meinen Namen. Dann begann er das Gespräch auf Jiddisch:

«Bist du der Wiesenthal aus Lemberg?»

««Ja.»»

«Ich habe von dir gehört, und wir können einen Tausch machen. Komm du nach Urfahr herüber, und wir werden diesen Mann zu seiner Familie schicken. Auf der Mitte der Brücke können wir den Tausch machen.»

»Von wo kennst du mich?»

«Aus Lemberg. Du kennst mich ja auch!»

In diesem Augenblick erinnerte ich mich, dass ein Hochmann Hilfsarbeiter auf einer meiner Baustellen gewesen war. Einige Male half ich ihm, als ihn die polnische Polizei verhaften wollte, da man in einem Schuppen auf der Baustelle kommunistische Flugzettel gefunden hatte.

«Du kannst dich doch erinnern, wie ich dir einige Male geholfen habe. Hilf jetzt diesen Mann befreien.»

««Er hat sich freiwillig zur Repatriierung in die Sowjetunion gemeldet. Wenn du für ihn etwas tun willst, schicke seine Frau und seine beiden Kinder nach Urfahr, damit die Familie komplett ist.»»

«Hoehmann, sei nicht unmenschlich.»

«Ich kann nichts tun.» Er hängte ab.

Den zweiten Beweis hatte ich, als ein entfernter Verwandter von mir, der ebenfalls Wiesenthal heisst, von den Russen an der Ennsbrücke angehalten wurde, bis sich seine Identität herausgestellt hatte.

Es war ' für mich ein schwerer Entschluss, nach Wien zu fahren. Aber es gab keine andere Möglichkeit, und die Sache Eichmann war mir wichtiger als alles andere.

Am 8. oder 9. April 1951 verständigte ich Dr. Lövy von meiner Reise nach Wien, und ich bat ihn, mir ein Gespräch mit dem Untersuchungsrichter in der Sache Burger zu ermöglichen. Dr. Lövy versprach es.

Ich besass zu dieser Zeit ein israelitisches Laisser-Passer. Israel hatte damals noch keine Reisepässe. Es war eine Gefälligkeit, die man mir in Israel erwies, als ich im Jahre 1949 dort war. Ich konnte mich mit Hilfe dieses Passes frei bewegen, da mein Status in Österreich damals der eines Flüchtlings war. Mit einem Flüchtlingspass konnte man kaum ein ausländisches Visum erhalten, aber mit diesem israelischen Pass ging es leicht. Ich fuhr also nach Wien. Im Zug an der Ennsbrücke fand die Kontrolle statt. Ein junger sowjetischer Soldat kam herein und kontrollierte die Reisedokumente der Leute. Ich gab ihm meinen israelischen Pass, der ja bekanntlich von rechts nach links zu lesen ist. Er drehte ihn von links nach rechts, da waren nur leere Blätter zu sehen. Er murmelte:

«Nix, nix, nix.»

Ich nahm ihm den Reisepass aus der Hand und drehte ihn wieder auf die beschriebene Seite um. Doch er nahm den Pass wiederum verkehrt und sagte nochmals:

«Nix, nix, nix.»

Er nahm den Pass weg und verliess den Waggon. Der Zug stand. Die Kontrolle war noch nicht vorbei. Ich war mitleidigen Blicken meiner Mitreisenden ausgesetzt. Es dauerte ziemlich lange, da kam ein sowjetischer Offizier herein, der Russe führte ihn zu mir. Ich machte mich auf meine Verhaftung gefasst. Da lächelte der Offizier und sagte auf Jiddisch:

«Das ist ein Siddur (Gebetbuch) und nicht ein Pass. Aber fahre gesund weiter.»

Er sah wohl das erstmal einen israelischen Pass. Mir aber war nicht zum Lachen zumute, und die Komik der Situation fiel mir erst später auf.

Diese Reise schien unter einem ungünstigen Stern zu stehen. Ich kam zu Dr. Lövy, dieser rief die Staatspolizei an, und bald wusste ich, dass sich Burger im Gefangenenhaus Favoriten befindet. Ich kann mich leider heute nicht mehr an den Namen des Untersuchungsrichters erinnern, den ich damals aufsuchte. Seine Worte trafen mich wie Donner aus heiterem Himmel:

«Ja, wir haben ein Pech. Burger ist am 9. April, also vorgestern, vom Gefangenenhaus Favoriten zusammen mit noch einem Häftling ausgebrochen. Die Fahndung wurde eingeleitet, alle Grenzübergänge sind verständigt, wir werden ihn bald wiederhaben.»

Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Wie ein Automat fuhr ich gleich zum Bahnhof und stieg in den nächsten Zug nach Linz. Ich war in einer Stimmung, an der auch eine Verhaftung durch die Russen nichts hätte ändern können. Ich passierte die Demarkationslinie, ohne dass der russische Soldat überhaupt auf meinen Pass einen Blick geworfen hätte. Es war alles wie verhext. Ich hörte später, dass Burger im Juli 1951 wieder bei seiner Frau aufge-

taucht sei. Seine Frau liess ihn nicht in die Wohnung ein und verständigte sogar die Gendarmerie, die ihn aber nicht mehr ergreifen konnte.

Das war das Ende meiner Hoffnungen, über Burger zu Eichmann zu kommen.

#### XIV. Kapitel

Im Mai und Juni 1951 kam ich in München mit Albert und auch mit Hans zusammen. In Unterhaltungen mit diesen Männern erhielt ich die Bestätigung über die bereits einmal von Albert zugegangene Mitteilung, dass Eichmann im Jahre 1950 nach Rom gegangen war und von dort irgendwohin durchgeschleust wurde. Albert tippte unbedingt auf Argentinien, Hans dagegen war der Meinung, dass sich Eichmann vielleicht in Spanien befände. Der eine wie der andere konnten als Grundlage ihrer Ansicht nur vage Angaben machen, die in der Sphäre von Vermutungen blieben. Gelegentlich eines Aufenthaltes von Albert in Rom hat dieser auf meine Bitte hin sich noch einmal mit der Sache Eichmann befasst. Bei seiner Rückkehr konnte er die bisher gemachten Angaben bestätigen und um weitere Details ergänzen.

«Was ich jetzt herausgefunden habe, könnte für die Sache von Wichtigkeit sein, wenn Sie in der Lage wären, mit den kirchlichen Stellen in Rom Beziehungen anzuknüpfen. Es ist ganz sicher, dass Eichmann eine Zeitlang im Kapuzinerkloster in Rom zusammen mit einigen Kroaten untergebracht war. Wenn ich den Namen wüsste, unter dem er dort lebte, oder den Namen, auf den er die neuen Papiere erhalten hat, könnte ich Ihnen sofort sagen, wohin er gegangen ist. Sowohl das kroatische wie auch das slowakische Komitee haben Listen der Personen, denen geholfen wurde, wobei angeführt wird, welche Visa beschafft wurden. Auch andere Stellen, wie zum Beispiel der Weltkirchenrat<sup>^</sup> besitzen Listen.»

«Weshalb der Weltkirchenrat?»

«Es gab Flüchtlinge, die nicht katholisch waren, – für diese hat der Weltkirchenrat die Fahrtspesen bezahlt. Alles war streng konfessionell aufgeteilt. Nun erhebt sich die Frage, ob Eichmann Rom als Katholik, Protestant oder Lutheraner verlassen hat. Wenn wir das wenigstens wüssten, wären wir weiter.»

«Das verstehe ich nicht ganz.»

«Es gab Sammeltransporte nach Brasilien und Argentinien mit Leuten mit Sammelvisum.»

«Wie sahen diese Papiere aus?»

«Es gab zweierlei Papiere: vatikanische Identitätsausweise und Ausweise des Internationalen Roten Kreuzes. Für beide Ausweise konnte man das Visum eines südamerikanischen Staates erhalten.»

«Wenn Eichmann in einem Kapuzinerkloster war, dann müsste er sich doch als katholisch gemeldet haben. Vielleicht könnte man erfahren, ob es eine Li-

ste von den Leuten, die damals im Kapuzinerkloster untergebracht waren, gibt?»

«Ohne Hilfe von den kirchlichen Stellen wird man hier nicht weiterkommen. Ich tippe darauf, dass Eichmann als Katholik gemeldet war und daher einen vatikanischen Ausweis erhielt. Eine kirchliche Organisation, eine Art ‚Caritas‘, hatte dann die Reisespesen bezahlt.»

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Monsignore Hudal sich persönlich mit dieser Angelegenheit befasst hat. «Es muss doch noch andere Geistliche gegeben haben, die sich um die Flüchtlinge gesorgt haben?»

«Ja, ich hörte von einem deutschen Pater Weber, der sich sehr dieser Flüchtlinge annahm, aber ihre Identität nicht kannte; wenigstens nicht zu der Zeit, als er ihnen half.»

Das Gespräch brachte mich nicht weiter, die Spur verlief im Sande. Fest stand: Endstation Rom und wahrscheinliche Auswanderung nach Südamerika, da die Mehrzahl der Flüchtlinge aus religiösen Asylen sich dorthin wandte. Die Familie war aber noch in Linz und Frau Eichmann mit ihren Kindern in Altaussee. So bestand Anlass zur Vermutung, dass Eichmann, nachdem er in einem neuen Lande Fuss gefasst hatte und sich sicher fühlte, seine Frau und die Kinder nach einiger Zeit nachkommen lassen würde. Ferner war es möglich, dass Eichmann bereits aus Übersee mit seinem Vater und seinen Geschwistern Kontakt aufgenommen hatte. Das konnte vielleicht eines Tages durchsickern. Ich setzte viel grössere Hoffnungen auf Altaussee als auf Linz.

Deshalb fuhr ich eines Tages nach Bad Aussee, sprach mit meinem Bekannten und bat ihn, wieder ein wachsames Auge auf die Familie Eichmann zu haben. Das versprach er. Ich erhielt auch von Zeit zu Zeit Nachrichten von ihm, mit denen ich eigentlich nichts anfangen konnte. Die Nachrichten besagten, dass Frau Eichmann beabsichtige, sich wieder zu verheiraten, und deshalb sehr oft nach Linz fahre. Die Kinder erzählten in der Schule nicht viel, sie waren älter und gescheiter geworden. Einmal erhielt ich eine Nachricht, die eine Äusserung von Dieter Eichmann enthielt, dass sich nämlich die Familie bald auf ein Gut mit vielen Pferden begeben werde, wo man reiten könne.

Mit diesen Informationen konnte ich nichts anfangen. Die Fahrten Frau Eichmanns von Altaussee nach Linz interessierten mich, doch stellte sich bald heraus, dass ihr Reiseziel nicht Linz, sondern Hörsching bei Linz war. Ich war natürlich darauf neugierig, zu erfahren, wen Frau Eichmann in Hörsching traf. Hörsching war ein amerikanischer Militärstützpunkt, auf dem zu dieser Zeit mehrere tausend amerikanische Soldaten rund um einen Flugplatz in Kasernen wohnten. Eines Tages konnte ich das Rätsel lösen. Im Jahre 1948 war die Schwester der Frau Eichmann, Hildegard, mit ihrem Mann Karl Metzl, die in der ersten Nachkriegszeit auch in Altaussee gewohnt hatten, nach Hörsching gezogen, wo der Schwager von Frau Eichmann Kantinier bei der amerikanischen Armee wurde. Frau Eichmann besuchte ihn oft.

Ich hatte unter den amerikanischen Soldaten in Hörsching einige Bekannte und überlegte, ob ich diese Leute einsetzen könnte, um mit dem Schwager Eichmanns, also dem Kantinier, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, um auf diese Weise vielleicht einiges zu erfahren. Die mir bekannten Amerikaner schienen mir für die Sache aber nicht geeignet. Da besuchte mich eines Tages der Amerikaner Sam Burstin, den ich bereits seit einigen Jahren kannte. Er war in Linz bei einer amerikanischen Einheit tätig.

«Sam, du bist ein guter Kerl und ein guter Jude. Du könntest mir bei der Lösung eines Problems helfen. Kommst du oft nach Hörsching?»

«Ja, mehrmals in der Woche.»

«Kommst du dort auch in die Kantine?»

«Ja, von Zeit zu Zeit. Was kann ich dort für dich tun?»

«Du sollst dich um den Kantinier kümmern. Dieser Mann ist der Schwager von Adolf Eichmann.»

Sam war entrüstet. Er lächelte mich mitleidig an und meinte:

«Du bist wohl verrückt? Der Schwager Eichmanns Kantinier bei den Amerikanern? Wer hat dir diesen Blödsinn aufgebunden?»

«Möglich, dass ich verrückt bin, in diesem Falle habe ich aber recht. Was kann Herr Metzl dafür, dass sein Schwager Adolf Eichmann Verbrechen begangen hat? Bei der politischen Überprüfung hat man ihn wahrscheinlich nicht nach seinem Schwager gefragt. Ich habe gegen den Mann gar nichts; ein Kantinier ist keine wichtige Figur.»

Es gelang mir, Sam zu überzeugen, dass an der Einstellung Metzls nichts Aussergewöhnliches war, wenn es auch auf den ersten Blick so schien. Immer wieder schüttelte er den Kopf. Ich nahm ein Blatt aus meinem Eichmann-Dossier und sagte:

«Sam, Spass beiseite, ich kann dir überprüfte Tatsachen mitteilen: Karl Metzl, verheiratet mit Hildegard Liebl, geboren 1918 in Lodus, ist am 22. 11. 1948 von Altaussee Nr. 63 nach Hörsching verzogen.»

«Hör auf mit deinen Daten. Ich glaube dir, da du in der Angelegenheit Eichmann Bescheid weisst. Was willst du von mir?»

«Ich möchte, dass du von Zeit zu Zeit die Kantine besuchst und versuchst, mit diesem Herrn Metzl ins Gespräch zu kommen. Ein Wort gibt das andere, vielleicht fällt einmal eine Bemerkung über Eichmann.»

«Gut, ich werde mir den Mann ansehen!»

Sam war mehrmals in der Kantine, wo er mit Metzl und einem anderen Kantinier, der Ludwig hiess, ins Gespräch kam. Eines Tages teilte er mir mit, dass er Frau Eichmann kennengelernt habe, allerdings unter ihrem Mädchennamen Liebl. Er hatte jedoch von mir gewusst, um wen es sich handelte.

«Frau Eichmann hat in Hörsching einige Freundinnen, die meiner Meinung nach mehr wissen als die Kantiniers Metzl und Ludwig. Eine dieser Freundinnen ist eine Frau Böhm.»

«Was hast du ausserdem erfahren?»

«Ich habe gehört, dass Frau Eichmann heiraten will oder wird.»

So war ich wiederum keinen Schritt weiter. Ich bat Sam, hier und da in Hirsching die Kantine zu besuchen. Ich war auf dem Nullpunkt angelangt: Eichmann war nicht mehr in Europa, seine Spur hatte sich in Rom verloren, es gab keine Nachrichten über ihn. Die Frau wollte angeblich heiraten. Was konnte ich noch erwarten?

Da ich jetzt mehr Zeit hatte, betätigte ich mich als Journalist und schrieb für israelische, amerikanische, argentinische und auch deutsche Zeitungen. Meine gewollten oder ungewollten Studien in fünf Nachkriegsjahren über arabische Probleme, über Naziumtriebe und die Nachkriegspolitik machten mich zum begehrten Mitarbeiter vieler Zeitungen. Ich schrieb unter verschiedenen Namen, da es nicht immer ratsam war, einen Artikel über ein Thema, das viel Explosivstoff in sich barg, mit dem eigenen Namen zu zeichnen. Jüdische Organisationen in aller Welt schickten mir Anfragen verschiedener Natur zu den unmöglichsten Themen, ich wunderte mich oft und die Fragesteller wohl auch, dass ich fast alle Anfragen beantworten konnte.

Die Mehrzahl der Mitarbeiter der Documentation wanderte aus, vor allem nach Israel; die Arbeit wurde weitgehend eingeschränkt, offengeblieben und seiner Beendigung harrend war eigentlich nur das Eichmann-Dossier.

Im Herbst 1951 schrieb ich in der deutschsprachigen jüdischen Zeitung in Amerika, «Aufbau», eine Artikelserie unter dem Titel «Die Schatzgräber von Altaussee». Diese Artikelserie rief sowohl in Amerika wie auch in Europa grosses Aufsehen hervor, da die Zeitschrift auch in Europa verbreitet ist. In dem Bericht schilderte ich den Weg des geraubten jüdischen Vermögens bis zu dem Zeitpunkt, da es zum Teil im Ausseerland versteckt wurde. Ich berichtete über die Versenkung in den Seen des Ausseerlandes wie auch vom Eichmann-Transport.

Als die deutsche Illustrierte «Stern» acht Jahre später eine Bergungsaktion im Toplitz-See unternahm, war das eine Weltsensation. Ich hatte längst gewusst, was sich im Toplitz-See befand.

Als Reaktion auf meine Artikelserie erhielt ich Briefe von Juden und Nichtjuden, die Auskünfte wollten oder meine Schilderung ergänzten. Es besuchten mich auch Leute, die um nähere Informationen baten, weil sie glaubten, mit meiner Hilfe das ihnen geraubte Vermögen wiedererringen zu können. In der Artikelserie waren auch Angaben über geraubte Briefmarken. Ich konnte sogar durch Zufall für einen Mann aus Australien, der die Artikelserie gelesen hatte und mir eine besondere Markenseltenheit beschrieb, feststellen, auf welcher Auktion nach dem Kriege seine Marken versteigert wurden.

Meine Sekretärin legte mir eines Tages eine Visitenkarte auf den Tisch. Ich las: Heinrich von Klimrod. Der Name sagte mir gar nichts. Ich liess bitten. Ein mittelgrosser, sehr adrett gekleideter Mann trat ein.

«Kann ich mit Ihnen hier ungestört sprechen?»

«Das können Sie.»

«Darf ich offen sein?»

«Das sollen Sie.»

Der Mann schwieg. Er betrachtete mich und sah sich im Zimmer um. Er überlegte, wie er beginnen sollte. Auch ich musterte ihn. Er hätte ein schmales Gesicht, winzigen Lippenbart und kleine, flinke Augen. Er bemerkte, dass ich ihn beobachtete, um mir sein Gesicht einzuprägen. Das machte ihn nervös. Da ich nichts sagte, begann er:

«Wir lasen Ihre Artikelserie im ‚Aufbau‘.»

Ich machte mir Gedanken über das «wir». Auf der Visitenkarte war ein «von» zu lesen, – deshalb nahm ich an, dass er den veralteten Pluralis majestatis der Adeligen anwandte. Er fuhr fort:

«Wir kennen Ihre Arbeit, und deshalb möchte ich mit Ihnen sprechen.»

Jetzt war es für mich Zeit, mich über das «wir» zu erkundigen.

«Wer ist ‚wir‘?»

«Ach so, entschuldigen Sie, ich vertrete eine Gruppe Wiener Kameraden.»

«Wer sind die Kameraden?»

«Ich will offen mit Ihnen sein. ‚Wir‘ ist eine Gruppe der SS, die in Wien lebt. Ich glaube, wir haben in einem Punkt dieselben Interessen wie Sie.»

«Waren Sie auch bei der SS?»

«Natürlich, ich hatte sogar einen Rang.»

«Sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben.»

Meine Frage hatte ihn nicht ermuntert. Ich sah, dass es ihm nicht leichtfiel, mir seine Mitteilungen zu machen.

«Also schön, der Reihe nach. Wir sind ziemlich gut über Ihre Arbeit informiert und wissen, dass Sie ein fanatischer Idealist sind. Uns ist auch bekannt, dass auf Grund Ihrer Arbeit viele unserer Leute eingesperrt wurden. Aber deswegen kam ich nicht. Der Zweck meines Besuches ist es, Ihnen eine Zusammenarbeit vorzuschlagen.»

Ich war auf alles gefasst, doch das verblüffte mich. Mein Gesprächspartner bemerkte das auch.

«Ich sehe, Sie sind erstaunt. Diese Zusammenarbeit betrifft nur einen Punkt, nämlich die Suche nach Eichmann.»

«Welche Motive hat die SS bei der Suche nach Eichmann? Und warum brauchen Sie dazu meine Hilfe? Sie können doch in SS-Kreisen viel eher als bei mir erfahren, wo Eichmann sich aufhält. Oder wollen Sie vielleicht in einem Gespräch mit mir feststellen, was ich weiss? In diesem Falle hätten Sie sich den Weg sparen können.»

«Ich muss Sie aufklären. Unsere Wiener Gruppe ist heute anders orientiert als die SS-Gruppe, die über Eichmann Bescheid wissen dürfte. Unsere Motive sind rein materieller Natur. Ich habe Ihnen vorhin gesagt, dass wir Ihre Arti-



kelserie gelesen haben. Diese hat zum Teil das bestätigt, was wir schon wussten. Aufklärung, wo sich der Eichmann-Transport befindet, kann nur Eichmann selbst geben. Nur deshalb haben wir Interesse an der Auffindung Eichmanns.»

«Sie sprachen von einer anderen Orientierung der SS. Ich wagte zu glauben, dass Sie Eichmann suchen und finden wollen, um ihn für die Judenmorde zu bestrafen. Aber Sie sprechen bloss vom Gold.»

«Wir sind am Eichmann-Schatz interessiert. Ihr Juden seid genügend reich und braucht kein Geld; ihr braucht Eichmann. Das können wir, verstehen. Wenn wir das, was Sie wissen, und das, was uns bekannt ist, Zusammenlegen, können wir Eichmann in kürzester Zeit haben.»

Sein Zynismus und seine Offenheit machten mich ganz wirt und deprimierten mich gleichzeitig. Da gab es eine SS-Gruppe, die den Eichmann-Schatz haben wollte, sie wollte also die toten Juden zum zweitenmal beerben, denn der Eichmann-Schatz konnte ja nur aus Judenvermögen bestehen. Die Gruppe ging also in ihrem Zynismus so weit, mir Eichmann quasi für den Preis des Vermögens der Ermordeten verkaufen zu wollen. Was steckte dahinter?

Klimrod bemerkte, dass in mir irgendetwas vorging. So schaltete er ein:

«Sie sagten mir vorhin, dass ich mit Ihnen offen sprechen sollte, deshalb habe ich ohne Umschweife das gesagt, was wirklich wahr ist.»

«Warum ich Eichmann fassen will, wissen Sie. Nun möchte ich wissen, warum ihr das Geld, das Eichmann nicht gehört, haben wollt?»

«Wir sehen nicht ein, warum Leute im Ausseerland reich wurden, während viele SS-Kameraden in Not leben.»

«Das mit den Leuten im Ausseerland mag wohl stimmen, aber Ihre SS-Kameraden könnten doch arbeiten und müssten nicht Not leiden.»

Klimrod bekam einen roten Kopf.

«Hören Sie, Herr Wiesenthal. Ich glaubte zu einem Juden zu kommen, um mit ihm ein Geschäft abzuschliessen. Sie suchen Eichmann, wir suchen Eichmann. Sie wollen ihn haben, und wir haben dagegen nichts einzuwenden. Wir wollen dabei nur Nebensächlichkeiten. Gemeinsam mit Ihnen und Sie mit uns gelangen wir viel früher an Eichmann als jeder von uns allein. Ich bin bereit, mit Ihnen auf dieser Basis zu sprechen, warum soll das so schwer sein? Sie können ja sagen, dann reden wir weiter, – sagen Sie nein, dann leben Sie wohl.»

«Sie wollen wahrscheinlich von mir nur herausbekommen, was ich weiss. Sie haben in meiner Artikelserie mehr gelesen, als wirklich drin stand.»

«Meinen Sie? Ich kann Ihnen viel mehr über die Angelegenheit berichten.»

Ich liess ihn reden, obwohl mich der ganze Vorschlag angewidert hatte. Mein Gesprächspartner war über die Depositare des Dritten Reiches gut informiert, doch fehlten ihm Namen. Manche kannte er, wusste aber nicht, wo sich

die Leute befanden. In anderen Fällen wusste er den Aufenthaltsort, hatte aber keinen Zugang zu den Leuten, oder wagte es nicht. Ihm fehlte der Faden, den hätte ich ihm reichen müssen, damit er zum Knäuel gelange. Er berichtete über mir längst bekannte Tatsachen von auf gekauften Firmen in der Schweiz, in Spanien, in Südamerika. Er verwies darauf, dass diese Firmen die Zufluchtsstätte für viele geworden waren, die aus politischen Gründen Europa verlassen mussten. Er wiederholte Dinge, über die ich schon im Jahre 1945 Bescheid wusste.

Ich unterbrach ihn nicht. Ich erkannte, dass ihn nur der Eichmann-Schatz reizte, der sich in Österreich, wahrscheinlich im Ausseerland, befinden sollte; an diesen wollte er mit meiner Hilfe herankommen.

Endlich sagte ich:

«Ich bin gerührt, wie offen Sie mit mir sprechen, ich rechne Ihnen das hoch an, doch will ich Ihnen etwas sagen: Eichmann zu richten ist nicht Sache der SS. Ich habe mit vielen Leuten aus den Reihen der SS gesprochen, die behaupteten, dass er euren Namen beschmutzt hat. Dagegen wandte ich ein, dass er zu dem Schmutz, den die SS auf sich geladen hat, einen wesentlichen Teil beigetragen hat.»

Klimrod sprang auf:

«Vergessen Sie nicht, dass Sie mit einem Mann sprechen, der nichts verbrochen hat. Ich wäre sonst nach Kriegsende verhaftet und erschossen worden.»

«Ich glaube Ihnen, dass Sie nichts verbrochen haben, aber Sie haben wahrscheinlich auch nichts dazugelernt.»

Er wurde versöhnlich.

«Wir wollen nicht streiten.»

«Sie haben in diesem Gespräch mir gegenüber einen Vorsprung. Sie haben meine Artikelserie gelesen und sich über meine Person informiert. Sie setzen voraus, dass ich viel mehr weiss, als ich geschrieben habe. Das dürfte stimmen, denn ich sage und schreibe immer weniger, als ich weiss. Man muss sich ja etwas in Reserve lassen. Nun will ich zu Ihnen als Jude sprechen: Sie kennen meine Mitgift für eine Partnerschaft, die Sie anstreben, und zu der ich mich noch nicht geäussert habe. Alles, was Sie mir über die Schätze im Ausseerland, über die Zufluchtsstätten im Auslande berichtet haben, weiss ich; ich kann Ihnen sogar noch mehr darüber sagen, als was Sie mir geschildert haben.»

«Ich weiss auch mehr.»

«Das hoffe ich. Nun hören Sie, Herr Klimrod» – ich hatte absichtlich das «von» weggelassen, obwohl er sich deutlich mit «von» vorgestellt hatte –, »wenn ich mich mit Leuten verbünde, dann müssen diese Leute etwas wissen, was ich bisher noch nicht weiss. Was ist also Ihre Mitgift in der Sache Eichmann? Dass ihr den Eichmann-Transport haben wollt, ist an und für sich für die Sache noch viel zu wenig.»

«Einverstanden, stellen Sie bitte einige Fragen.»

«Ist Eichmann in Europa?»

«Nein.»

«Wo ist er jetzt, in welchem Lande?»

«Das wissen wir beide nicht.»

«Wo war die letzte europäische Station Eichmanns?»

«In Rom.»

«Gut, bitte um Details über seinen Aufenthalt in Rom.»

Auf dem Tisch lag noch seine Visitenkarte; mein Gesprächspartner nahm sie in die Hand, drehte sie um und schrieb acht Worte darauf. Ich las:

Pater Weber; Prämonstratenser

P. Benedetti, Via Siziliana

Kapuzinerkloster

Hudal

Ich stellte mich dumm.

«Was bedeutet das?»

«Hier haben Sie unser letztes Ergebnis.»

«Bitte um Aufschlüsselung.»

«Eichmann wurde von einem Pater Weber übernommen, an einen Prämonstratenser-Pater Benedetti, der in der Via Siziliana lebt, weitergeleitet und dann für eine kurze Zeit in einem Kapuzinerkloster untergebracht.»

«Haben die Patres gewusst, dass es sich hier um Eichmann handelt?»

«Wahrscheinlich nicht.»

«Warum haben Sie den Namen Hudal unterstrichen?»

«Hudal ist der Bischof, der die Schirmherrschaft hat über jene Hilfskomitees, die Eichmann von Rom weggebracht haben.»

«Welchen Namen erhielt Eichmann in Rom?»

«Hier beginnt unsere Schwierigkeit. Wir wissen es nicht. Sagen Sie mir ganz aufrichtig, Herr Wiesenthal, haben Sie alles gewusst, was ich Ihnen jetzt sagte?»

«Ganz ehrlich: Nur den Namen Benedetti hörte ich heute zum erstenmal. Die anderen sieben Worte auf Ihrer Visitenkarte waren mir bekannt. Ich erwartete, dass Sie mir mit etwas mehr imponieren könnten. Waren Sie in Rom?»

«Ein Kamerad von uns war dort. Wenn wir Eichmanns neuen Namen wissen, dann wissen wir auch, wo Eichmann ist.»

«Was stellte Ihr Kamerad fest?»

«Es gibt Listen mit Hunderten von Namen. Die Leute gingen hauptsächlich nach Südamerika, grösstenteils nach Argentinien, aber auch nach Brasilien, Chile und Peru. Unter welchem Namen Eichmann auswanderte, wissen wir noch nicht, doch sind wir sicher, dass wir das feststellen, schliesslich an ihn herangelangen, denn wir haben genug Kameraden in Südamerika.»

Ich war von dem Gespräch beeindruckt, obwohl mir Klimrod nicht viel Neues gesagt hatte. Ich stand vor einem Dilemma. Konnte ich als Jude eine solche Partnerschaft annehmen? Hatte ich das Recht, die von mir verlangten Bedingungen zu erfüllen? Konnte ich einem nachträglichen Raub des jüdischen Vermögens zustimmen? Konnte ich eine Hilfe zur Auffindung Eichmanns ausschlagen, die vielleicht von einmaliger Bedeutung war? Alle diese Fragen gingen mir im Kopf herum. Ich erkannte, dass ich auf alle Fälle Zeit gewinnen musste. So stellte ich eine neue Frage:

«Sagen Sie, Herr Klimrod, was ist Ihre Tätigkeit?»

«Ich besitze eine Import-Export-Firma in Wien, gemeinsam mit einem Verwandten.»

«Und was machen die anderen Kameraden von Ihnen?»

«Sie haben verschiedene Beschäftigungen.»

Eine Frage drängte sich mir auf die Zunge, doch wusste ich nicht, wie ich sie stellen sollte. Sie hing mit der politischen Orientierung, die mir Klimrod angedeutet hatte, zusammen.

«Wie kommen Sie mit den Russen aus?»

«Wir kommen glänzend mit ihnen aus.»

«Gehört Ihre Gruppe der Nationalen Liga' an?»

«Nein, wir gehören niemand an, doch haben wir zu den Russen sehr gute Beziehungen.»

Ich hatte von Anfang an den Verdacht gehabt, dass Klimrod und seine Gruppe Bestandteil der sogenannten «Nationalen Liga» waren. Die «Nationale Liga» war eine Gruppe ehemaliger Nationalsozialisten, die mit den Russen zusammengearbeitet hatten und zum Teil direkt ins kommunistische Lager übergegangen waren. Die Bemerkung, die Klimrod in Bezug auf die Andersorientiertheit seiner SS-Gruppe gemacht hatte, liess in mir die Vermutung aufkommen, dass den Russen Handlangerdienste geleistet wurden. Ich fragte daher Klimrod noch über die Art der Geschäfte, die seine Export-Import-Firma tätigte, und fand meine Vermutung bestätigt, dass seine Firma zur Zeit des Embargos den Russen oder dem Ostblock strategisch wichtiges Material lieferte.

«Herr Wiesenthal, Sie brauchen mir nicht gleich eine Antwort zu geben. Ich fahre jetzt für einige Tage ins Ausseerland, um dort alte Freunde zu besuchen. Auf dem Rückweg komme ich bei Ihnen vorbei, um mich wieder mit Ihnen zu unterhalten. Vielleicht erfahre ich im Ausseerland etwas Neues.»

Nach dem Weggehen Klimrods blieb ich an diesem Tage noch sehr lange im Büro, um in Ruhe über alles nachzudenken. Zu den Erwägungen, die ich schon während des Gesprächs angestellt hatte, traten neue, sehr gewichtige Momente dazu.

Ich resümierte:

Ich konnte keine Partnerschaft mit SS-Leuten eingehen, umso mehr, als ihre Handlungsmotive sehr niedriger Natur waren. Wären sie mir wenigstens auf

halbem Wege entgegengekommen und Eichmann durch den Mund ihres Vertreters Klimrod für seine Taten gegen die Juden verurteilt oder ein Bedauern über das Geschehene ausgedrückt worden, hätte ich mit ihnen diskutieren können, obwohl ich auch dann niemals mit ihnen eine Partnerschaft eingegangen wäre.

Vielleicht hätte man sie auch beeinflussen können. Im vorliegenden Falle war das jedoch für mich ausgeschlossen. Eine weitere Komplikation ergab sich daraus, dass ich auf keinen Fall mit Leuten, die entweder Mitglieder der «Nationalen Liga» waren oder ihr nahestanden, gemeinsam etwas unternommen hätte. Ich hatte oft mit Amerikanern zu tun und unter ihnen viele Freunde, die mir geholfen haben, was ich nie vergessen werde. Ich wusste genau, wo mein Platz war, den ich wegen der Leute der «Nationalen Liga» nicht gefährden wollte. Andererseits hatte es mich gereizt, mich noch eine Weile mit Klimrod zu unterhalten, denn er besass ohne Zweifel Kenntnis von Dingen, die mir verborgen waren. Ich überlegte, ob ich meine Antwort nicht hinausschieben sollte.

Ich war neugierig zu wissen, wer seine Freunde im Ausseerland waren. Vielleicht war alles, was er mir vorgespielt hatte, nur Komödie. Diesen Gedanken lehnte ich aber schliesslich ab, da er mir die Vorgänge in Rom genauso geschildert hatte, wie ich sie von anderer Seite wusste. Er hatte mich also in seinen Angaben nicht angelogen. Auf alle Fälle wollte ich feststellen, ob Klimrod während seines Aufenthaltes im Ausseerland Frau Eichmann besuchen würde. Deshalb rief ich Bad Aussee an und gab meinem Bekannten eine Beschreibung Klimrods und bat ihn, nach Altaussee zu fahren, um sich mit seinem Vertrauensmann in Verbindung zu setzen. Dieser sollte aufpassen, ob ein Mann, auf den diese Beschreibung passe, in den nächsten Tagen Frau Eichmann besuchen würde.

Die von Klimrod angekündigten «einige Tage» zogen sich hinaus, und er kam zwei Wochen später bei mir vorbei.

In der Zwischenzeit hatte ich mit Bad Aussee telefoniert und erfahren, dass höchstwahrscheinlich ein Mann mit der Personenbeschreibung, die auf Klimrod passte, Frau Eichmann besucht hatte, doch sicher war das nicht.

«Herr Wiesenthal, ich habe mich länger in Aussee aufgehalten, als ich beabsichtigte, es ist ja jetzt dort sehr schön. Aussee sieht wie ein Wintermärchen aus, und so konnte ich mir einen längeren Urlaub nicht versagen. Diesen Urlaub nützte ich auch.»

«Hat sich etwas Interessantes ergeben?»

«O ja, es hat sich sehr vieles bestätigt, was sowohl ich wie auch meine Wiener Kameraden schon gehört hatten. Ich meine, es handelt sich um die Bergungen, die in der Zwischenzeit im Ausseerland erfolgt sind. So wurden einmal aus dem Altausseer See ganz in der Nähe des Ufers zwei Kisten geborgen. Der Inhalt wurde auf einige Leute aufgeteilt, für jeden von ihnen fiel eine schöne

Summe ab. Das war übrigens schon vor einem Jahr. Einer dieser Leute hat mit dem Geld ein grosses Handelsunternehmen gegründet, die anderen haben es zum Teil bereits verpulvert.»

«Was haben Sie ausserdem erfahren?»

«Sehen Sie, es wird ja viel geredet, die Leute phantasieren allerhand zusammen. Über Eichmann selbst konnte ich eigentlich nichts Neues erfahren.»

«Würden Ihnen Dinge, die Sie bereits wussten, durch neue Gespräche bestätigt?»

Klimrod hielt eine Weile inne. Er dachte nach. Jetzt hatte er sich verfangen! Er bemerkte meinen Blick, der ihm wahrscheinlich meine Gedanken verraten hatte.

«Wissen Sie, es gibt immer alte Sachen. Man sagte mir, Eichmann sei 1949 dort gewesen und habe im Jahre 1950 Europa verlassen. Manche tippten auf Argentinien, andere wiederum auf Brasilien oder Spanien oder schwören darauf, dass er in Ägypten ist.»

Jetzt holte ich zum Angriff aus:

«Was hat Ihnen Frau Eichmann erzählt?»

Klimrod war durch die Frage überrascht.

«Wollen Sie mich fangen?»

«Nein, keineswegs, ich dachte nur, dass Sie als Mann mit SS-Rang bei Frau Eichmann freundlich aufgenommen würden.»

«Ich erkenne, dass Sie mir nachspioniert haben.»

«Dazu habe ich keine Mittel.»

«Wie kommen Sie sonst darauf, mich zu fragen, ob ich bei Frau Eichmann war?»

«Herr Klimrod, wenn ich an Ihrer Stelle zwei Wochen im Ausseerland gewesen wäre und dort SS-Bekanntschaften hätte, würde ich versucht haben, mit Frau Eichmann ins Gespräch zu kommen. Etwa um Ihr Bedauern darüber auszudrücken, dass sie mit ihren drei Kindern von ihrem Mann getrennt leben müsse. Aus Ihren Antworten erkenne ich, dass Sie bei Frau Eichmann waren. Aber das ist ja nicht wichtig. Wenn sich dabei etwas Wichtiges ergeben hätte, hätten Sie es mir erzählt», beschwichtigte ich ihn.

Klimrod wurde nervös. Eine Zigarette, die er in der Hand hielt, zerdrückte er, obwohl er sie erst angezündet hatte. Er sah ein, dass er einen Fehler gemacht hatte. Es gab für ihn kein Zurück mehr.

«Welche Antwort kann ich meinen Wiener Kameraden bringen?»

Ich wusste, dass diese Frage kommen musste; ich war seit Tagen darauf vorbereitet.

«Herr Klimrod, wir sind uns einig, dass sich Eichmann nicht mehr in Europa befindet. Ausserhalb Europas sind meine Möglichkeiten nicht nur begrenzt, sondern fast Null. Ausserdem haben Sie mir ja eine Partnerschaft gerade durch Ihre Offenheit unmöglich gemacht.»

«Wäre es Ihnen angenehmer gewesen, wenn ich Sie angelogen hätte?»

«Das nicht! Sie kennen die Motive meiner Handlungsweise in der Sache Eichmann. Ich kann mich auf Teilstrecken mancher Leute bedienen, die nicht meiner Meinung sind, ich kann aber keine Partnerschaft mit einer Gruppe oder einer Einzelperson eingehen, die nicht wenigstens ähnliche Motive hat wie ich. Ich habe Sie schon während unseres letzten Gespräches auf diese Antwort vorbereitet. Sie dürften daher nicht enttäuscht sein.»

Klimrod war doch enttäuscht. Er stand auf, zog seinen Mantel an und wollte sich verabschieden. Da sagte ich:

«Ich wünsche Ihnen Glück. Wünschen auch Sie mir Glück auf der Suche nach Eichmann!»

Er lächelte schwach. Es sollte sich später zeigen, dass mein Wunsch für ihn segensreich war. Als ich mich einige Jahre später nach dem Verbleib Klimrods erkundigte, erfuhr ich, dass er im Jahre 1953, also ein Jahr nach unserem Gespräch, nach Argentinien ausgewandert war. Er lebt heute noch in Buenos Aires. Ich habe ausserdem nachträglich noch feststellen können, dass er im Januar 1952 Frau Eichmann tatsächlich besucht hatte.

Nun musste ich mich wieder an Frau Eichmann hängen. Ich erhielt die Nachricht, dass sie im Februar und auch im März sehr häufig – manchmal zwei- bis dreimal in der Woche – nach Hörsching kam. Das konnte ich nicht deuten. Mein Freund Sam Burstin war zu dieser Zeit mehrmals in Hörsching, doch wir wurden beide nicht klüger. Es dürfte Mitte März gewesen sein, da kam er einmal zu mir und sagte:

«Ich glaube, die Eichmann hat sich verabschiedet. Sie muss irgendwo hinfahren oder will umziehen.»

«Vielleicht kommt sie nach Linz?»

«Nein, das dürfte es nicht sein.»

«Jetzt, mitten im Schuljahr, das glaube ich nicht.»

Ich rief Bad Aussee an und bat meinen Bekannten um Nachricht. Am nächsten Tag rief dieser mich zurück und sagte:

«Frau Eichmann befindet sich nach wie vor in Aussee.»

Erst während der Osterfeiertage erhielt ich einen neuen Anruf aus Bad Aussee:

«Frau Eichmann ist mit den Kindern aus Altaussee verschwunden.»

«Wohin?»

«Das möchte ich auch gern wissen.»

Ich war sprachlos.

## XV. Kapitel

Noch immer wusste ich nicht, was das Verschwinden der Familie Eichmann aus Aussee zu bedeuten hatte. Vor allem machte mich stutzig, dass die Kinder nach den Osterferien nicht in die Schule zurückgekehrt waren, obwohl sie sämtlich im schulpflichtigen Alter waren.

Mein Bekannter aus Aussee liess über seine Vertrauensleute beim Hausherrn der Frau Liebl in Altaussee anfragen. Die Antwort lautete, Frau Eichmann sei zu Besuch bei Verwandten gefahren und werde bald zurückkommen. Die Wohnungseinrichtung sei ja noch dort. Ich verständigte amerikanische Stellen, diese wiederum wandten sich an die österreichische Polizei. Es hiess anfangs, Vera Eichmann sei mit ihren Kindern bei der Familie in Linz, doch das stimmte nicht.

Die Polizei bekam eine vertrauliche Mitteilung von einer Bergung, die ungefähr zu dieser Zeit erfolgte, als Frau Eichmann Aussee verlassen hatte. In der Nähe der Wohnung, die Frau Eichmann in Aussee innehatte, wurden auf einem selten benutzten Weg von Altaussee zur Seewiese Grabungen festgestellt. Im Erdreich seien noch gut sichtbar frische Spuren gewesen, die von den Kanten einer Kiste stammen konnten, die Polizei führte eine Untersuchung durch und befragte Einwohner von Altaussee, aber wie gewöhnlich kam nichts heraus.

Wie es schon im Ausseer Gebiet sprichwörtlich war, spielte die dortige Polizei die Rolle des betrogenen Ehemannes, der immer als letzter vom Ehebruch erfährt. Ganz Altaussee brachte die neu entdeckte Bergung mit dem Verschwinden Frau Eichmanns in Zusammenhang. Was in dem geborgenen Behälter enthalten war, hat man bis heute nicht festgestellt. Manche sprachen von wichtigen Dokumenten, andere von Gold.

Als ein Monat vergangen war, hielt ich es für das Beste, in der Schule zu erfragen, ob die drei Kinder Eichmanns vor ihrer Abreise Abgangszeugnisse geholt hätten. Ich rief meinen Bekannten in Bad Aussee an, er erkundigte sich, dann verständigte er mich:

«In der Schule behauptet man, die Kinder hätten ohne Abmeldung die Schule verlassen. Darum haben sie auch keine Abgangszeugnisse erhalten. Das Schuljahr ist ja noch nicht zu Ende.»

«Ich bitte Sie, von Zeit zu Zeit in der Schule nachzufragen, vielleicht kommt von irgendwo ein Ersuchen, die Abgangszeugnisse nachzuschicken.»

Jedoch wurden diese Zeugnisse von Seiten der Familie Eichmann niemals angefordert. Dieser Umstand war für mich ein triftiger Beweis dafür, dass die Behauptungen, die von der Familie Eichmann in Linz und von den Geschwistern der Frau Eichmann verbreitet wurden, Frau Eichmann befinde sich mit ihren Kindern bei Verwandten in Deutschland, absichtlich verbreitet wurden. Die Kinder hätten in Deutschland keine Schule besuchen können, ohne Ab-



gangszeugnisse vorzulegen. Hätten sie die Zeugnisse nicht besessen, so wären diese von der Schule in Deutschland in Österreich angefordert worden.

Ich setzte Burstin wieder auf die Fähre nach Hörsching. Schon kurze Zeit darauf teilte er mir mit:

«Ich habe mit einer Freundin der Frau Eichmann gesprochen. Frau Eichmann beabsichtigte anfangs, nach Italien zu fahren, entschloss sich aber dann zur Reise nach Deutschland. Sie hatte sogar für sich und für ihre Kinder Karten nach Genua gelöst, diese Karten hat sie aber wieder beim Reisebüro in Linz zurückgegeben. Sie dürfte sich jetzt bei ihrer Mutter, Maria Liebl, in Deutschland aufhalten.»

«Sam, das ist eine sehr wichtige Nachricht. Vielleicht begreifst du es nicht. Genua ist ein Hafen, von dem gewöhnlich Schiffe nach Südamerika gehen. Diese Nachricht ist ein Hinweis darauf, dass Eichmann von Südamerika aus Kontakt mit seiner Frau aufgenommen hat. Wenn sie die Karten, die sie für Genua gelöst hat, zurückgab, ist es nur ein Beweis, dass Eichmann wahrscheinlich Scherereien hatte und seine Frau später holen wird. Diese Nachricht konnte nur zur Familie Eichmann nach Linz kommen, denn wenn sie die Karte im Reisebüro in Linz gekauft hat und sie dann wieder zurückgegeben hat, dann hat sie die Nachricht von der Verschiebung nur in Linz erreichen können.»

Sam stimmte mir zu.

Ein Fehler, den ich gemacht hatte, rächte sich. Ich hatte mich nie um den Staatsbürgerstatus der Frau Eichmann gekümmert. Ich habe schon mehrmals betont, dass ich unvorbereitet auf diesem Gebiete tätig war und dass mir eine gewisse Routine fehlte.

Ich musste jetzt diesen Fehler gutmachen und feststellen, welche Staatsbürgerschaft Frau Eichmann eigentlich besass. Denn die Frage des Reisepasses, mit dem Frau Eichmann mit ihren Kindern Österreich verlassen hat, war eine der ausschlaggebenden.

Adolf Eichmann war deutscher Staatsbürger. Seine Eltern und Geschwister waren Österreicher. Zur Zeit, als Adolf Eichmann sen. die österreichische Staatsbürgerschaft annahm, war Adolf Eichmann junior bereits volljährig. Seine Frau war demnach auch deutsche Staatsbürgerin. Sie hatte sich in Altsee unter ihrem Mädchennamen angemeldet, also als eine Volksdeutsche aus der Tschechoslowakei. Als solche konnte sie einen österreichischen Fremdenpass besitzen, oder sie konnte bereits damals die Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft und einen deutschen Reisepass beantragt haben. Das war aber zu dieser Zeit nicht einfach. Die Deutsche Bundesrepublik hatte in Österreich keine Konsulate. Diese wurden erst im Jahre 1955 nach dem Staatsvertrag errichtet. Reiseausweise nach Deutschland – auch für deutsche Staatsbürger, die in Österreich lebten – erhielt man in Wien durch die Alliierte Kommission; Konsularangelegenheiten bearbeitete bereits damals teilweise das Deutsche Konsulat in Zürich. In allen österreichischen Bundesländern waren

«Deutsche Fürsorgestellen» tätig, die für die deutschen Staatsbürger oder für Volksdeutsche, die die österreichische Staatsbürgerschaft nicht angenommen hatten, Heimatpapiere besorgten und die Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft einleiteten, indem sie die Papiere einsammelten und diese einer zuständigen deutschen Stelle zur Bearbeitung schickten.

Meine Recherchen ergaben, dass die zuständige Behörde sich in Graz befand. Die Behörden des Ausseer Gebietes führten die Frau Eichmanns unter dem Namen Veronika Liebl als Reichsdeutsche und waren hier auf Weisungen der Grazer Landesregierung angewiesen. Ich fuhr nach Graz und fand über Bekannte bald heraus, dass die Landesumsiedlungsstelle der Grazer Landesregierung im Jahre 1950 Frau Eichmann eine Aufenthaltsgenehmigung auf den Namen Liebl als einer Reichsdeutschen erteilt hatte. Es war daher anzunehmen, dass sie mit einem deutschen Reisepass Österreich verlassen hatte.

Es verging wieder eine Zeit. Vorsichtshalber liess ich in der Schule nochmals anfragen, Ergebnis: Keine Zeugnisse wurden verlangt. Ich folgerte daraus richtig, dass die Kinder in keinem europäischen Land zur Schule gingen. Mein Bekannter aus Bad Aussee teilte mir mit, dass für die Wohnung der Veronika Liebl noch immer Miete gezahlt würde. Die Möbel befänden sich noch dort.

Ich musste jetzt aus kleinen Einzelheiten meine Schlüsse ziehen und sagte mir: Möglicherweise wusste der Hauseigentümer nicht, wohin Frau Liebl verzogen ist. Um ihn in Unwissenheit zu halten, blieben die Möbel in der Wohnung, und die Miete wurde bezahlt. Es war ja auch nicht ausgeschlossen, dass etwas dazwischenkam, so wie mit der gelösten Karte nach Genua, die dann zurückgegeben wurde, und Frau Eichmann wieder nach Aussee zurück musste. Ich bat daher meinen Bekannten zu erkunden, wann das Mobiliar abgeholt oder die Wohnung wieder vermietet würde. Das wäre für mich ein Beweis gewesen, dass die Sache nun für die Frau Eichmann geklappt hatte.

In Aussee erzählte man sich inzwischen, dass Frau Eichmann über Deutschland nach Brasilien ausgewandert sei. Die Nachricht dürfte auf Umwegen über ihre in Aussee lebende Schwester, Frau Kais, gekommen sein. Andere wiederum meinten, er sei nicht in Brasilien, sondern in Argentinien. Hier bezog man sich auf die Erzählungen der Kinder, dass sie «zu einem Onkel auf ein Gut kämen, wo Pferde sind und wo man viel reiten kann». Das brachte man wiederum mit den Pampas in Argentinien in Zusammenhang.

Ende 1952 wurde mir der Tip gegeben, mich bei der «Deutschen Fürsorgestelle» in Graz zu erkundigen, natürlich vertraulich, welche Zuzugsgenehmigung nach Deutschland die Familie Eichmann erhalten hatte, damals nämlich brauchte auch ein deutscher Staatsbürger eine Zuzugsgenehmigung, wenn er nach Deutschland fuhr. Ich musste mich nun nach einer geeigneten Person umsehen, der es gelingen würde, von der deutschen Fürsorgestelle diese Aus-

kunft zu erhalten. Vor allem wollte ich erfahren, welche Papiere Frau Eichmann vorgelegt hatte, damit ihr ein Pass auf ihren Mädchennamen ausgestellt wurde. War sie hier als «geschieden» oder als «verwitwet» bezeichnet? Ich fand eine geeignete Person, und deren Mitteilung bewies mir, dass die Auswanderung der Familie Eichmann nur mit Hilfe einer Organisation, die die Spuren verwischte, erfolgt sein konnte. Bei der Grazer «Deutschen Fürsorgestelle» befand sich im Gegensatz zu anderen in den Akten der Veronika Liebl kein einziges Blatt Papier. Es war daher nicht möglich, die Angaben, die für mich wichtig waren, zu erhalten. Die Akte AZ IV/A – Pf war leer.

Nun wollte ich mich um die Verwandten der Frau Eichmann, die in Deutschland waren, kümmern. Sie blieb nicht in Deutschland, das nur eine Wartestation darstellte. Ich konnte endlich die Adresse ihrer Mutter, Maria Liebl, in Sindolfheim Nr. 20, Post Buchen, erfahren. Jetzt musste ich wiederum jemanden finden, der bei der Gemeindeverwaltung in Sindolfheim feststellte, ob Frau Eichmann mit ihren Kindern dort gemeldet sei oder war, wann sie Sindolfheim verlassen hatte und in welcher Richtung. Ich glaubte kaum, dass die Mutter erzählen würde, wohin sich ihre Tochter Vera begeben habe.

Im März 1953 fuhr ich nach München, dort traf ich mich wiederum mit Hans und klagte ihm mein Leid. Hans hatte einen guten Freund bei einer bayerischen Behörde, der setzte sich kurz entschlossen mit Sindolfheim in Verbindung. Ergebnis: Null. In der Gemeinde Sindolfheim lag keine Meldung, weder auf den Namen Veronika Liebl noch auf den Namen Eichmann vor, auch keine Zuzugsgenehmigung. Ich fuhr mit leeren Händen nach Linz zurück.

Einen Monat später befragten die Behörden des Ausserlandes wieder Frau Kais über ihre Schwester Vera. Sie erklärte, sie bekäme über die Mutter hier und da von ihr Nachrichten, Vera selbst schreibe ihr nicht. Sie vermute, Vera befinde sich bei ihrer Mutter in Deutschland.

Eine Quadratur des Kreises. Ich konnte einfach nicht mehr weiter. Je mehr Zeit verging, desto schwerer war es für mich, etwas zu unternehmen, schon allein der geographischen Entfernungen wegen. Ich trug mich damals ernsthaft mit dem Gedanken, die Sache aufzugeben und die Akte Eichmann abzuschliessen. Die Jüdische Historische Documentation löste ich noch im Jahre 1952 auf, meine Mitarbeiter wanderten aus, viele Freunde waren fort. Ich ordnete das Material der Documentation und arbeitete als Vorsitzender des Jüdischen Zentralkomitees für die Flüchtlinge, die noch verblieben und in einigen Lagern untergebracht waren. Ausserdem übernahm ich eine Aufgabe bei der Berufsausbildung der Flüchtlinge.

Die «Saison» für die Verhaftung der Kriegsverbrecher war längst vorbei. Die bei den Gerichten anhängigen Verfahren wurden zum Teil eingestellt, die Verurteilten kamen durch grosszügige Amnestien wieder zurück, manche bekamen ihr beschlagnahmtes Vermögen wieder. Sie kamen in den öffentlichen

Dienst, in die Polizei, ins Gerichtswesen, in die Verwaltung.

Worauf konnte ich noch in der Sache Eichmann rechnen? Er war nicht in Europa, seine Frau unbekanntes Aufenthaltes, vermutlich auch nicht in Europa. Die Zeit der Freunde und Helfer in dieser Angelegenheit war vorbei. Es konnte bloss ein Zufall sein. Sollte ich nunmehr auf Zufälle bauen? Ich wollte die Akte Eichmann wenigstens abschliessen und auf den Einband den Namen des Landes schreiben, in dem sich Eichmann befand. Der einzige Helfer, der sich damals noch in Linz aufhielt, war der Amerikaner Sam Burstin, aber auch er sollte die Stadt bald verlassen und nach Amerika zurückkehren. Eines Tages kam er zu mir.

«Hör zu, Simon, ich glaube, jetzt kann ich dir mit Sicherheit sagen, wo sich Frau Eichmann befindet. Ich war in Hörsching und führte ein längeres Gespräch mit einer Freundin der Vera Eichmann. Ihr Name tut nichts zur Sache, und sie schwor mir bei allem, was heilig sei, sie wisse mit Bestimmtheit, dass sich die Frau Adolf Eichmanns, das heisst die Veronika Liebl, in Argentinien befinde. Und dort, wo sie ist, wird sich auch ihr Mann, Adolf Eichmann, auf halten.»

«Kann man darauf bauen?»

«Ich glaube sicher, dass sie eine Nachricht aus Argentinien erhalten hat.»

«War irgendeine Adresse auf dieser Nachricht?»

«Ich glaube nicht, vielleicht war es nur ein Kartengruss, denn wäre eine Adresse angegeben gewesen, dann hätte ich sie mit Bestimmtheit erhalten.»

Ich bedankte mich bei Sam, aber ich war noch nicht ganz überzeugt, ob ich zum Abschluss des Dossiers Eichmann schreiben sollte: «Der von mir seit Jahren gesuchte Verbrecher befindet sich in Argentinien.» Ich musste als Grundlage für diese Behauptung etwas mehr haben als die Erzählung einer Frau. Hätte ich wenigstens die Grusskarte als Unterlage in der Hand gehabt! Sam sagte noch:

«Ich schlage dir vor: Betrachte Argentinien als Ausgangspunkt, vielleicht kannst du von dort aus einmal etwas Genaueres erfahren.»

«Sam, Argentinien ist gross. In Argentinien befinden sich Tausende von Deutschen. Eichmann ist unter einem falschen Namen hingekommen, vielleicht hat er auch dort wieder seinen Namen gewechselt. Auch seine Frau lebt dort wahrscheinlich unter falschem Namen. Er wird kaum in einer Grossstadt leben. Argentinien ist ein Einwanderungsland, das jährlich Tausende Einwanderer absorbiert. Dort fallen Fremde nicht auf.»

Ich befolgte dennoch Sams Rat. Ein KZ-Kamerad von mir, Karl Benda, war gerade ein Jahr vorher nach Lima in Peru ausgewandert. Er schrieb mir laufend, und ich besorgte ihm die Vertretung einer Bijouteriewaren-Firma für Südamerika. Benda war früher einige Jahre in Österreich gewesen und kannte

meine Arbeit. Da er mir mitteilte, dass er gute Beziehungen zu deutschen Kreisen in Südamerika habe und oft nach Brasilien und Argentinien reise, bat ich ihn zu erkunden, ob in diesen deutschen Kreisen der Name Eichmann bekannt sei und wo er sich aufhalten könnte. Nach einiger Zeit schrieb mir Benda, er habe mit verschiedenen Deutschen gesprochen, die ihm erzählten, Eichmann sei in Argentinien, aber Genaueres wüssten sie nicht. Einer von ihnen sagte allerdings, er glaube gehört zu haben, dass Eichmann in einem Elektrizitätswerk oder so was Ähnlichem beschäftigt sei. Nähere Einzelheiten waren ihm unbekannt.

Diese Nachricht war für mich eine weitere Bestätigung dafür, dass die Gerüchte über Eichmanns Aufenthalt in Argentinien stimmen konnten. Im Juli 1953 gab es in Österreich wieder einen Eichmann-Alarm. Aus dem Ausseerland kamen Meldungen, dass Eichmann dort gesehen worden sei. Die Meldungen drangen auch in die Presse, die Polizeibehörden ordneten eine Untersuchung an, mehrere Personen wurden vernommen. Bald klärte sich die Sache auf. Der Bruder Adolf Eichmanns, Otto Eichmann aus Linz, der ihm sehr ähnlich sieht, verbrachte seinen Urlaub samt Familie in Altaussee und bezog dabei die frühere Wohnung seiner Schwägerin Vera. Etwas später holte Otto Eichmann auch das gesamte Mobiliar, das seiner Schwägerin gehörte, von Altaussee ab.

Es war klar, dass die Familie Eichmann in Linz genau im Bilde war, wo sich Adolf Eichmann und seine Frau Vera befanden. Die Abholung der Möbel war ein Beweis, dass das Ausseer Kapitel für die Angehörigen Adolf Eichmanns nunmehr abgeschlossen war.

Im Frühjahr 1952 war ich Mitarbeiter einer deutschen Wochenzeitung von gutem Niveau, «Echo der Woche», die in München von Hans Habe redigiert wurde. Dieses Blatt hatte keine lange Lebensdauer, es brachte mich aber in Berührung mit vielen interessanten Menschen, die für diese Zeitung schrieben. Einige dieser Verbindungen verwandelten sich in eine Freundschaft, die bis zum heutigen Tage andauert. Im September 1953 war ich in München und traf mit Freunden aus der Redaktion «Echo der Woche» zusammen. Alle wussten, dass ich hinter Eichmann her war, aber sie kannten meine Nachforschungen nur teilweise aus meinen Berichten.

«Herr Wiesenthal, jetzt haben Sie ja wahrscheinlich Eichmann einem anderen Wiesenthal übergeben, der in Argentinien lebt?»

Ich fuhr auf, wie von der Tarantel gestochen.

«Ja, wieso kommt ihr auf so etwas?»

«Wir haben aus guter Quelle die Nachricht, dass Eichmann in Argentinien ist; wir haben schon erwogen, Sie zu verständigen, da sagten wir uns aber, der Wiesenthal weiss es bestimmt schon längst.»

«Wisst ihr etwas Genaueres? Wo lebt er? Was macht er?»

«Leider nicht.»

«Argentinien ist gross, ich habe auch gehört, dass er dort ist. Könnt ihr mir die Quelle angeben, vielleicht erfahre ich mehr?»

«Das ergab sich rein zufällig in einem Gespräch über Deutsche, die in Argentinien sind. Der Gesprächspartner war ein Mann aus Buenos Aires, der aber bereits zurückgefahren ist.»

Als ich im Jahre 1948 noch mitten in meiner ausgedehnten Arbeit bei der Verfolgung der Kriegsverbrecher steckte, litt ich an Schlaflosigkeit. Es gab viel zu viel Aufregung und immer neue Eindrücke, die ich während des Tages nicht verarbeiten konnte. Stundenlang lag ich mit offenen Augen und wiederholte in Gedanken das Geschehen des Tages. Ich schlief meistens erst um zwei Uhr nachts ein. Das zehrte natürlich an meiner Gesundheit und ich konsultierte einen Arzt. Es war ein Freund aus dem Konzentrationslager, der meine Arbeit kannte und wusste, dass ich mir keine Ruhe gönnte und seit 1945 keine Ferien gemacht hatte. Er untersuchte mich und meinte:

«Es wird nicht mehr lange mit dir dauern, wenn du so weitermachst. Du wirst seelisch zugrunde gehen. Du machst aus dir ein spätes Opfer der Nazi-zeit.»

«Soll ich aufhören? Du musst mir antworten, sowohl als Arzt wie auch als KZ-Kamerad.»

Er schwieg. Ich hatte ihn vor eine schwere Entscheidung gestellt.

«Schliessen wir einen Kompromiss: Ich weiss, es ist zwecklos, dir zu ordnen, deine Arbeit aufzugeben, aber du musst dich wenigstens des Abends mit etwas anderem beschäftigen. Du musst eine Ablenkung haben.»

«Ein Hobby? Du kennst mein Hobby.»

«Nein, von diesem deinen Hobby sollst du dich eben ablenken, nimm dir ein anderes. Meinetwegen sammle Münzen, Bierteller, Zündholzschachteln oder Briefmarken.»

«Wenn du glaubst, dass es gut ist, werde ich das letztere wählen.»

Was ich jetzt schreibe, soll keine Reklame für Briefmarkenhändler sein, aber ich muss gestehen, dass mich dieses Hobby immerhin ablenkte und beruhigte. Ich kaufte mir einige Kataloge, Einsteckbücher, Lupen, Pinzetten und so weiter und sass abendlang über den Marken, bis ich Interesse und Geschmack an diesem Steckenpferd gewonnen hatte. Bei meinen ausgedehnten Reisen in Sachen der Kriegsverbrecher suchte ich bei längeren Aufenthalten an einem Ort oft den Briefmarkenhändler auf und verfiel mit der Zeit einer gewissen Leidenschaft. Ich konnte mich an den Abenden entspannen und oft meine Tagesarbeit vergessen.

Ich kam aber auch mit vielen Leuten zusammen, die dasselbe Hobby pflegten, – ich machte Bekanntschaften und führte eine ausgedehnte Korrespondenz. Ich hätte nie geglaubt, dass mich gerade dieses Hobby auf der Suche nach Eichmann ein grosses Stück weiterbringen würde. Ich lernte auf einer Reise nach Tirol im Spätherbst 1953 einen alten Baron kennen, der ein leiden-

schaftlicher Briefmarkensammler war. Da er einen Teil seiner Sammlung verkaufen wollte, für den ich gerade Interesse hatte, lud er mich zu sich ein.

Es war ein sehr gemütlicher Abend, den ich in der Villa des Barons in der Nähe von Innsbruck verbrachte. Wir tauschten unsere Erfahrungen über Briefmarken aus, er zeigte mir seine grosse Sammlung, die ich bewunderte, und nachher setzten wir uns in eine Ecke zu einer gemütlichen Plauderei.

«Wie war die Saison dieses Jahr im Baugewerbe?»

«Herr Baron, ich bin leider nicht im Baufach tätig.»

«Soso, was machen Sie denn sonst, wenn ich fragen darf?»

«Sie dürfen schon fragen, es ist aber eine Sache, die man nicht in zwei Worten erzählen kann. Ich arbeite in der Flüchtlingshilfe, nämlich in der Berufsausbildung von Flüchtlingen, die auswandern wollen und die keinen geeigneten Beruf haben.»

«Es ist ja nicht meine Sache, aber ich glaube, dass das Baufach einträglicher wäre.»

«Da haben Sie recht, aber ich konnte nicht gleich nach dem Kriege wieder als Architekt zu arbeiten beginnen.»

«An Ihrer Aussprache erkenne ich, dass Sie kein Österreicher sind. Sind Sie Heimatvertriebener?»

«Ja, aber ich kam noch vor Ende des Krieges nach Österreich. Ich kam nach Mauthausen.»

Der Baron blickte mich an und dann sagte er:

«Sind Sie Jude?»

«Ja.»

Dann herrschte eine Weile Schweigen.

«Das muss für Sie eine schwere Zeit gewesen sein. Sie können sich vorstellen, dass ich Monarchist bin. Auch ich war ein Gemassregelter als Habsburg-Anhänger und als Katholik. Natürlich hatten wir es nicht so schwer wie die Juden. Lebt Ihre Familie?»

Ich begann dem Baron einiges aus dieser schweren Zeit zu schildern. Er unterbrach mich von Zeit zu Zeit mit den Worten: «Entsetzlich!» oder «Kaum zu glauben!» oder als ich auf die Roheiten der SS zu sprechen kam, sagte er leise vor sich hin:

«Solche Schweine! – Und nichts ist ihnen passiert!»

Der Baron begann mir einiges über Tiroler Nazis zu erzählen, wie sie sich im Jahre 1938 gebärdeten und dass sie jetzt alle wieder in Amt und Würden seien, als ob nichts geschehen wäre.

Eine Weile herrschte Schweigen, auf einmal stand der Baron auf und sagte:

«Ich glaube, ich habe etwas, was Sie vielleicht interessieren könnte, aber wo nur?»

Er öffnete die Schreibtischlade und begann in seiner Korrespondenz herumzuschauen. Während er suchte, erklärte er mir:

«Wissen Sie, ein alter Kamerad von mir, ein ehemaliger Berufsoffizier, ist vor einem Jahr nach Argentinien ausgewandert. Er ist genau wie ich ein Marken-Narr. Ich schicke ihm immer alle Ausgaben, die in Österreich erscheinen, er schickt mir Marken von Südamerika, und so pflegen wir eine ziemlich rege Korrespondenz miteinander. Er schreibt mir nicht nur über Marken. Bei der deutschen Wehrmacht hat er es nur zum Oberstleutnant gebracht. Weil er Nazigeegner war und daraus auch kein Geheimnis machte, wurde nichts aus seiner verheissungsvollen Karriere. Aber vielleicht ist es so besser, dass seine grossen Fähigkeiten für den Hitler-Krieg nicht genutzt wurden. Im vorigen Jahr folgte er einem Rufe nach Argentinien und arbeitet dort als Ausbilder für die Armee.»

Der Baron nahm Briefe aus Umschlägen heraus, steckte sie wieder hinein, dann suchte er in einem anderen Stoss seiner Korrespondenz. Während der Erzählung des Barons begann ich zu zittern. Ich wagte zu hoffen, dass die Mitteilung, die mir der Baron machen wollte, mit Eichmann im Zusammenhang stehen könnte. Zur Zeit war für mich alles, was aus Argentinien kam, interessant. Nun konnte der Baron womöglich den Brief nicht finden! Ich sass ungeduldig, schwieg aber. Nach einer Weile stand der Baron vom Schreibtisch auf, in der Hand hielt er den gesuchten Brief und sagte:

«Als Sie mir von Ihrem Schicksal erzählten, da fiel mir gerade die Mitteilung ein, die mir mein Freund aus Buenos Aires gemacht hat. Hier ist sie, bitte lesen Sie von da an. Es ist seine Antwort auf meine Frage, ob er in Argentinien Bekannte getroffen und Umgang mit Deutschen habe. Sehen Sie, hier schreibt er davon.»

Er gab mir den Brief in die Hand, zeigte mit dem Finger auf die Stelle und ich las:

«Ich habe hier schon einige Bekannte getroffen. Es befindet sich Leutnant Hoffmann aus meinem Regiment hier, auch Hauptmann Berger von der 188. Division, weiter noch einige Bekannte, die Du aber nicht kennst. Stelle Dir vor, wen ich hier gesehen habe, bereits zweimal, und ein Bekannter von mir hat mit ihm sogar gesprochen. Ich sah dieses elende Schwein Eichmann, der die Juden kommandierte. Er lebt in der Nähe von Buenos Aires und arbeitet für ein Wasserwerk.»

«Das andere sind rein persönliche Mitteilungen. Na, was sagen Sie zu diesem Eichmann?»

Ich war nicht in der Lage, gleich zu antworten. Diese Nachricht schien nicht nur hundert-, sondern tausendprozentig sicher zu sein. Ich wollte aber dem Baron nicht zeigen, wie wichtig diese Nachricht für mich war. Ich schwieg und prägte mir jedes Wort, das ich gelesen hatte, ins Gedächtnis. Da unterbrach der Baron mein Schweigen und sagte:

»Das hat Sie beeindruckt, was?»

»O nein, schauen Sie, in Argentinien leben ausser Eichmann noch andere Verbrecher, genauso wie in Ägypten und in anderen Ländern. Ich kämpfte nur



mit einigen Erinnerungen, darum entschuldigen Sie bitte, wenn ich nicht gleich Ihre Frage beantwortet habe.»

Der Baron wollte mich noch zurückhalten, um über Politik und Tagesneuigkeiten zu plaudern, ich war aber sehr nervös. Die Mitteilung, die ich gelesen hatte, wirkte derart heftig auf mich ein, dass ich, anstatt ruhig zu sitzen und zu plaudern, etwas unternehmen musste. Es war aber nur die Nachwirkung einer Gewohnheit aus den früheren Jahren.

Auf der Heimreise nach Linz notierte ich mir die wenigen Sätze, die mir der Baron zu lesen gegeben hatte, und zergliederte jedes Wort. Ich kam zu dem Schluss, dass es sich hier um eine wahrheitsgetreue Mitteilung handeln müsse. Die Art, wie ich sie erhalten hatte, sprach schon allein dafür. Diese Mitteilung bestärkte mich in der Meinung, dass alle Hinweise und Gerüchte über den Aufenthalt Eichmanns in Argentinien, die ich bisher erhalten hatte, tatsächlich wahr waren und einander ergänzten.

Ich hatte jetzt einen festen Standpunkt gewonnen, von dem aus ich operieren konnte. Die antinazistische Gesinnung des Barons wie auch die seines Freundes in Buenos Aires konnte ich in Rechnung stellen. Es würde wohl keine Schwierigkeiten geben, wenn ich eines Tages beim Baron wieder auftauchen und ihn bitten sollte, er möge mir mit Hilfe seines Freundes den Aufenthalt Eichmanns ermitteln helfen. Schon allein die Art, wie der Oberstleutnant aus Buenos Aires über Eichmann geschrieben hatte, bewies seinen Abscheu und ich konnte mir nicht vorstellen, dass er notfalls seine Hilfe versagen würde. Aber selbst dann war bereits der Hinweis, dass Eichmann für ein Wasserwerk arbeite, sehr wertvoll, denn wie viele Wasserwerke gibt es dort schliesslich! Und wenn ein Beauftragter oder eine ganze Gruppe solcher Männer nach Buenos Aires ging, würde man in kürzester Zeit den Aufenthalt Eichmanns erfahren.

Aber was nun? Nehmen wir an, die Adresse Eichmanns sei bereits bekannt. Konnte man ihn in Argentinien verhaften? Die Deutschen waren in Argentinien ein ziemlich starker politischer und wirtschaftlicher Faktor. Die Ausbildung der argentinischen Armee lag zum Teil in den Händen der Deutschen. Viele Industriegebiete bedienen sich deutscher Spezialisten, viel deutsches Fluchtkapital befand sich dort. Argentinische Banken operierten mit deutschem Kapital, Peron wollte mit Hilfe der Deutschen die mächtigste Armee und Luftwaffe Südamerikas aufstellen. Das waren ja die Gründe, weshalb Argentinien damals ein Eldorado für Nazis bedeutete.

Zahlreiche neonazistische Druckschriften, Bücher und Zeitschriften waren damals in Argentinien verlegt worden und kamen auch nach Europa herüber; alles deutete darauf hin, dass Argentinien ein guter Stützpunkt für nationalsozialistische Propaganda war.

Nun entdeckte ich inmitten dieser eben geschilderten Zustände einen gros-

sen Verbrecher wie Eichmann. Würde ihn die argentinische Polizei verhaften? Und wenn ja, wie lange würden sie ihn in Haft behalten? Werden die Nazis in Argentinien keine Gelegenheit haben, ihn zu befreien? Die Zustände in Südamerika waren mir aus der Presse bekannt, und wenn auch vieles verzerrt und übertrieben war, hatte ich doch keine allzu hohe Meinung vom dortigen Justiz- und Gefängniswesen. Kann Argentinien ihn an einen anderen Staat ausliefern? Eichmann befand sich damals in zwei Fahndungsblättern, nämlich im österreichischen und auch im deutschen. Interesse für Eichmann hatten zu dieser Zeit vielleicht noch Frankreich und zwei kommunistische Staaten, Ungarn und die Tschechoslowakei, und natürlich auch die Juden in der ganzen Welt sowie der Staat Israel. Welche Möglichkeiten gab es damals wirklich? Ich sah vor allem ein, dass meine aktive Rolle beendet war. Zwar konnte ich mich noch nützlich machen, indem ich meine Verbindungen zur Verfügung stellte. Alles andere lag ausserhalb meiner Reichweite. Aber in wessen Hände sollte ich die Sache legen? Wer konnte meine Arbeit fortsetzen? Eichmann musste sich in Argentinien ziemlich sicher fühlen, wenn er seine Familie zu sich geholt hatte, wenn er sich zeigte und mit Leuten sprach, die ihn kannten. Dieses Gefühl der Sicherheit musste ja in den argentinischen Zuständen seinen Grund haben, er musste mächtige Beschützer besitzen, die ihm im Notfälle beistehen würden. Sonst würde sich so ein Mann in Buenos Aires – einer Stadt, in der fast zweihunderttausend Juden lebten – nicht zeigen. Nicht einmal unter falschem Namen!

Das alles waren Überlegungen, die mich noch Anfang 1954 beschäftigten. Ich dachte nach, wer meine Arbeit übernehmen würde und was überhaupt in dieser Sache noch zu tun sei. Es kamen zwei Stellen in Frage: eine jüdische Weltorganisation, der Staat Israel, beide zusammen oder vielleicht eine lokale jüdische Organisation in Argentinien.

Ich sagte mir, Eichmann werde jetzt aus Argentinien nicht davonlaufen. Ein Mann, der dort Frau und drei Kinder hat, ist jetzt nicht mehr so beweglich wie zur Zeit, als er allein war. Wenn er eine Arbeit hatte und nicht in einem Versteck lebte, wo er jederzeit die Entdeckung fürchten musste, spielte die Zeit keine grosse Rolle mehr. Ich begann sein Dossier zu ordnen. Von allen anderen Dossiers, die im Besitze der Documentation waren und die ich nunmehr verwaltete, holte ich alles zusammen, was sich auf Eichmann bezog. Ich wusste noch nicht wie, aber ich hoffte, dass eines Tages dieses gesamte Anklagematerial gegen Eichmann notwendig sein werde. Als ich mitten in der Arbeit war, bekam ich einen Anruf des Israelischen Konsulates in Wien. Konsul Arie Eshel, den ich sehr schätzte, war am Apparat und kündigte mir seinen Besuch in Linz an. Ich notierte mir den 30. März 1954, an dem ich Eshel in Linz erwarten sollte. Er kam mit seiner Frau und war unser Gast. Im Laufe des Besuches machte er mir eine ausserordentlich wichtige Mitteilung, über die ich sehr froh war.

«Dr. Nahum Goldmann, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses und der Zionistischen Organisation, wandte sich an uns mit dem Ersuchen, ihm einen Bericht über den Stand der Suche nach Eichmann zu geben. Da sich ja alle Unterlagen bei Ihnen befinden und kein zweiter einen solchen Bericht zusammenstellen könnte, bitte ich Sie, Nahum Goldmann nach New York diesen Bericht zu schreiben. Ich glaube, Goldmann hat nun den richtigen Mann, der die Sache weiterführen könnte.»

«Ich habe jetzt ziemlich sichere Anhaltspunkte über den Aufenthalt Eichmanns in Argentinien, aber Sie wissen, meine Möglichkeiten sind nunmehr beschränkt.»

«Dann trifft es sich ja gut, dass Goldmann jetzt grosses Interesse dafür zeigt. In diesem Falle legen Sie dem Bericht alle Unterlagen bei, die Sie besitzen und die notwendig sind, um Eichmann erkennen und verhaften zu können.»

Ich war Eshel für seinen Besuch und für diese Mitteilung sehr dankbar. Endlich kam für mich die Zeit, meine Arbeit abzuschliessen. Ich wollte diesen Bericht an Dr. Goldmann möglichst genau und mit vielen Einzelheiten ausstatten; ich wollte vor allem den Mann, der meine Arbeit dann weiterführen würde, vor jenen Fehlern bewahren, die ich selbst schon einmal gemacht hatte, wenn diesmal auch in Südamerika statt in Österreich oder Deutschland.

Sofort nach Eshels Abreise schrieb ich diesen langen und umfangreichen Bericht. Ich schilderte darin die Familienverhältnisse und den ganzen Werdegang Eichmanns und alle Stationen meiner Suche nach ihm. Zum Schluss des Berichtes teilte ich mit, dass er meiner Meldung nach sich in der Nähe von Buenos Aires befinde und angeblich in einem Wasserwerk arbeite. Ich teilte mit, wie ich zu diesem Schluss gekommen sei und wer mir ausser dem Baron noch Mitteilungen über den Aufenthalt Eichmanns in Argentinien gemacht hatte. Ich legte dem Bericht die Fotokopie der Personalakte Eichmann bei, Fotografien von ihm und zwei von seiner Frau, die Schriftproben aus dem eigenhändig von Eichmann geschriebenen Lebenslauf. Ich schloss den Bericht mit der Versicherung:

«Ich wünsche mir nur, dass der Mann, dem Sie die Sache in die Hand geben, eine glücklichere Hand haben möge als ich. Ich bin jedenfalls mit ganzem Herzen bereit, noch etwas in der Sache zu tun, wenn dies von Interesse wäre.»

Ich trug diesen Bericht persönlich zur Post und gab ihn express und eingeschrieben auf. Ich machte mir Sorgen, dass dieser Brief, der die Ergebnisse einer fast neunjährigen Arbeit enthielt, durch ein Missgeschick verlorengehen könne. Eine Abschrift des Berichtes schickte ich auch wunschgemäss an das Israelische Konsulat in Wien. Ich atmete dann erleichtert auf, als ich von Wien die Bestätigung erhielt, dass die Abschrift meines Berichtes angekommen sei.

Eine grosse Last fiel mir vom Herzen, als der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, Dr. Goldmann, die Sache übernahm, der sie bestimmt einem geeigneten Mann übergeben würde. Ich fasste neuen Mut und neue Hoffnung. Ich wartete geduldig auf eine Bestätigung des Berichtes und dann auf eine Antwort.

Ich überlegte schon, wie ich wieder nach Tirol fahren und mit dem Baron sprechen sollte, um die Verbindung mit seinem Freund in Buenos Aires herzustellen. Es gab für mich keinen Zweifel, dass die erste Aufforderung an mich aus New York lauten werde, mit dem Oberstleutnant in Buenos Aires Kontakt aufzunehmen.

## XVI. Kapitel

Es vergingen vierzehn Tage, seitdem ich den Brief nach New York abgeschickt hatte, ohne dass ich etwas hörte. Deshalb wurde ich ungeduldig, da ich vor allem Gewissheit haben wollte, ob der Brief den Adressaten erreicht hatte. Ich rechnete mir aus, dass ein Brief drei bis vier Tage nach New York und genauso lange Zeit zurück brauche. Eine kurze Bestätigung des Briefes wäre also möglich gewesen. Es verging eine weitere Woche und ich war noch immer ohne Nachricht. Ich konnte an nichts anderes denken und fieberte der Antwort entgegen – nichts. Es gab zwei Möglichkeiten: War der Brief nicht angekommen? Oder war Dr. Goldmann nicht in New York? Ich wusste, dass Dr. Goldmann sehr viel Post erhielt, dass er ein eigenes Sekretariat hatte, das die Briefe öffnete. Wenn er nicht anwesend war, dann musste es doch bei einer so grossen Institution wie dem Jüdischen Weltkongress jemand geben, der den Empfang eines Briefes bestätigt. Leider wartete ich den ganzen Monat April vergebens.

Wie es immer so ist, wenn man auf etwas grosse Hoffnungen setzt, dann kommt ein Rückschlag. Ich wartete auf einen Brief, der mich einladen sollte, die Verbindung mit Argentinien herzustellen. Vielleicht würde, so nahm ich an, an Stelle der Antwort ein Mann mit einer besonderen Empfehlung von Dr. Goldmann zu mir kommen, mit dem ich vielleicht nach Tirol fahren würde, bevor er mit einer Empfehlung des Barons nach Buenos Aires flog. Alle diese Möglichkeiten und Kombinationen gingen mir durch den Kopf. Ich fand auf alle «Wenn» ein «Aber» und versuchte auf alle Fragen, die ich mir stellte, eine Antwort zu finden, mit Ausnahme der Kardinalfrage, die ich nicht beantworten konnte: Warum schrieb man mir nicht zwei Worte: Brief erhalten. Ich hatte einen Bericht abgesandt, in dem die Arbeit von neun Jahren enthalten war. Eine Arbeit, die ich nicht für mich, sondern für das Judentum getan hatte. Das tägliche Warten auf den Briefträger war zermürbend. Es wurde Mitte Mai. Sechs Wochen waren vergangen, seit ich den Bericht nach New York abgesandt hatte. Ich rief den israelischen Konsul in Wien, Eshel, an und beklagte

mich darüber, dass ich noch keine Bestätigung meines Briefes erhalten hatte.

«Lieber Herr Konsul, als Sie damals bei mir waren, sagten Sie mir, die Sache wäre dringend. Ich habe keine Zeit verloren. Nach Ihrer Abreise beschäftigte ich mich bis spät in die Nacht mit der Zusammenstellung des Berichtes. Noch in derselben Nacht gab ich den Brief auf, bis jetzt habe ich nicht einmal eine Bestätigung. Ich brauche keinen Dank, doch will ich die Gewissheit haben, dass der Brief angekommen ist.»

«Seien Sie nicht nervös, Goldmann ist sehr beschäftigt. Wahrscheinlich hat er die Sache schon dem richtigen Mann übergeben. Der wird Ihnen schreiben, wenn er den Bericht genauestens studiert hat. Sie werden sehen, er wird sich bald bei Ihnen melden. Sie haben ja in all diesen Jahren warten gelernt.»

Eshel war ein sehr liebenswürdiger und geachteter Mann. Er hatte recht. Ich habe warten gelernt! Er hat mich aber nicht verstanden und ich konnte ihm meine Ungeduld nicht ausmalen. Ich hatte – nachdem mir mitgeteilt worden war, dass Dr. Goldmann sich für die Sache interessiere – neue Hoffnung geschöpft, und meine Ungeduld war mit der Aussicht neuer Aktivität in der Sache Eichmann verbunden. Neun Jahre hatte ich Eichmann gesucht, nun wusste ich, wo er sich befand. Ich verfügte über die Möglichkeiten und die Kontakte, um in kürzester Zeit alles Notwendige zu erfahren. Solange ich mich mit meinem Dossier in Linz befand, war ich mir meiner Machtlosigkeit in Argentinien bewusst, selbst wenn ich die genaue Wohnadresse von Eichmann kannte. Ich hoffte daher auf die unbestrittenen diplomatischen Fähigkeiten Dr. Goldmanns, eine Verhaftung Eichmanns auch in Argentinien herbeizuführen. Natürlich waren alle diese Gedanken noch nebulös, viele Fragen waren noch offen, von denen jede einzelne die ganze Angelegenheit zu Fall bringen konnte. Auf alle Fälle hoffte ich mit Hilfe Dr. Goldmanns auf Fortsetzung der Aktivität.

Ich begann mich für Argentinien zu interessieren, für Land und Leute. Jede kleinste Nachricht aus diesem Lande, die ich in Zeitungen las, schnitt ich aus. Ferner beschloss ich, Spanisch zu lernen. Mich interessierten vor allem die in Argentinien lebenden Deutschen, die als mögliche Beschützer Eichmanns in Frage kamen. Mit einem Worte, ich bekam einen Argentinien-Fimmel. Ich kaufte mir eine grosse Landkarte Argentinien und auch einen Reiseführer durch dieses Land.

Endlich, am 25. Mai 1954, erhielt ich einen Brief. Er stammte nicht von Dr. Goldmann, sondern von einem mir bis dahin unbekanntem Rabbi Kalmanowitz. Dieser teilte mir mit, dass er von Dr. Nahum Goldmann mein Eichmann-Dossier erhalten habe. Er sei an der Festnahme Eichmanns sehr interessiert. Deshalb ersuche er mich um die Bekanntgabe der Adresse Eichmanns und um Mitteilung des Namens, unter dem er und seine Frau lebten. Bei dieser Gele-

genheit teilte er mir ferner mit, dass Dr. Goldmann ihm am 29. April auch andere Informationen über Eichmann zukommen liess, die von einem in Berlin tätigen Amerikaner stammten und besagten, dass Eichmann sich in Syrien aufhalte. Allerdings sehe Dr. Goldmann diese Information nicht für sehr verlässlich an.

Ich fiel aus allen Wolken. Auf einen solchen Brief hatte ich mit so grossen Hoffnungen zwei Monate gewartet! Rabbi Kalmanowitz war mir unbekannt, ich wusste nicht, dass er sich mit Kriegsverbrecherfragen befasste. Die Bitte um Angabe der genauen Adresse Eichmanns und seines neuen Namens war verständlich, zeigte mir jedoch, dass der verehrte Rabbi sich die Sache sehr einfach und leicht vorstellte. Ich wusste nicht, ob der Rabbi der Mann ist, von dem mir Konsul Eshel erzählt hatte, dass Dr. Goldmann ihn zur Erledigung der Sache Eichmann ausersehen hatte, oder ob es sich nur um eine Zwischenperson handelte. Aus dem Brief ging deutlich hervor, dass sich der Briefschreiber der Wichtigkeit der Festnahme Eichmanns für das Judentum aus vielen Gründen bewusst war. Ich aber hatte auf etwas Praktisches gewartet. Das blieb vorläufig aus. Man verlangte von mir die genaue Adresse Eichmanns, das hiess, dass ich mit meinen untauglichen Mitteln von Österreich aus versuchen sollte, die Adresse in Buenos Aires ausfindig zu machen. Das war theoretisch natürlich möglich, sogar auch praktisch; dazu brauchte man jedoch Geld, das ich nicht besass, und dazu brauchte man natürlich auch Zeit.

Ich antwortete dem – Rabbi sofort und schrieb, dass man meiner Meinung nach einen Mann nach Buenos Aires schicken müsste, der in kürzester Zeit in der Lage sein würde, auf Grund der von mir gemachten Angaben und der durch mich herzustellenden Verbindungen die genaue Adresse ausfindig zu machen. Das sei natürlich mit Kosten verbunden, die ich nicht tragen könne. Ich hatte die Suche nach Eichmann Jahre hindurch aus eigenen Mitteln finanziert, den Ertrag von einigen von mir geschriebenen Büchern und von vielen Zeitungsbeiträgen dafür verbraucht; jetzt war ich jedoch auch materiell auf dem Tiefpunkt angelangt. Ich konnte mir keine weiteren Sprünge leisten, eine Reise nach Argentinien war für mich unerschwinglich.

Ich teilte daher in meiner Antwort mit, dass ich für diese Aufgabe einen mir verlässlich erscheinenden Mann vorschlagen könnte, der lange Jahre bei der Polizei tätig war. Ich verwies natürlich darauf, dass man diesem Mann ausser den Fahrtspesen noch einen Betrag von mindestens fünfhundert Dollar zahlen müsse.

Diesmal brauchte ich nicht lange auf die Antwort zu warten, die noch entmutigender war als der erste Brief. Es ging daraus deutlich hervor, dass Rabbi Kalmanowitz meinen Vorschlag aus verschiedenen Erwägungen nicht akzeptieren konnte.

Ich begann mich unter Bekannten, die seit längerer Zeit in Amerika waren, nach Rabbi Kalmanowitz zu erkundigen. Ich bekam ein Loblied über ihn zu

hören, man erwähnte seine Aktivität und dass er während des Krieges Hervorragendes geleistet hatte. Aber was nutzte das alles. Ich wartete auf etwas Praktisches. Dr. Goldmann selbst schrieb mir keine Zeile.

Im September 1954 gab es wieder einen Eichmann-Rummel. Diesmal wurde er von einer seriösen Presseagentur, nämlich von Reuter, ausgelöst. In allen Zeitungen war die Meldung zu lesen, dass Eichmann im Jahre 1946 einer jüdischen Femegruppe zum Opfer gefallen und tot sei.

Im Einzelnen wurde geschildert, dass jüdische Partisanen ihn in einem Walde in der Nähe von Linz gestellt und erschossen hätten.

Eine glatte Lüge! Wer stand dahinter? Wem sollte diese Meldung nützen? War es wieder einmal der Versuch, Eichmann auf diese Weise für tot zu erklären, damit er nicht weiter gesucht werde? Das waren Fragen, die mich beschäftigten. Aus vielen Teilen der Welt wurden Briefe und Telegramme mit der Bitte um Stellungnahme an mich gerichtet. Ich musste die Meldung über den Tod Eichmanns als Märchen bezeichnen.

Da der «Tod» Eichmanns laut der Reuter-Meldung in Österreich erfolgt war, ordnete das österreichische Innenministerium eine Untersuchung an, die das Ganze natürlich als «Zeitungsente» enthüllte. Interessant dabei war, dass mehrere befragte Einwohner von Altaussee bestätigten, Eichmann wiederholt nach seinem «Tode» gesehen zu haben.

Ende September 1954 entschloss ich mich nochmals, an Dr. Goldmann zu schreiben. Ich berichtete ihm über diese «Todeserklärung» Eichmanns und erlaubte mir, ihm mitzuteilen, dass ich bereits mehrere Briefe mit Rabbi Kalmanowitz gewechselt habe, ohne einen Zoll weitergekommen zu sein. Ich verwies darauf, dass Rabbi Kalmanowitz mir «ausser einem aufrichtigen und ehrlichen Wunsch für die Auffindung Eichmanns keine andere wie immer gearbete Hilfe hierzu leisten könne».

Auch auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort. Ich war über das Schweigen von Dr. Goldmann sehr verärgert. Ich sah die vielen Jahre, die ich mit der Suche nach Eichmann ausgefüllt hatte, nicht nur ohne Anerkennung – die ich übrigens nie angestrebt habe –, sondern auch ohne Fortsetzung durch jemand anderen, der geeignet wäre, sie zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen.

War ich einem Phantom nachgejagt und von einer fixen Idee besessen? Alle Bemerkungen, Vorwürfe, Bemitleidungen, die mich in allen diesen Jahren aus meiner Umwelt begleitet hatten, kamen mir jetzt in Erinnerung. Vielleicht hatten alle diese Leute doch recht gehabt. All das ärgerte mich so sehr, und ich hatte niemanden, mit dem ich mich richtig hätte aussprechen können. Zu Hause spielte ich Komödie, da ich meine Frau nicht mit meinen Sorgen und

Enttäuschungen belasten wollte. Von Zeit zu Zeit musste ich ohnehin Bemerkungen über die Vernachlässigung meines Berufes einstecken.

Sollte das Kapitel Eichmann auf diese Weise beendet werden? Das wollte und konnte ich nicht zugeben. Wenn es schon kein Happy-End sein sollte, dann wenigstens eine geordnete Übergabe des Materials in rechtmässige Hände. Aber mit der Art und Weise, wie sich jetzt alles abspielte, konnte ich mich nicht abfinden.

Ich wartete noch immer auf irgendeine Reaktion aus Israel. Ich hatte Konsul Eshel die Kopie meines Briefes übergeben, der sie bestimmt weitergeleitet hatte. Mir war bewusst, dass Israel mit schweren Konsolidierungssorgen zu kämpfen hatte und die Nachbarn an seinen Grenzen nur auf einen passenden Augenblick warteten, um den jungen Staat auslöschen zu können. Israel kämpfte mit den Schwierigkeiten der Versorgung, mit der Dringlichkeit seiner Bewaffnung und vielen anderen lebenswichtigen Aufgaben. So sagte ich mir, dass die Leute dort jetzt bestimmt andere Sorgen hätten. Zu all dem kam die in Israel entfachte Leidenschaft im Zusammenhang mit dem Kastner-Prozess und die damit verbundene Aufrollung eines bisher nicht völlig klaren Kapitels der jüdischen Geschichte aus dem Jahre 1944; nämlich um die Rettungsversuche der ungarischen Juden. Kastner wurde eine gewisse Kollaboration mit den Deutschen, also mit den Leuten des Eichmann-Stabes, angelastet und ihm vorgeworfen, er habe die Juden nicht rechtzeitig gewarnt. Das Land Israel war in dieser Sache in zwei Lager gespalten. Ohne dass ich mich darum bemühte, wurde ich mit in die Sache hineingezogen. Ich schrieb einen Brief an das Gericht, in dem ich von meinen Wahrnehmungen Mitteilung machte. Deshalb hätte ich auch durch das Gericht als Zeuge geladen werden sollen. Es kam aber nicht dazu.

Dieses Kapitel unverarbeiteter jüdischer Geschichte, das im Prozess Kastners aufgerollt wurde und zu heftigen Diskussionen, nicht nur in Israel, sondern auch in vielen jüdischen Kreisen in der ganzen Welt führte und in der Presse seinen Ausdruck fand, hat – wie nicht anders zu erwarten – die Sache Eichmann aktualisiert. Er war wichtiger Zeuge für dieses Kapitel jüdischer Geschichte, jedoch gegenwärtig vor dem Zugriff der Juden geschützt. Er war der lächelnde Beobachter des Kastner-Prozesses, in dem es um die Kardinalfrage ging; Hätte man mit dem Teufel Eichmann verhandeln sollen oder nicht?

Meine Korrespondenz mit dem Jüdischen Weltkongress in der Sache Eichmann wurde meinerseits abgebrochen. Ich wollte keine weiteren Briefe schreiben, auf die man nicht antwortete.

Ich war sehr verärgert und sehnte mich direkt nach einem Gespräch mit Hans. Jetzt wären seine Argumente, die er im November 1950 vorgebracht hat, am Platze gewesen. Aber Hans kam nicht. Dafür kam eine Krankheit, die Gelbsucht. Als der Arzt mich untersucht hatte, meinte er:



«Haben Sie Ärger oder Aufregung gehabt?»

Was sollte ich antworten? Was konnte ich dem Arzt erzählen? Einem Fremden, der nur die äusseren Spuren der letzten Monate an mir feststellen konnte. An Ärger und Aufregung hatte es nicht gemangelt. Ich sah Jahre meiner Tätigkeit ins Nichts Zusammenstürzen. Nun lag ich selbst unter den Trümmern. Der Arzt blickte mich fragend an.

«Ärger hatte ich mehr als genug.»

«Sie müssen sich jetzt ganz ruhig verhalten, einige Wochen im Bett bleiben und an gar nichts denken, was mit Ärger und Aufregung verbunden ist.»

Leicht gesagt! Ich hatte jetzt ja so viel Zeit. Dennoch hatte diese Krankheit etwas Gutes für sich, denn ich wurde gleichgültig und konnte so in diesen zwei Monaten, die ich ans Bett gefesselt war, alles von der ruhigeren Seite betrachten und mir ein neues Konzept zurechtlegen. Ich sagte mir, dass die anderen bestimmt genauso gute Patrioten wie ich seien. Alles im Leben kommt zu seiner Zeit, und so werde auch für Eichmann die Zeit kommen. Ich hatte meine Pflicht getan und konnte mir nichts vorwerfen. Ich hatte die Gnade, dass ich am Leben geblieben war, mit Jahren von Arbeit bezahlt. Jetzt war es an der Zeit, wieder ins Leben zurückzukehren, sollten andere nun auch ihre Pflicht erfüllen.

Ich unterliess nun jede Aktivität in der Sache Eichmann. Von Zeit zu Zeit erhielt ich Nachrichten; noch waren nicht alle meine Informationsquellen versiegt. Die Nachrichten waren zweitrangiger Natur und ich wollte sie nicht einmal überprüfen. Sie betrafen den Aufenthaltsort Eichmanns vor seinem Verlassen Europas, nämlich im Lande Niedersachsen in Norddeutschland. Ich erhielt Mitteilungen, dass Frau Eichmann vor ihrem Verlassen Europas auch dort gewesen war und so weiter. Ich leitete diese Nachrichten nicht weiter. An wen hätte ich sie schicken sollen?

Das grosse Archiv der Documentation war noch in meinem Besitz: Hunderte von Dossiers, eine grosse Bibliothek, Originaldokumente, Fotokopien, Zeugnisaussagen, eine riesige Materialsammlung für künftige Historiker. Schon seit Langem war ich in Verbindung mit der Institution «Yad Washem» in Jerusalem. Das ist das grosse jüdische Dokumentationszentrum, dessen vornehmste Aufgabe es ist, alle Vorgänge, die im Zusammenhang mit dem Untergang der Juden während der Nazizeit stehen, festzuhalten. «Yad Washem» hat im Verlaufe von wenigen Jahren eine riesige Sammlung von Dokumenten, Büchern, Bildern und anderem historischen Material von grösster Bedeutung zusammengetragen. Diese einzigartige Forschungsstätte ist in einem grossen Gebäude auf dem Berge des Gedenkens in Jerusalem untergebracht, das einmal zu einem grossen Monument für die sechs Millionen umgebrachten Juden

werden soll. Ich sah keinen besseren und würdigeren Platz für meine Dokumentensammlung. So schrieb ich an «Yad Washem», mit einer Liste der Dokumente, und machte den Vorschlag, meine Dokumentensammlung zu übergeben. Eine Zeit darauf suchte mich ein Archivar auf, mit dem ich einige Tage lang die Dokumente durchsah. Zahlreiche Erinnerungen wurden dabei in mir wach. Jedes Dossier hatte seine Geschichte. Die Geschichte einer Suchaktion oder die Geschichte einer Verhaftung. Auch jedes Originaldokument hatte seine Geschichte, wie es gefunden oder in meinen Besitz gelangt war. Alles, was ich in die Hand nahm, lebte und sprach mich an. Wie gerne hätte ich diese Arbeit weitergeführt! Obwohl der Weg so dornig und voll Schwierigkeiten gewesen war.

Ich nahm das mir verbliebene Eichmann-Dossier in die Hand. Es war nicht nur ein Dossier, es war ein grosses Bündel von Dokumenten. Wieder rollte die ganze Suche nach Eichmann vor meinem geistigen Auge ab; alles war mir jetzt so unbedeutend erschienen, weil es faktisch zu keinem Ergebnis gelangt war. Nun aber hiess es von all diesen Dokumenten Abschied nehmen. Sie wurden in mehreren Kisten seefest verpackt. Zu meinem Erstaunen musste ich feststellen, dass ihr Gewicht 532 Kilogramm betrug. Es war eine ansehnliche Sammlung. Ein Zeugnis von der Arbeit, der Pietät und der Ergebenheit vieler Freunde und Mitarbeiter der Documentation.

Ich atmete erleichtert auf, als ich von «Yad Washem» die Nachricht erhielt, dass die Sendung wohlbehalten angekommen sei und demnächst einer Sichtung und Katalogisierung unterzogen werde.

Das Ganze schien mir jetzt eine abgeschlossene, hinter mir liegende Epoche zu sein, die reich an schönen Erinnerungen, an Freunden und ergebenen Mitarbeitern, an abenteuerlichen Unternehmen, an vielen mit Spannung und Arbeit und persönlichen Gefahren ausgefüllten Tagen und Nächten gewesen ist.

Schon glaubte ich, mich nicht mehr mit Eichmann beschäftigen zu müssen, als ein äusseres Ereignis eintrat, das mich eine Zeitlang zwang, mich wenigstens gedanklich wieder mit der Sache zu befassen. Im September 1955 wurde die Regierung Peron gestürzt. Die Presse war voll von Mitteilungen über eine unter den Nazis in Argentinien entstandene Panik. Viele Deutsche, die in Argentinien Zuflucht gefunden und sich bisher dort sicher gefühlt hatten, standen vor der Frage: «Wird dieses Land uns auch unter einer neuen Regierung weiter schützen?» Viele Nazis waren mit der Regierung Perons liiert und mit innerpolitischen Geschehnissen verknüpft, andere wiederum erfreuten sich des Schutzes des Regimes und damit einer gewissen Sicherheit. Argentinien hatte bis zu diesem Zeitpunkt niemanden ausgeliefert. Sollte sich das nun ändern?

Auch ich war von denselben Gedanken wie die Nazis bewegt. Angeblich hatten manche Nazis panikartig Argentinien verlassen und in anderen südamerikanischen Staaten Zuflucht gesucht. Einige, die nicht sehr belastet waren,

sollten sogar nach Deutschland und Österreich zurückgekehrt sein.

Jetzt gerade wäre der ideale Zeitpunkt gekommen, Eichmann aufzuspüren. Jetzt würden ihn, so dachte ich, die neuen argentinischen Machthaber verhaften und eventuell auch ausliefern. Es schien, dass die neue argentinische Regierung einen neuen Kurs steuern wolle.

Obwohl ich das Kapitel Eichmann abgeschlossen hatte – mein Dossier war nicht mehr in meinen Händen –, war ich gedanklich auch gegen meinen Willen dabei. Ich hoffte, dass auch andere die Schlüsse, die ich aus der Situation in Argentinien gezogen hatte, ziehen würden, und wartete auf Reaktionen. Diese blieben aber aus. Wollte oder konnte man nicht handeln? Vielleicht hatte man gar nicht bemerkt, dass die Situation sich zum Besseren gewendet hatte. In süd-amerikanischen Staaten ändert sich die Situation oft und günstige Gelegenheiten wiederholen sich nicht.

Man zog mich nicht zu Rate, man schrieb mir nicht, man suchte mich nicht auf. War die Sache Eichmann vergessen? Fand man sich damit ab, dass wir Eichmann nie fassen würden? Oder waren die Schwierigkeiten zu gross? So verging das Jahr 1955 und auch das Jahr 1956 stand vor dem Abschluss.

Im November 1956 weilte ich zur Eröffnung der Gedenkstätte an den unbekannteren jüdischen Märtyrer in Paris, die von einem Komitee, hinter dem das Pariser Documentationszentrum stand, geschaffen worden war. Im Herzen der Stadt Paris entstand nun ein Mahnmal, das gleichzeitig eine Forschungsstätte über die Untaten der Nazizeit werden sollte. Aus Anlass der Eröffnungsfeierlichkeiten kamen zahlreiche Delegationen aus Ost und West, aus allen Ländern, in denen Juden wohnten, zusammen. Ich traf viele Freunde, mit denen ich lange Jahre in Kriegs Verbrecherangelegenheiten in Verbindung gestanden hatte, alle bestürmten mich:

«Was gibt es Neues in der Sache Eichmann? Haben Sie ihn schon gefasst?»

«Ich habe ihn nicht und ich suche ihn auch nicht mehr. Jetzt sollen sich andere damit befassen.»

Im Museum des neuen Pariser Mahnmales waren zahlreiche Fotografien und Dokumente ausgestellt, die Eichmann betrafen. Er war die dominierende Gestalt inmitten des Grauens, das einen grossen Teil unseres Volkes verschlungen hat. Bittere Gedanken erfüllten mich bei der Betrachtung dieser Dokumente.

Der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, Dr. Nahum Goldmann, war anwesend. Ich wollte mit ihm sprechen, wurde ihm auch vorgestellt. Er erinnerte sich gleich an meinen Namen. Ich verwies darauf, dass ich vor zweieinhalb Jahren einen Eichmann-Bericht abgeschickt hatte und gerne darüber mit ihm sprechen wolle. Aber in dem ganzen Trubel riss man sich um Dr. Gold-

mann und ich sah ein, dass er für mich keine Zeit hatte. Ausser den wenigen Worten, die wir gewechselt haben, sprachen wir nicht mehr miteinander.

Nach meiner Rückkehr aus Paris hatte ich keine Zeit, über Eichmann nachzudenken. Die ungarische Revolution war ausgebrochen und Tausende von Flüchtlingen strömten nach Österreich. Unter ihnen befanden sich fast achtzehntausend Juden. Da ich bei der Flüchtlingshilfe tätig war, hatte ich alle Hände voll zu tun. Unter den neu eingetroffenen Flüchtlingen fand ich einige KZ-Kameraden wieder, die Arbeit füllte mich völlig aus.

Von Zeit zu Zeit konnte ich in den Zeitungen Nachrichten über Eichmann lesen, es handelte sich um die üblichen Märchen, die mit einer Regelmässigkeit immer wieder auftauchten, genauso wie das Ungeheuer von Loch Ness. Ich hatte hierfür nichts übrig und habe kaum einen solchen Artikel zu Ende gelesen.

Meine Gewährsleute in der Sache Eichmann, die ich in Linz und im Ausseerland hatte, besuchten mich von Zeit zu Zeit, um mir Mitteilungen zu machen. Die Mitteilungen betrafen sowohl die Vorgänge im Ausseerland wie auch die Familie Eichmann. So erfuhr ich, dass verschiedene Leute, die von den Verlagerungen von Gold- und Wertsachen im Ausseerland Kenntnis hatten, bei der steiermärkischen Landesregierung um Bergungsgenehmigungen angesucht hatten, ja, dass gewisse Gruppen auf solche Genehmigungen überhaupt nicht warteten, sondern laufend in den Bergen Suchaktionen durchführten. Man berichtete mir von ehemaligen Nazis, die seit Kriegsende im Ausseerland lebten und dort anscheinend die Rolle von Aufpassern hatten.

In der Sache Eichmann vernahm ich, dass Frau Eichmann nochmals geheiratet hatte, einen neuen Namen trug und sich nach wie vor in Südamerika aufhielt. Von der Familie Eichmann in Linz wurde mir bekannt, dass diese mit Vera Eichmann seit ihrer Wiederverheiratung keinen Kontakt mehr hatte.

Ich schämte mich, meinen Gewährsleuten mitzuteilen, dass ich keine Informationen in der Sache Eichmann mehr benötigte. Jede neue Nachricht in der Sache Eichmann riss in mir alte Wunden auf. Wunden, die kaum vernarbt waren.

An eine Wiederverheiratung von Frau Eichmann glaubte ich nicht. Um sich wieder zu verheiraten, hätte sie nicht mit ihren drei Kindern unter Geheimhaltung Aussee verlassen müssen. Man hätte nicht die für die Ausstellung ihres Reisepasses notwendigen Unterlagen entfernen müssen, bei einer normalen Sache hätte es nicht so viel Geheimnistuerei gegeben.

Aber wen interessierte das schon alles? Die jüdischen Stellen schienen sich meiner Meinung nach damit abgefunden zu haben, dass Eichmann unauffindbar war. Selbst wenn ich die wichtigsten Neuigkeiten in der Sache Eichmann erfahren hätte, wäre ich mir nicht im Klaren gewesen, an wen ich sie hätte

weiterleiten sollen. Ich wünschte mir gar keine Neuigkeiten mehr. Meine Gewährsleute begriffen mit der Zeit mein verringertes Interesse, und ihre Besuche wurden immer seltener.

Als ich am 22. April 1959 morgens die in Linz erscheinenden «Oberösterreichischen Nachrichten» durchblätterte, sah ich auf einmal unter den Todesanzeigen den Namen Maria Eichmann. Bei näherer Durchsicht stellte sich heraus, dass es sich um die Stiefmutter Eichmanns handelte. Ich war gespannt, ob unter den trauernden Hinterbliebenen Adolf Eichmann erscheinen würde. Das war nicht der Fall. Unter den Schwiegerkindern las ich jedoch den Namen «Vera Eichmann».

Jetzt hatte ich den Beweis in Händen, dass die Familie Eichmann Komödie gespielt hatte, als sie von einer Wieder Verheiratung der Frau Adolf Eichmanns sprach. Hätte sie wieder geheiratet, wäre ihr Name nicht in der Todesanzeige gewesen, und selbst wenn man sie, obwohl dies nicht üblich ist, doch angeführt hätte, wäre das unter ihrem neuen, angeheirateten Namen geschehen.

Diese Kleinigkeit brachte die ganze Lügenkonstruktion um Frau Eichmann zum Einsturz. In einer Todesanzeige lügt man nicht und die Familie Eichmann hatte diesmal die Wahrheit gesagt: Die Frau Adolf Eichmanns war eine Eichmann geblieben.

Doch wem hätte ich diese Nachricht mitteilen sollen? Wie es früher meine Gewohnheit war, aus kleinen Details Schlüsse zu ziehen, so erkannte ich auch jetzt: Grosse Dinge überlegt man, kleine macht man unbewusst, diese sind wahr.

Ich behielt diese Angelegenheit für mich, ohne zu ahnen, dass die Todesanzeige einige Monate später ein wichtiges Beweismittel sein werde.

Im Sommer 1959 startete eine deutsche Illustrierte mit sehr viel Propagandarummel und mit Erlaubnis des österreichischen Innenministeriums eine Bergungsaktion im Toplitz-See. Die Illustrierte brachte in Fortsetzungen eine Artikelserie über die Herstellung von Falschgeld durch die seinerzeitige Abteilung VI des Reichssicherheitshauptamtes. Eine mir seit 1945 bekannte Tatsache, die bereits im Jahre 1946/47 in verschiedenen Zeitungen erschienen war, wurde aufgewärmt und zum Thema einer spannenden Illustriertenserie gemacht. Was an der Sache neu war, war die von der Zeitung unternommene Beweisführung, dass die Restbestände der falschen Pfundnoten Ende April 1945 im Rahmen der üblichen Versenkungsaktionen im Toplitz-See auf Grund gesetzt wurden. Eine mit Tauchergeräten ausgerüstete Expedition wurde zum Toplitz-See geschickt, die tatsächlich Kisten mit falschen Pfundnoten barg.

Ich vermutete, dass möglicherweise während der Bergungsaktion wichtige Dokumente zum Vorschein kommen könnten, die sowohl von den Amerikanern wie auch von den Engländern im Toplitz-See gesucht worden waren, nämlich die Listen der Depositare. Man berichtete mir, dass sowohl deutsche

wie auch österreichische Industriekreise und auch Eigentümer von nach dem Krieg wie Pilze aus dem Boden geschossenen Import-Export-Firmen, von denen die Finanzämter merkwürdigerweise niemals einen Kapitalnachweis verlangt hatten, sehr nervös wurden. Ich vernahm weiter, dass die Redakteure der Zeitschrift, die die Recherchen für die Artikelserie geführt hatten, weite Reisen bis nach Südamerika unternahmen, um mit den Akteuren der Falschgeldwerkstätten wie auch mit den mit der Versenkung betrauten Personen Kontakte aufzunehmen. Jetzt erinnerte ich mich meiner Gewährleute im Ausseerland, denn es bestand ja immerhin die Möglichkeit, dass sich in den geborgenen Kisten ausser den falschen Pfundnoten Dokumente oder auch Wertgegenstände aus jüdischem Besitz befinden könnten. Ich selbst wollte mich nicht mehr in dieser Angelegenheit engagieren, obwohl es mir ein leichtes gewesen wäre, mich einzuschalten.

Ich hatte von all den Recherchen, die ich Jahre hindurchgeführt hatte, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, genug.

Die Sensationen, die hier zu erwarten waren, waren für mich schon lange keine Sensationen mehr, da ich in zahlreichen Aufsätzen, die ich in den früheren Jahren in verschiedenen Sprachen und für verschiedene Zeitungen geschrieben hatte, über die Verstecke im Ausseerland berichtet hatte. Darin hatte ich sowohl die versenkten falschen Pfundnoten als auch andere wertvollere Schätze erwähnt. Ich glaubte kaum, dass ich durch die Zeitschrift etwas Neues, mir noch Unbekanntes, erfahren könnte.

Es war Urlaubszeit und ich fuhr mit meiner Familie bei herrlichem Wetter in die Schweiz. Die Schönheit der Landschaft, die Ruhe und das prächtige Wetter hielten mich im Bann; zum erstenmal nach dem Kriege konnte ich mich richtig entspannen. Die fast täglichen Ausflüge in die Gegend des Genfer Sees wirkten sehr wohltuend auf mich. Dies blieb auch meiner Frau nicht verborgen, und so sagte sie eines Tages zu mir:

«Ich bin so froh, dass du endlich die Sache Eichmann überwunden hast. Jetzt bist du ruhig, jetzt kann ich mit dir sprechen. Du hast mir oft so viel Kummer bereitet, denn man konnte ja mit dir überhaupt nicht mehr reden. Wenn du den Namen Eichmann hörtest, dann war alles aus.»

«Du hast recht, aber es war eine Sturm-und-Drang-Periode nach dem Kriege. Ich habe jetzt wenigstens ein ruhiges Gewissen, denn ich habe das Menschenmögliche getan, jetzt bin ich auch wirklich froh, dass ich den ganzen Ärger nach Abfassung des nicht zur Kenntnis genommenen Berichts überwunden habe.»

«Ich hatte schon Angst, als ich von den Berichten über den Toplitz-See las, dass es dir einfallen könnte, in Österreich zu bleiben, um in der Nähe zu sein.»

«In früheren Jahren hätte ich mir eine solche Sache nicht entgehen lassen.»

Einige Tage nach diesem Gespräch, wir waren gerade von einem Ausflug an den Murtener-See zurückgekommen, setzte man mich im Hotel in Kenntnis, dass eine Voranmeldung aus Linz da sei. Wir wollten zwar am Nachmittage einen Ausflug nach Vevey machen, doch glaubte ich, dass es sich bei dem Anruf um etwas Wichtiges handeln müsse, denn warum sollte man mich sonst aus Linz zu sprechen wünschen. Ich rief die Post an und erkundigte mich nach der Nummer. Diese war mir bekannt. Endlich kam die Voranmeldung durch. Am Apparat meldete sich das «Linzer Volksblatt», Redakteur Rupert Kerer, ein mir bis zu diesem Zeitpunkt unbekannter Journalist.

«Herr Ingenieur, Sie entschuldigen, wenn ich Sie während Ihres Urlaubs störe. Es hat einige Zeit gedauert, bis ich Ihre Telefonnummer feststellen konnte. Aber ich hielt die Sache für wichtig und rufe Sie daher an.»

«Was ist geschehen?»

«Adolf Eichmann ist in Österreich. Er wurde von mehreren Personen gesehen.»

«Ist das sicher?»

«Ich glaube ja, wir haben mit mehreren Leuten ganz unabhängig voneinander gesprochen, die uns mitteilten, ihn gesehen zu haben.»

«Wie stiessen Sie auf die Sache?»

«Wir beabsichtigten eine Reportage über das Ausseerland, da eine solche durch die Bergungen am Toplitz-See aktuell wurde. Wir fuhren ins Ausseerland und kamen dort mit verschiedenen Leuten ins Gespräch. Alle behaupteten felsenfest, in diesen Tagen Adolf Eichmann hier gesehen zu haben. Es handelt sich um Leute, die Eichmann persönlich gekannt haben und die sich keineswegs täuschen können.»

«Wer sind diese Leute?»

«Das kann ich Ihnen telefonisch nicht sagen. Wann kommen Sie nach Linz zurück?»

«Ich habe noch zwölf Tage Urlaub.»

«Glauben Sie, dass Eichmann so lange warten wird?»

«Ich weiss nicht, jedenfalls danke ich Ihnen für diesen Anruf.»

Ich kam in die Hotelhalle zurück und berichtete meiner Frau den Inhalt des Anrufes. Wir schwiegen. Endlich fragte meine Frau:

«Was gedenkst du zu tun?»

«Ich weiss noch nicht. Eichmann hat mir in meinem Leben vieles verderben, soll er mir nun auch noch diese schönen Tage verderben?»

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Was sollte ich tun? Nach Österreich zurückfahren oder nicht? Wenn nein, wen sollte ich verständigen? Soll ich den Beleidigten spielen und dadurch eventuell Eichmann laufen lassen? Sollte ich eine sich mir bietende günstige Gelegenheit ungenützt lassen? Das würde man

mir nie verzeihen, – das würde auch ich mir nicht verzeihen. Ich war ganz allein und hatte keine Helfer. Wenn ich nach Linz zurückfuhr, was würde ich zuerst unternehmen? Ich war ganz und gar unentschlossen.

Auch am nächsten Tag war prächtiges Wetter, aber ich empfand keinen Genuss. Meine Gedanken waren bei Eichmann. Wir fuhren zwar zum See hinaus, doch war alles nicht mehr wie in den vorhergehenden Tagen. Das intensive Nachdenken hatte mir Kopfschmerzen verursacht.

«Ich werde den israelischen Botschafter in Wien anrufen und ihm das Telefongespräch mitteilen. Dann werden wir weiter sehen.»

Meine Frau sah den Rest des Urlaubs schwinden:

«So wie ich dich kenne, wirst du es hier nicht aushalten. Anstatt dich mit Gedanken zu plagen, ist es besser, einen Entschluss zu fassen.»

«Ich werde zuerst den Botschafter anrufen.»

Ich begab mich in die Hotelhalle, meldete ein Gespräch mit Wien an, doch der Botschafter war nicht anwesend. Ich schrieb ihm einen Expressbrief, in dem ich ihm das Gespräch mit Redakteur Kerer mitteilte. Doch bereits bei der Abfassung des Briefes fasste ich den Entschluss, meinen Urlaub zu unterbrechen und nach Österreich zurückzukehren. Vielleicht würde ich dort gebraucht?

Das war in der zweiten Augushälfte 1959.

## XVII. Kapitel

Seit dem Frühjahr 1959 waren in verschiedenen israelischen Zeitungen gelegentlich Berichte über die wichtige Rolle, die Eichmann bei der Juden Vernichtung gespielt hatte, erschienen, in denen auch die Wichtigkeit der Suche nach ihm unterstrichen wurde. Vorschläge über Prämien für Eichmanns Ergreifung wurden erörtert; diese Angelegenheit wurde sogar vor das Parlament gebracht. Auch die politische Situation änderte sich zum günstigen. Das Prestige Israels war nach dem Sinai-Feldzug gewachsen, das Land konsolidiert und das Selbstbewusstsein seiner Einwohner stark angestiegen. Das waren sehr günstige Faktoren, die eine entscheidende Rolle für die nun eintretenden Geschehnisse gespielt haben.

Den Bericht, den ich von der Schweiz aus über den angeblichen Aufenthalt Eichmanns in Österreich abgesandt hatte, traf gerade zu einer Zeit in Israel ein, als die Öffentlichkeit Israels sich, durch verschiedene Zeitungsartikel veranlasst, für Eichmann zu interessieren begann.

Gleich nach meiner Rückkehr nach Linz erhielt ich die Nachricht, dass der israelische Botschafter meinen Brief auch an den Bundesverband der Israelitischen Kultusgemeinden Österreichs übergeben habe, da dieser als die Vertre-



tung der Juden Österreichs ein grosses Interesse an der Verhaftung Eichmanns habe. Eine Delegation des Bundesverbandes, bestehend aus Dr. Maurer und Regierungsrat Krell, besuchte auf Grund des Berichtes Innenminister Afritsch und teilte ihm die Angelegenheit mit. Da Eichmann im österreichischen Fahndungsblatt ausgeschrieben war und von Österreich gesucht wurde, ordnete der Innenminister eine sofortige Untersuchung an und beauftragte den Untersuchungsbeamten, sich mit mir in Verbindung zu setzen.

Schon einige Tage nach meiner Rückkehr bat ich den Redakteur des «Linzer Volksblattes», Kerer, zu mir. An dieser Zusammenkunft nahm auch der Untersuchungsbeamte teil, der sich alle Hinweise, die für den angeblichen Aufenthalt Eichmanns in Österreich sprachen, notierte.

Im Zusammenhang mit der Toplitz-See-Aktion waren die wildesten Gerüchte entfacht worden. Man sprach von angeblichen Sabotageversuchen und behauptete, dass die die Bergungsaktion durchführende Zeitschrift unter Druck gesetzt wurde, die Aktion einzustellen. Aus welchem Grunde mitten in diese Kombination der Name Eichmann gefallen war, liess sich nicht ergründen. Wahrscheinlich hing das damit zusammen, dass die Leute im Ausseerland, die davon Kenntnis hatten, dass sich unter den dort verborgenen Schätzen auch ein aus zweiundzwanzig Kisten bestehender Transport Eichmanns befand, vermuteten, dass dieser ein Interesse an der Einstellung der Bergungsaktion hatte. Das war nicht so ohne Weiteres von der Hand zu weisen.

Eine Reihe von Leuten, die durch Organe der Sicherheitsdirektion und der Gendarmerie vernommen wurden, weigerten sich, ihre den Redakteuren des «Linzer Volksblattes» gemachten Erklärungen zu bestätigen oder zu wiederholen. Es war nicht feststellbar, ob sie aus Angst oder Vorsicht handelten oder ob das früher Gesagte nur Wichtigtuerei gewesen war.

Ich selbst, der mit den Leuten im Ausseerland eine schon viel jährige Erfahrung hatte, war, da mehrere Leute Eichmann gesehen haben wollten, der Meinung, dass wiederum ein Adolf ähnlich sehendes Mitglied der Familie Eichmann sich dort gezeigt hatte und so alle Gerüchte, Behauptungen und Kombinationen auslöste.

Ich erhielt den Besuch von zwei jungen Leuten aus Israel, die von meinem Bericht Kenntnis hatten. Sie machten mir die Mitteilung, dass man in Israel nunmehr sehr stark an der Ergreifung Eichmanns interessiert sei.

Michael und Meir, so hiessen die beiden Männer, fragten mich um meine Meinung über das Gerücht, dass Eichmann sich in Österreich befinden solle.

«Ich persönlich glaube nicht daran, dass sich Eichmann in Österreich aufhält, selbst wenn manche Leute sagen, sie hätten ihn gesehen. Vielleicht handelte es sich um seinen Bruder Otto, der ihm sehr ähnlich sieht. Wenn sich

aber Eichmann doch in Österreich aufhalten sollte, dann wird er mit grösster Sicherheit verhaftet werden. Das Innenministerium und die Polizei nehmen die Angelegenheit ernst.»

Meine Besucher baten mich, die Sache Eichmann wieder in die Hand zu nehmen.

Ehe ich es merkte, war ich wieder in die Suche nach Eichmann hineingeraten. Das bedeutete für mich, dort fortzusetzen, wo ich im Jahre 1954 aufgehört hatte. Seit jener Zeit hatte ich keine neuen Nachrichten erhalten, so dass sich Eichmann für mich noch immer in Argentinien aufhielt, ausser er hätte sich nach dem Sturz des Regimes Peron in ein anderes Land begeben. Ich sah daher noch einmal alle Aufzeichnungen, die ich noch besass, durch; vor allem das die Familie von Frau Eichmann betreffende Material. Es gab für mich keinen Zweifel, dass die Geschwister und die Mutter von Frau Eichmann genau Bescheid über deren Aufenthalt wüssten, falls sie Argentinien verlassen hätte.

In der Zwischenzeit hatte die Untersuchung in Österreich ergeben, dass sich Eichmann nicht hier befunden hatte und die Nachricht, die mich veranlasst hatte, meinen Urlaub in der Schweiz abzubrechen, falsch war. Die Leute waren entweder getäuscht worden oder hatten dem Redakteur des ««Linzer Volksblattes»» bewusst die Unwahrheit berichtet. In Österreich war jede weitere Suchaktion sinnlos. So klammerte ich mich wieder an Argentinien und natürlicherweise auch an das Gerücht, dass Frau Eichmann wieder geheiratet hätte, was durch die Todesanzeige von Frau Maria Eichmann glatt zu widerlegen war.

Als mich Michael und Meir am 15. September 1959 wieder besuchten, übergab ich ihnen den Ausschnitt aus den ««Oberösterreichischen Nachrichten»» als Beweis, dass die Wiederverhehlung Vera Eichmanns nur eine Fiktion sein müsse und dass sie nach wie vor die Frau Eichmanns sei. Ich teilte ihnen auch die Adresse der Schwiegermutter Eichmanns, Maria Liebl in Sindolfsheim, und von Eichmanns Schwager Metzl in Schweigern bei Heilbronn mit.

In Frankfurt waren zu dieser Zeit die Vorarbeiten zum grossen Auschwitz-Prozess angelaufen. Die Staatsanwaltschaft Frankfurt gab einen Haftbefehl gegen Adolf Eichmann als den Hauptschuldigen in diesem Prozess heraus. Auch die Frankfurter Staatsanwaltschaft befasste sich mit der Suche nach Eichmann. Deshalb wurden die Angehörigen von Frau Eichmann auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft Frankfurt vernommen und nach deren Aufenthalt befragt. Sie gaben an, dass Frau Eichmann mit ihren drei Kindern im Jahre 1952 eine Zeitlang bei ihnen im Odenwald gewesen sei, dann aber eines Tages ohne Angabe eines Reiseziels abgereist sei. Seit dieser Zeit fehle von ihr jede Nachricht.

Ich glaubte nicht, dass die Verwandten die Wahrheit sprachen. Sie konnten sich schliesslich auch unter Berufung auf den Verwandtschaftsgrad der Aussage entziehen.

Die häufigen Besuche/ die ich jetzt aus Israel erhielt, waren für mich ein Beweis des grossen Interesses und der Energie, mit der die Angelegenheit nunmehr betrieben wurde. Ich fasste neue Hoffnungen und schaltete alle Erinnerungen an die durchgemachten Enttäuschungen aus. Ich wollte und musste mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung standen, helfen. Von «Yad Wachem» erhielt ich die Bestätigung, dass in mein Eichmann-Dossier Einsicht genommen worden sei. Der sich dort befindende Personalakt Eichmanns und noch andere Dokumente seien angefordert worden; ich sah, dass die Angelegenheit in das richtige Stadium getreten war. Man hatte also meinen alten Bericht aus dem Jahre 1954 hervorgeholt und ihn nochmals genau studiert.

Für mich war die Frage: «Befindet sich Eichmann noch in Argentinien?» das Kardinalproblem. Deshalb fuhr ich mit der Absicht, den Baron aufzusuchen, der mir seinerzeit den Brief aus Buenos Aires gezeigt hatte, nach Tirol. Ich hatte seit fünf Jahren mit ihm keinen Kontakt mehr aufrechterhalten, hatte ihn zwar im Jahre 1956 in einem Innsbrucker Kaffeehaus gesehen, ohne ihn allerdings anzusprechen, weil er sich in Gesellschaft befand. Als ich jetzt nach Innsbruck kam, rief ich bei ihm an und wollte eine Verabredung treffen.

«Der Herr Baron ist voriges Jahr gestorben. Es tut uns leid, dass wir nicht wussten, dass Sie ein Bekannter von ihm waren, sonst hätten wir Sie von seinem Ableben verständigt.»

Da stand ich nun und wusste nicht einmal den Namen des Oberstleutnants in Buenos Aires, der Eichmann gesehen hatte. Unverrichteterdinge kehrte ich nach Linz zurück.

Die Israelis schliessen nicht, sondern bewiesen starke Energie. Schon liefen auch von anderen Seiten Nachrichten über den Aufenthalt Eichmanns in Argentinien ein, doch war eine genaue Adresse nach wie vor unbekannt.

Anfang Oktober beschloss ich, jemand Geeigneten zur Mutter von Frau Eichmann, Frau Maria Liebl, zu entsenden. Ich hatte gerade einen guten Bekannten aus Deutschland zu Besuch, den ich in die Sache einschaltete. Schon nach kurzer Zeit erhielt ich von ihm Nachricht, ich möge ihn in München besuchen.

«Sie können sich vorstellen, dass die alte Dame über meinen Besuch nicht sehr erfreut war. Sie hat anscheinend in letzter Zeit schon Besuche empfangen oder der Schock der Gerichtsvernehmung wirkte noch nach.»

«Was konnten Sie erfahren?»

«Frau Liebl war sehr wortkarg und sagte nur, dass ihre Tochter mit Eichmann nichts mehr zu tun habe, sie hätte noch einmal geheiratet, aber schreibe nur selten. Den Aufenthaltsort weigerte sie sich anzugeben.»

«Hat sie Ihnen wenigstens gesagt, wie Vera jetzt mit ihrem neuen Namen heisst und mit wem sie verheiratet ist?»

«Ich fragte sie danach, worauf sie antwortete, der Mann von Vera habe einen englisch klingenden Namen, den sie nicht behalten konnte, er klinge wie ‚Klems‘ oder ‚Klemt‘. Mehr konnte ich aus ihr nicht herausbekommen.»

Ich war ihm dennoch dankbar und schickte unverzüglich einen Bericht nach Israel.

In der Zwischenzeit wurde wider Erwarten in der Presse sehr viel über Eichmann geschrieben, und zwar in Zusammenhang mit einem angeblichen Aufenthalt Eichmanns in Kuwait. Es war mir unverständlich, warum gerade jetzt, da die Suchaktion auf vollen Touren lief, aus Israel die Nachricht vom angeblichen Aufenthalt Eichmanns in Kuwait kam. Urheber dieses Gerüchtes war Tuvia Friedmann, dem ein vertraulicher Bericht von der Staatsanwaltschaft in Frankfurt oder von der Zentralstelle in Ludwigsburg zugegangen war und der anscheinend nichts Eiligeres zu tun hatte, als eine Pressekonferenz einzuberufen, wo er den Aufenthalt Eichmanns in Kuwait bekanntgab.

Ich war mir nicht klar, ob es sich hier um eine bewusste Ablenkung oder um etwas anderes handelte. Ich erachtete jede Pressenachricht über Eichmann zur Zeit der Suchaktion nicht nur für überflüssig, sondern für schädlich, denn er würde durch eine solche Nachricht erfahren, dass er gesucht werde. Selbst wenn er sich in seinem jetzigen Wohnort sicher fühlte, würde er die notwendigen Vorsichtsmassnahmen treffen.

In ziemlich kurzer Zeit stiess ich auf den Ausgangspunkt der Nachricht über Kuwait. Ein deutscher Journalist, der während des Merten-Prozesses als Berichterstatter in Griechenland gewesen war, war von der Unschuld Mertens überzeugt. Er war der Ansicht, dass Merten für die Tat eines anderen verurteilt wurde. So unternahm er Recherchen, die ihn zu Eichmanns Stellvertreter Alois Brunner führten. Dieser war einer der Hauptverantwortlichen für die Abschachtung der Juden in Griechenland. Mit Brunner war es immer zu Verwechslungen gekommen. Es gab nämlich im Stabe Eichmann zwei Männer mit Namen Brunner: Anton Brunner, der nach dem Kriege in Wien durch das Volksgericht verurteilt und hingerichtet wurde, und Alois Brunner, der entkommen konnte und, wie ich bereits früher berichtete, sich sogar eine Zeitlang in einem amerikanischen Internierungslager in Wegscheid bei Linz aufhielt. Der tüchtige Journalist setzte an dieser Fährte an, die ihn schliesslich nach Damaskus führte. Mit Hilfe von arabischen Kontakten stellte er nach bereits zehn Tagen fest, dass Alois Brunner dort als Österreicher unter dem Namen Dr. Georg Fischer lebte. Dieser falsche Dr. Fischer war eine Zeitlang bei der Coca-Cola-Firma in Damaskus angestellt und später Prokurist der Firma Thameco (The Arabian Medical Company). Die Papiere auf den neuen Namen habe Brunner über Vermittlung des Mufti von Jerusalem erhalten, da er eine Zeitlang für die Moslebruderschaft tätig gewesen sei.

Während seiner Recherchen in Damaskus interessierte den Journalisten auch der Aufenthalt Eichmanns. Da erfuhr er sowohl von Deutschen wie auch von Arabern, dass Eichmann vor nicht allzu langer Zeit in Damaskus gewesen sei, sich dann aber nach dem Kuweit begeben habe, wo er einen Posten bei einer Ölgesellschaft hätte annehmen sollen. Diese Nachricht war natürlich<sup>1</sup> mit viel Vorsicht zu geniessen, wie das bei allen derartigen Nachrichten, die man in orientalischen Basaren oder Kaffeehäusern zu hören bekommt, der Fall ist. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland sprach der Journalist bei der Frankfurter Staatsanwaltschaft vor und teilte mit, dass er im Orient das Gerücht gehört habe, Eichmann sei in Kuweit. Dieses Gerücht wurde an Tuvia Friedmann weitergeleitet, der es in der israelischen und dadurch auch in der internationalen Presse als Tatsache veröffentlichte, was von der Staatsanwaltschaft gewissermassen als Vertrauensbruch angesehen wurde.

Am 10. Oktober 1959 erhielt ich aus Israel die Nachricht, dass der Aufenthaltsort von Frau Eichmann festgestellt worden sei. Sie lebe in einer Scheinehe mit einem Deutschen, Adolf Eichmann befinde sich wahrscheinlich in der Nähe. Ich konnte in meiner Antwort auf meine früheren Berichte hinweisen, die die Wiederverehelichung als Fiktion darstellten. Der beste Beweis hierfür sei ja die Todesanzeige, in der Vera Eichmann unter ihrem richtigen Namen erschien. Die Kardinalfrage war zu dieser Zeit, wer der Deutsche sei, mit dem Frau Eichmann eine fiktive Ehe eingegangen war.

Es war mir schwer, mich mit dem Gedanken anzufreunden, dass es nunmehr zwei Ehemänner gebe, einen echten und einen fiktiven. Ich hatte eine andere Meinung darüber, aber keine Beweise. Für mich gab es nur einen, nämlich den echten Ehemann.

Es dürfte Ende des Monats Oktober gewesen sein, als ich von Israel die Anfrage erhielt, ob ich Fingerabdrücke von Adolf Eichmann hätte. In seinem Personalakt waren sie nicht enthalten. Die Anfrage bewies mir, dass bereits schon mehr konkrete Berichte vorlagen, die eine Überprüfung mit Hilfe von Fingerabdrücken notwendig machten. Ich wusste allerdings nicht, ob der fiktive Ehemann überprüft werden sollte, oder ob man tatsächlich an einem anderen Ort – so wie es am Anfang hiess – auf den richtigen gestossen sei. Ich hatte seinerzeit die Fingerabdrücke besessen, nur wusste ich nicht mehr, ob sie mit meinem Eichmann-Dossier nach Jerusalem gegangen waren oder ob ich sie mit dem Bericht nach New York geschickt hatte. Jedenfalls besass ich sie nicht mehr, so dass ich eine negative Antwort geben musste.

Kurze Zeit darauf hörte ich, dass ein Anwalt aus Buenos Aires, der von einer Prämie, die für die Ergreifung Eichmanns ausgeschrieben war, gehört hatte, einen Brief an Tuvia Friedmann schrieb, in dem er sich zur Mitteilung der Adresse bereit erklärte. Die von ihm gegebene Beschreibung passte nicht auf

Eichmann, denn er sprach von einem Mann, der mit Frau und vier Kindern seit 1948 in Argentinien lebte und sprachbehindert war. Ich wusste nicht, ob diese Angaben – die übrigens zu einer Zeit eintrafen, als der Aufenthaltsort der Familie Eichmann bereits feststand – absichtlich entstellt waren und die wahren Angaben erst nach Ausstellung des verlangten Akkreditivs auf zehntausend Dollar angegeben werden sollten. Diese Mitteilung war mir ein weiteres Glied in der Kette von Beweisen und auch dafür, dass sich der Ring um Eichmann schloss.

Ich begann mir Gedanken zu machen, wie die Ergreifung Eichmanns erfolgen sollte, ohne mich diesbezüglich mit meinen israelischen Freunden in Verbindung zu setzen. Die nach dem Sturz Perons geschaffene politische Situation wandelte sich. Die gegenwärtige Regierung des Präsidenten Frondizi war innenpolitisch von der Unterstützung der Peronisten abhängig. Würde man diese Regierung veranlassen können, Eichmann zu verhaften und auszuliefern? Ich bezweifelte das. Vor allem glaubte ich, dass jede offizielle Stellungnahme in der Sache Eichmann diesen warnen würde, so dass er leicht untertauchen, verschwinden oder sich in ein anderes südamerikanisches Land absetzen könnte. Ich dachte auch an andere Möglichkeiten und malte mir die sicheren diplomatischen Verwicklungen und Komplikationen aus. So beschloss ich noch im Monat Oktober einen Testfall ausfindig zu machen. Ich wusste, dass sich in Argentinien viele der gesuchten Verbrecher aufhielten und Argentinien bisher noch niemanden ausgeliefert hatte. Mir war zwar bekannt, dass die jugoslawische Regierung die Auslieferung von Ante Pavelic verlangt hatte, doch erhielten sie von den Argentinern die Antwort, sie wüssten nicht, wo sich dieser aufhalte. Als schliesslich eine Adresse angegeben wurde, kam die Antwort, dass Pavelic unter dieser Adresse nicht zu finden sei. Aber das lag Jahre zurück.

Ich kam mit dem Generalsekretär des «Internationalen Auschwitzkomitees», Hermann Langbein, zusammen, mit dem ich in andern Kriegsverbrecherfragen zusammengearbeitet hatte. Ohne ihn einzuweihen, um was es gehe, fragte ich ihn beiläufig:

«Ihr habt doch in Frankfurt eine Liste von Verbrechern für den kommenden Auschwitz-Prozess zusammengestellt. Befindet sich auf dieser Liste vielleicht jemand, von dem man weiss, dass er in Argentinien lebt?»

«Ja, und zwar Dr. Josef Mengele, der KZ-Arzt von Auschwitz.»

Mengele war für mich ein Begriff. Wer von Auschwitz gehört hatte, der hatte auch von Mengele gehört. Mengele hatte Tausende von Menschen auf seinem Gewissen. Im Jahre 1944 wählte er viele ungarische Transporte für den Tod aus. Er hatte auch das sogenannte Zigeunerlager in Auschwitz liquidiert, ferner befasste er sich «wissenschaftlich» mit der Zwillingforschung.

«Woher weisst du, dass Mengele in Argentinien ist?»

«Die Sache ging aus einem Scheidungsakt hervor. Mengele liess sich nämlich im März 1954 scheiden und bei der Scheidung von einem Anwalt vertreten. Ich habe sogar zwei Adressen von Mengele in Argentinien, die aber nicht mehr zu stimmen scheinen.»

«Was wurde gegen Mengele unternommen?»

«Das Amtsgericht in Freiburg im Breisgau stellte wegen Mordes einen Haftbefehl gegen Mengele aus. Da dem Amtsgericht bekannt war, dass sich Mengele in Argentinien befindet, ersuchte es das Deutsche Auswärtige Amt, eine Auslieferung Mengeles zu verlangen.»

«Wie haben die Argentinier auf dieses Auslieferungsbegehren reagiert?»

«Sie haben vorerst festgestellt, dass sich Dr. Mengele nicht unter der angegebenen Adresse befindet.»

Ich liess mir noch von meinem Freund Langbein, der Mengele persönlich kannte, vieles über Mengele erzählen. Seine medizinischen Experimente, die er besonders an Zwillingen durchgeführt hat, führten schliesslich dazu, dass alle Zwillingskinder im Lager unter schrecklichen Qualen umgekommen sind. Er war ein ausgesprochener Sadist, der einmal ein neugeborenes Kind eigenhändig ins Feuer geworfen hat; er tötete persönlich Häftlinge durch Phenolinjektionen, spritzte Säuglingen schmerzhaft Löslungen in die Augen, an deren Folgen sie starben, nahm Kopfoperationen vor, um die Augenfarbe zu verändern, und beging noch andere Verbrechen.

Das war der geeignete Testfall! Ich schrieb an einen Freund in Buenos Aires, teilte ihm die beiden bisher bekannten Adressen Dr. Mengeles mit, nämlich Buenos Aires, Sarmiento 1875, Olivos, und die spätere Adresse Virrey Antiz 970 Vicente López – FCNGBN Pcia de Buenos Aires. Ich bat ihn, die neue Adresse Mengeles sofort nach Feststellung unverzüglich der Deutschen Botschaft in Buenos Aires zur Verfügung zu stellen. Ich schickte meinen Freunden in Israel und auch dem «Yad Washem» eine Kopie dieser Korrespondenz und war sicher, dass sie die Wichtigkeit dieses Testfalles verstehen würden.

Am 30. Dezember 1959 hatte mein Freund in Buenos Aires die neue Adresse, unter der Mengele lebte, aufgefunden gemacht. Sie lautete: OLIVOS FCNGMB, Vertiz 968. Er übergab sie sofort der Deutschen Botschaft in Buenos Aires, die sich bisher darum vergebens bemüht hatte. Ich verständigte gleich meinen Freund Langbein, der wiederum die Staatsanwaltschaft in Freiburg im Breisgau anrief. Diese setzte sich mit dem Justizministerium und dem Aussenministerium in Verbindung und so wurde ein neuer Auslieferungstrag über die Deutsche Botschaft an die argentinischen Behörden gestellt. Ungefähr Ende Januar liess das argentinische Aussenministerium durchblicken, dass der die Sache bearbeitende argentinische Procurador de la Nacion möglicherweise den Einwand erheben würde, dass es sich im Falle Mengele um ein politisches und nicht um ein kriminelles Delikt handle. Es bestätigte sich die

allgemeine Praxis, dass das argentinische Justizministerium nicht geneigt war, Auslieferungen zu genehmigen.

So war genau das eingetreten, was ich vorausgesehen hatte. Mengele war ein klassischer Testfall. Er war ein Massen- und vor allem Kindermörder. Er war deutscher Staatsbürger, dessen Auslieferung ein deutsches Gericht verlangt hatte. Es bestand kein Zweifel, dass sich im Falle Eichmann der Vorgang genauso wiederholen würde. Argentinien hat durch den Fall Mengele jeden Kredit verloren.

Der Vollständigkeit halber wäre vielleicht hier vorzugreifen und die Wichtigkeit des Testfalles Mengele zu beleuchten. Als nach der Ergreifung Eichmanns und seiner Überführung nach Israel die argentinische Regierung massive Angriffe gegen Israel richtete und sogar behauptete, sie würde Eichmann ausgeliefert haben, sah ich die Zeit für gekommen, an den Fall Mengele zu erinnern. Über einige grosse Presseagenturen teilte ich die Geschichte des Falles Mengele und auch die Ablehnung des Auslieferungsbegehrens durch die argentinische Regierung mit. Der Fall Mengele war gewissermassen eine Widerlegung des angeblich guten Willens Argentiniens. Auch die deutsche Presse – gestützt auf die Angaben der Staatsanwaltschaft Freiburg – beschäftigte sich mit Mengele. Auf diese Weise wurde die argentinische Regierung in ihrer Entzückung zum Fall Eichmann gewissermassen in die Defensive gedrängt. Einen Monat nach der Ergreifung Eichmanns erliess die argentinische Regierung unter dem Druck der Weltöffentlichkeit einen Haftbefehl gegen Dr. Mengele.

Was stellte sich da heraus? Mengele war unauffindbar und hatte wahrscheinlich zu dieser Zeit Argentinien schon verlassen. Sehr zum Missvergnügen der argentinischen Behörden hatten die Berichte über Mengele die Meldungen über Eichmann abgelöst.

Die israelische Regierung hat sich im Fall Mengele sehr ruhig verhalten, indem sie nicht auf ihn hinwies, weil sie den Streit mit Argentinien nicht verschärfen wollte. Jedenfalls hat die Causa Mengele dazu beigetragen, dass der israelisch-argentinische Konflikt schneller als erwartet beigelegt wurde.

Nun aber zurück zu Eichmann.

Ende Januar hörte ich, dass der Vater Adolf Eichmanns schwer erkrankt sei. Am 5. Februar starb er. Als ich die Linzer Zeitung «Oberösterreichische Nachrichten» öffnete, sah ich die Todesanzeige. Hier wiederholte sich dasselbe wie in der Todesanzeige der Stiefmutter Eichmanns. Auch hier stand der Name Vera Eichmann unter den trauernden Hinterbliebenen. Ich schnitt die Todesanzeige aus und schickte sie sofort als weiteren Beweis der fingierten Wiederverehelichung Vera Eichmanns nach Israel.

Aus seinerzeitigen Berichten über die Familie Eichmann wusste ich, dass der gesuchte Adolf seinem Vater sehr zugetan war. Es war daher wahrscheinlich, dass die Familie eine Depesche nach Argentinien absenden werde, um



Adolf vom Tode seines Vaters zu verständigen. Möglicherweise war eine solche Depesche vorsichtshalber nicht in Linz, sondern an einem anderen Ort aufgegeben worden. Ich musste auf alle Fälle damit rechnen und ins Kalkül ziehen, dass sich unter Umständen Adolf Eichmann entschliessen könnte, zum Begräbnis seines Vaters nach Linz zu kommen. Wenn eine solche Spekulation auch nur ein Promille Wahrscheinlichkeit hätte, musste ich mich darauf vorbereiten. Ich erfuhr, dass das Begräbnis erst in fünf Tagen stattfinden würde, da Verwandte aus dem Auslande erwartet wurden. Mir war bekannt, dass der Sohn Emil Rudolf in Frankfurt lebte, aber mit der Familie, mit Ausnahme des Vaters, nur eine lose Bindung hatte. Wurden eventuell andere Verwandte aus dem Auslande erwartet?

Diese Frage beschäftigte mich einige Tage; ich beschloss, diesem Begräbnis indirekt beizuwohnen. Zwei Tage vor dem Begräbnis sah ich mir auf dem Friedhof den Grabplatz an. Dabei betrachtete ich genau die Umgebung und erkannte, dass die Winterzeit meinem Vorhaben sehr günstig war. Deshalb fuhr ich nach Wien und sprach mit zwei Bekannten vom Presseklub, von denen ich wusste, dass sie eine fotografische Spezialausrüstung besaßen. Es ist verständlich, dass ich hier ihre Namen nicht nennen möchte.

«Ich habe eine Aufgabe für Sie. Ich möchte, dass Sie aus einer Entfernung von ungefähr einhundertfünfzig bis zweihundert Metern ein Begräbnis fotografieren sollen. Kann man mit Ihren Apparaten halbwegs scharfe Aufnahmen der anwesenden Personen erzielen?»

«Das hängt von der Witterung ab. Mit unseren Spezialkameras schaffen wir es. Warum sollen wir die Bilder aus einer solchen Entfernung schießen?»

«Ich möchte vermeiden, dass die aufgenommenen Personen merken, dass sie fotografiert werden.»

«Ist die Sicht frei?»

«Jetzt, im Winter, ja.»

«Es wäre gut, wenn wir uns vorher den Ort ansähen, um festzustellen, wo wir uns postieren sollen, damit wir nicht bemerkt werden.»

Ich nahm die beiden Herren samt ihrer Ausrüstung nach Linz mit. Vorher noch war ich in einem Reisebüro und konnte mit Hilfe der Flugpläne feststellen, dass Adolf Eichmann bei sofortiger Verständigung noch rechtzeitig zum Begräbnis kommen konnte. All das waren theoretische Überlegungen mit wenig Aussicht auf Erfolg. Doch sagte ich mir, dass ich im Laufe all dieser Jahre die kleinsten und aussichtslosesten Chancen wahrgenommen hatte, so dass ich diese nicht ungenützt vorübergehen lassen durfte.

Am Friedhof wählten wir die günstigste Position von zwei verschiedenen Standorten. Ich postierte mich in der Nähe des Grabes, damit die Fotografen die Apparate richtig einstellen konnten. Dann sagte ich ihnen, wie wichtig die

Aufnahmen für mich wären, denn es handle sich um Personen, die ich auf eine andere Weise nicht fotografieren könne.

Am nächsten Tag fand das Begräbnis statt. Die Fotografen leisteten gute Arbeit. Am Abend hatte ich bereits die entwickelten Bilder, es handelte sich um sehr scharfe Aufnahmen, vor allem der Familienangehörigen. Die am Grabe erschienenen Kinder und Schwiegerkinder wie auch die Enkelkinder waren klar zu erkennen. Ich liess mir Grossaufnahmen der Angehörigen anfertigen und hatte ihre Bilder nun alle auf dem Tisch: Die Söhne des Verstorbenen, Otto, Friedrich, Emil Rudolf, Robert, die Tochter Irmgard und die Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, auch die Enkelkinder. Es war frappierend, wie die Mitglieder der Familie Eichmann einander ähnlich sahen. Adolf Eichmann war nicht dabei, worüber ich nicht enttäuscht war, denn ich hatte mit einer solchen Möglichkeit kaum gerechnet.

Die Fotografen verabschiedeten sich und ich blieb mit den Bildern zurück. Ich suchte das in meinem Besitz befindliche Bild Adolf Eichmanns, das ich in verschiedenen Grössen besass, hervor und legte es auf den Tisch zwischen die Bilder der Familie, die soeben aufgenommen worden waren. Die frappierende Ähnlichkeit der Geschwister stach ins Auge. Das Bild Adolf Eichmanns, das ich besass, stammte aus dem Jahre 1936, war also vierundzwanzig Jahre alt. Als ich es unter die anderen Bilder mischte, sah Eichmann wie ein jüngerer Bruder der anderen aus. Erst jetzt fiel mir die starke Ähnlichkeit auf. Sein Bruder Robert sah ihm so ähnlich, dass er das alte Bild Adolf Eichmanns unbeanstandet für seinen Identitätsausweis hätte benutzen können.

Ich betrachtete genau die Züge der Brüder. Ich nahm eine Lupe zur Hand und betrachtete die einzelnen Gesichtspartien von jedem der Geschwister, um etwaige kleine Abweichungen feststellen zu können. Aus Berichten vieler Leute wusste ich, dass Adolf seinem Bruder Otto am ähnlichsten war. Die vielen Eichmann-Alarme, die es in der Vergangenheit vor allem im Ausseerland gegeben hatte, waren darauf zurückzuführen, dass einer der Brüder sich im Ausseerland zeigte oder dort seinen Urlaub verbrachte. Sofort erstatteten Leute Anzeige, Adolf Eichmann gesehen zu haben.

Ich wusste, dass die hinter Eichmann herjagenden Leute in Argentinien nur meine Bilder zur Verfügung hatten, die zumindest vierundzwanzig Jahre alt waren. Jemanden mit Hilfe dieser Bilder zu erkennen war wirklich schwer. Deshalb war auch die Anfrage wegen der Fingerabdrücke, die ich leider nicht zur Verfügung stellen konnte, gemacht worden. Als sich die Suche nach Eichmann vor Jahren noch in Österreich und Deutschland abspielte, hatten Kreise der Untergrundbewegung der SS die Nachricht in Umlauf gesetzt, Adolf Eichmann habe sich einer plastischen Operation unterzogen, um die Gesichtszüge zu verändern. Ich meldete in meinen Berichten das Gerücht, Adolf Eichmann habe eine von einem Motorradunfall stammende Schramme am Haaransatz.

Angeblich hatte Eichmann Angst gehabt, durch diese Schramme erkannt zu werden, deshalb habe er sie durch eine plastische Operation entfernen lassen. Diese Schramme erwähnte auch Wisliczeny in seiner Personenbeschreibung Eichmanns, auch der seinerzeit in Nürnberg vernommene Krumej hat von dieser Schramme gesprochen. Ich sagte mir, dass auch eine plastische Operation Eichmanns Gesichtszüge nicht wesentlich verändern würde. Die Bilder lagen vor mir auf dem Tisch, ich fühlte instinktiv, jetzt eine Trumpf karte in der Hand zu haben, die zur Ergreifung Eichmanns ausgespielt werden musste.

Wenn der fiktive Ehemann Frau Eichmanns in Buenos Aires Adolf Eichmann selbst war, musste er seinen Brüdern ähnlich sehen, musste er physiognomisch dieselbe Entwicklung mitgemacht haben wie die anderen einander so ähnlichen Brüder. Das war der Trumpf.

Ich nahm die Bilder mit nach Hause, zerschnitt eine Kopie zu Einzelbildern, legte das entsprechende Bild Adolf Eichmanns dazu, mischte sie wie Karten durcheinander und warf sie auf den Tisch. Dann betrachtete ich die Bilder noch einmal von allen Seiten und war davon überzeugt, ein sehr wichtiges Behelfsmittel in Händen zu haben.

Es dauerte einige Tage, bis Michael und Meir meinem Rufe folgen konnten und sich bei mir einfanden.

Ich sagte gar nichts, sondern warf die Bilder wieder wie Karten auf den Tisch.

«Seht ihr, so muss er aussehen, genauso wie einer von ihnen. Wahrscheinlich seinem Bruder Otto am ähnlichsten. Vergleicht hier die zwei Fotografien von Robert und Adolf, bei denen nur ein kleiner Altersunterschied besteht. Seht ihr, alle Familienmitglieder haben ein und denselben Gesichtsausdruck. Schaut auf die Mundpartie, das Kinn und die Kopfform.»

«Das ist ausserordentlich wichtig!» sagten Michael und Meir.

Sie hatten es noch nie so eilig wie jetzt. Ich fühlte, der Sache einen guten Dienst erwiesen zu haben.

Das war meine letzte Begegnung mit Michael und Meir. Es vergingen wieder einige Wochen und da ich nichts von ihnen hörte, nahm ich an, dass sie keine Hilfe mehr von mir brauchen. Ich wusste auch nicht, was ich noch dazu hätte tun können.

Zwei Monate später erfüllte sich das Schicksal Adolf Eichmanns. Als der fiktive Ehemann Vera Eichmanns, Ricardo Clement, den Autobus aus Buenos Aires verliess, um den kurzen Heimweg zu Fuss zurückzulegen, holte ihn ein Wagen ein. Söhne Israels, Juden, die Eichmann auslöschen wollte, zerrten ihn gewaltsam in den Wagen. Es gab keinen Heimweg für ihn. Nun war er in der Macht derer, die er wie Ungeziefer vertilgen wollte. Eine Jagd über fünfzehn Jahre hinweg war beendet. Die Mühlen der Gerechtigkeit mahlen langsam.

Die Gebete und Gedanken Millionen Sterbender, die der lange Arm Eichmanns in allen Winkeln Europas erreicht und der Vernichtung zugeführt hatte,

wurden erhört. Nicht Fremde, sondern die Söhne der Ermordeten, fassten den Mörder!

Am 23. Mai 1960 konnte Israels Premierminister verkünden: Der Massenmörder Adolf Eichmann befindet sich in Israel in Haft!

Der Mörder unseres Volkes wurde in Ketten in das jüdische Land gebracht!  
Mein Gebet war erhört!

Meine Vision, die ich beim Begräbnis der Asche aus den Krematorien gehabt hatte, erfüllte sich! Die Jahre der Arbeit waren nicht umsonst gewesen.

Genau fünf Monate nach der offiziellen Bekanntgabe der Regierung Israels über die Ergreifung Eichmanns war ich Gast des grossen Dokumentationszentrums «Yad Washem» in Jerusalem. Auf dem Berge des Gedenkens – Har Hazikaron –, der allen Juden in der Welt heilig ist, durfte ich in einer Pressekonferenz über die langen Jahre meiner Suche nach Eichmann berichten. Ich war mir der grossen Ehre bewusst, die mir zuteil wurde. Ich beendete meinen Bericht mit folgenden Worten:

«Die Ergreifung Eichmanns ist keineswegs das Verdienst einer Person, sondern es war eine Gemeinschaftsarbeit im besten Sinne des Wortes. Es war ein Mosaik, zu dem besonders in der letzten Phase viele Leute, die einander zumeist gar nicht kannten, Steinchen zusammentrugen. Ich kann hier nur über meine Tätigkeit berichten und ich weiss nicht einmal, ob sie besonders wichtig war.»

Ich wurde in Israel geehrt und sehr warm empfangen. Die Tage, die ich dort verbracht habe, bleiben mir unvergesslich. Viele Menschen wollten mich sehen, mich sprechen, mir danken. Ich konnte nicht allen Wünschen nachkommen. Ich war nicht einmal in der Lage, die für mich bestimmte tägliche Post durchzusehen. Am letzten Tage vor dem Abflug wählte ich aus einem Stoss von Briefen einen, dessen Absender mir unbekannt war.

Sein Name war Yitzchak Hubermann aus Gewatajim bei Tel Aviv. Ich benachrichtigte ihn, dass er mich sprechen könne. Als ich am Abend mit Freunden zusammen war, verständigte mich der Portier, dass mich ein junger Mann namens Hubermann zu sprechen wünsche.

Ich kam ihm entgegen und merkte, dass er von der Arbeit kam. Er war jung, schüchtern und machte einen etwas hilflosen Eindruck.

«Schalom! Sie schrieben mir, mich sehen und mir eine Mitteilung machen zu wollen. Bitte setzen Sie sich.»

Ich gab ihm die Hand, die er in seine beiden Hände nahm.

«Ich schrieb, dass ich Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Es ist möglich, dass es für *Sie* nicht wichtig ist, aber für mich ist es sehr wichtig, Ihnen das zu sagen.»

«Bitte, sprechen Sie.»

Er schweig eine Weile. Ich blickte in seine Augen, sie waren feucht. Dann begann er:

«Als ich zwölf Jahre alt war, war ich mit meinen Eltern im Ghetto Lodz. Eines Tages kamen die Mörder und brachten meine Eltern und Geschwister vor meinen Augen um. Ich kam nach Auschwitz, wo ich die Hölle durchgemacht habe. Was ich dort gesehen habe, werde ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Ich war ja noch ein Kind. Damals habe ich mir geschworen, diesen Mördern und Verbrechern das alles heimzuzahlen, wenn die Zeit kommen wird. Aber ich war ja noch ein Kind, ich war in Auschwitz halb verhungert und krank. Und dann schickte man mich von Auschwitz nach Bergen-Belsen. Auch dort hungerte ich und auch dort war ich krank. Aber die Mörder habe ich nicht vergessen. Nur war ich so hilflos. Es kam das Ende des Krieges, wir wurden befreit, aber ich war krank. Man brachte mich nach Schweden zur Heilung und Erholung. Und von dort kam ich einige Jahre später mit der Jugend-*Aliyah* nach Israel.»

Die Erinnerung übermannte ihn. Ich sah, wie er schluckte. Ich streichelte seine Hände. Er sprach weiter:

«Jetzt bin ich dem Kindesalter entwachsen, ich arbeite, aber alle diese Jahre trage ich ein Schuldgefühl in mir, weil ich gegen die Mörder meiner Familie nichts unternommen habe. Ich redete mir ein, nichts tun zu können. Ich war doch nach dem Kriege so hilflos und schwach. Aber mein Gewissen plagte mich. Noch immer sehe ich meine ermordeten Eltern und Geschwister, das lässt mir keine Ruhe. Jetzt hörte ich von Ihnen in den Zeitungen und wollte Ihnen danken. Sie haben auch meine Eltern nicht vergessen!»

Wir blickten uns gegenseitig in die tränenvollen Augen.

Der junge Hubermann hatte in seinen schlichten Worten das geschildert, was Tausende jüdische Herzen empfanden, als sie von der geglückten Ergreifung Eichmanns hörten.

Viele dornige Jahre meiner Suche nach Eichmann hatten ihren Lohn im Dank eines unbekanntes KZ-Kameraden gefunden.



Taschenbücher im Sigbert Mohn Verlag  
*unterhaltend - spannend - immer interessant*

**SM**  
**BÜCHER**

- 8 DOROTHY SAYERS · Der Tote in der Badewanne · *Kriminalroman*
- 9 E. J. MCGRAW · Mara, Tochter des Nil
- 10 A. J. CRONIN · Die Bewährung
- 11 ELLERY QUEEN · Drury Lanes letzter Fall · *Kriminalroman*
- 12 LEWIS WALLACE · Ben Hur\*
- 13 RUDOLF DIEHL · Wolf ohne Rudel
- 14 R. UND A. BECKER · Gestatten, mein Name ist Cox! · *Kriminalroman*
- 15 FRANK G. SLAUGHTER · Der Ruhm von Morgen
- 16 VÄINÖ LINNA · Kreuze in Karelien\*
- 17 FRANK YERBY · Die Rebellin
- 18 JULES VERNE · Der Kurier des Zaren
- 19 WARWICK DEEPING · Außenseiter der Gesellschaft\*
- 20 DAVID DODGE · Über den Dächern von Nizza · *Kriminalroman*
- 21 OSCAR GLUTH · Dieter und Yvonne
- 22 PAUL FECHTER · Geschichte der Deutschen Literatur, Band I\*  
*bearbeitet von Kurt Lothar Tank und Wilhelm Jacobs*
- 23 PAUL FECHTER · Geschichte der Deutschen Literatur, Band II\*  
*bearbeitet von Kurt Lothar Tank und Wilhelm Jacobs*
- 24 VICKI BAUM · Flut und Flamme
- 25 ERLE STANLEY GARDNER · Der heulende Hund · *Kriminalroman*
- 26 MAX CATTO · Fähre nach Hongkong
- 27 LUIGI BARTOLINI · Fahrraddiebe
- 28 CONAN DOYLE · Der Hund von Baskerville · *Kriminalroman*
- 29 B. TRAVEN · Der Schatz der Sierra Madre
- 30 KASIMIR EDSCHMID · Drei Häuser am Meer
- 31 MIKA WALTARI · Gefährliches Spiel · *Kriminalroman*
- 32 NOEL CALEF · Gnadengesuch
- 33 ODETTE FERRY · Ein Herz und eine Krone
- 34 FERRY ROCKER · Schatten über Haus Fleury · *Kriminalroman*
- 35 HOWARD CLEWES · Nebel am London River
- 36 DAPHNE DU MAURIER · Karriere\*
- 46 SIMON WIESENTHAL · Ich jagte Eichmann

Jeder Band 2.20 DM · \*Doppelband 3.80 DM

Jeden Monat erscheinen drei weitere Titel.